

Spezialausgabe zum 1. August

DIE WELTWOCHEN

Nummer 30/31 – 28. Juli 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90



Zur Lage der Nation

Mit Hans-Rudolf Merz, Ursula Meier, Gerhard Schwarz, Corrado Pardini, Joël Dicker, Sergio Ermotti, Vreni Giger, Claude Longchamp, Paul Nizon, Didier Burkhalter, Annina Frey, Hanspeter Latour, Marco Grob, Klaus Schwab, Mozart u.v.a.m.

Cover-Gestaltung: Ugo Rondinone



DEGUSSA. DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Gold ist die stärkste Währung seit 2001 vor Christus und damit ein grundsolides Investment für Menschen mit einem langen Anlagehorizont. In unseren Ladengeschäften in Zürich und Genf beraten wir Sie ganz persönlich. Hier haben wir unsere bekannten Degussa Barren, Anlagemünzen und emotionalen Goldgeschenke für Sie vorrätig. Alle unsere Degussa Barren und Anlagemünzen verfügen über eine Bankens Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern. Informationen und Online-Shop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00



Intern: Zur Lage der Nation

Wichtiger Hinweis: Dies ist eine Doppelausgabe zur Lage der Nation. Die nächste *Weltwoche* erscheint am 11. August!

Es ist zur Tradition geworden, dass ein grosser Schweizer Künstler das Titelblatt der *Weltwoche*-Sonderausgabe zum 1. August gestaltet.



Künstler Rondinone (l.), Autor Bandle in New York.

Nach Hans Erni (2012), Rolf Knie (2013), Pipilotti Rist (2014) und Ben Vautier (2015) hat sich dieses Jahr Ugo Rondinone bereit erklärt, diese Aufgabe zu übernehmen. Rondinone, in Brunnen SZ aufgewachsen, lebt seit vielen Jahren in New York, beschäftigt in seinem Studio zehn Mitarbeiter und gehört zu den gefragtesten Künstlern der US-Metropole. Für das Cover hat er ein Motiv gewählt, das zentral ist in seinem Werk: der introvertierte Clown, der seiner Ansicht nach auch für den Zustand der Schweiz steht. Kulturredaktor Rico Bandle hat den Künstler in New York besucht und zeichnet dessen erstaunlichen Lebensweg vom Migrantenkind in der Innerschweiz zum Kirchenbesitzer in der Weltstadt New York nach. **Seite 98**

Schon früher war es so, dass Schweizer Künstler das Land verliessen, um sich Inspiration in Grossstädten zu suchen. Dabei schärften sie von aussen auch den Blick auf ihr Land. Anker, Hodler oder Giacometti zogen alle nach Paris, um nur die bekanntesten Namen zu nennen. In dieser Ausgabe zur Lage der Nation widmen wir uns aktuellen Persönlichkeiten, die denselben Weg einschlugen – und sich in der Fremde zu grossen Künstlern entwickelten. Neben dem bereits erwähnten Ugo Rondinone sind das der in New York lebende Fotograf Marco Grob, der Grössen wie Barack Obama,

Lady Gaga, George Clooney oder Recep Tayyip Erdogan (das *Weltwoche*-Titelblatt von letzter Woche) vor der Linse hatte (Seite 64), der Schriftsteller Paul Nizon, der seit vielen Jahren in Paris lebt (Seite 78), sowie die in Brüssel wohnende Westschweizer Regisseurin Ursula Meier (Seite 82), die mit ihren Filmen international für Furore sorgt und kürzlich in die Oscar-Akademie aufgenommen worden ist.

Silicon Valley, das bedeutet kometenhaften Aufstieg: von der Tüftlerbude, in der technik-begeisterte Computerfreaks sich die Nächte mit Programmiercodes um die Ohren schlagen, zum weltumspannenden Konzern im Wert von mehreren hundert Milliarden Dollar. Doch das Kraftzentrum der Internet-Wirtschaft ist auch ein Friedhof voller gescheiterter Unternehmensgründungen. Redaktor Florian Schwab traf im kalifornischen Woodside den Schweizer EPFL-Physiker Aymeric Sallin, der nach den besten Nanotechnologie-Investments sucht und sie zu den Nestlés und Googles der Zukunft ausbauen will. Erfahren Sie, wie er das argentinische Start-up-Genie Wences Casares motivierte, ein Fintech-Unternehmen in Zug zu gründen. **Seite 92**

Die Sommerausgabe kann nicht auskommen ohne das grosse Gespräch mit einem intelligenten Zeitgenossen. Zum Abschluss seiner eindrücklichen publizistischen Laufbahn tref-



Wie er die Welt sieht: Ökonom Schwarz.

fen die *Weltwoche*-Redaktoren Roger Köppel und Beat Gygi den abtretenden Direktor von Avenir Suisse, Gerhard Schwarz, der früher als Wirtschaftschef der *Neuen Zürcher Zeitung* zum prägenden liberalen Missionar der Schweiz avancierte. Schwarz bleibt, wie es seine Art ist, beim Blick auf die Weltlage skeptisch zuversichtlich. **Seite 36**

Ihre *Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann


Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



PLANEN SIE EINEN
UMBAU IM BAD?
VERGESSEN SIE IHRE
TRINKWASSER-
LEITUNGEN NICHT!

Sind Ihre Wasserleitungen älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass die Rohre rostig sind oder der Wasserdruck nachlässt. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Unser ANROSAN macht Ihre Trinkwasserleitungen von innen wieder wie neu. Anorganisch und ohne den Einsatz von Epoxidharz. Denken Sie also bei der Umbauplanung auch an eine mögliche Sanierung der Trinkwasserleitungen.

Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:
www.naef-group.com/trinkwasser oder auf der Gratis-Infoline **0800 48 00 48**.

**Naef**
GROUP

Trumps Amerika

Warum wird der Kandidat so gehasst? «Mürrische Gelassenheit». Rapallo und Walther Rathenau.

Von Roger Köppel

Der deutsche Kriegsdenker und Philosoph Herfried Münkler, auch ein glänzender Ideenhistoriker, erregt Anstoss mit seiner auf den Terrorismus gemünzten Formel der «mürrischen Gelassenheit». Münkler beschreibt damit eine Haltung schlechtgelaunter Unaufgeregtheit im Umgang mit jenen Verbrechen, die islamistische Täter tatsächlich oder angeblich begehen. Ich kann gut verstehen, dass man den Aufruf zur Gelassenheit etwas abseitig findet, nachdem gleich mehrere vermutlich islamistische Killer zugeschlagen haben. Naheliegender ist der Vorwurf, hier verharmlose und beschwichtige ein Professor aus der schussicheren Distanz seines Elfenbeinturms. Die Beanstandungen aber sind falsch. Münkler plädiert ja nicht dafür, Zeit zu verträdeln oder Gefahren auszublenden. Vielmehr wendet er sich gegen jene mediengetriebene Rasanzkultur der Nullaussagen und Absichtserklärungen, die oft in Dummheiten ausarten. Gelassenheit, gerade in ihrer mürrisch-misstrauischen Form, ist eine der wichtigsten Führungseigenschaften. Es geht um die Fähigkeit, ein Problem zu durchdringen, an sich herankommen zu lassen, ohne vereinnahmt zu werden. Derzeit jagen sich die Meldungen über mutmassliche Anschläge islamistischer Provenienz mit unwirklichem Tempo. Wann, wenn nicht jetzt, ist Distanz, ist Abgeklärtheit, ist eben «mürrische Gelassenheit» gefragt? Die Terroristen wollen uns aus der Ruhe bringen. Aus der Ruhe aber kommt die Kraft. Professor Münkler hat recht.

Man muss den früheren New Yorker Bürgermeister Rudy Giuliani studieren, um Hinweise darauf zu finden, wie der Staat auf terroristische Attacken reagieren soll. Als der raubeinige Ex-Staatsanwalt sein Amt antrat, war New York ein Sumpfgebiet. Die Kriminalitätsrate war extrem hoch, in manchen Stadtvierteln marodierten Banden. Giuliani setzte nicht auf Soziologie, er räumte auf, und zwar im wahrsten Sinn des Wortes. Er erhöhte die Polizeipräsenz massiv. Äussere Zeichen der Verwahrlosung wurden konsequent beseitigt. Er liess eingeworfene Fensterscheiben ersetzen. Mit Graffiti vollgesprayte Züge wurden konsequent gereinigt. Viele Intellektuelle und Journalisten höhnten, Giuliani betreibe nur «Symptombekämpfung». Die Kritiker irrten. Giuliani stoppte den Verfall der öffentlichen



«An sich selbst leidende Samariter-Supermacht.»

Ordnung, indem er die Ordnung wieder sichtbar herstellte. Was lernen wir? Unordnung entsteht nur dann, wenn sich der Staat als Hüter der Ordnung zurückzieht. Indem er die Unordnung duldet, vergrössert er sie.

Nach eingehender Lektüre der *New York Times* bin ich fast überzeugt, dass Trump im nächsten November gewählt wird. Die feindselige Gehässigkeit des hochdekorierten Ostküstenblatts ist erstaunlich. Selten habe ich eine derart einseitige, fast ausschliesslich auf Behauptungen setzende Kommentierung eines Parteitags gelesen. Trump wird nicht einmal mehr zitiert. Die Verdammung des Kandidaten kommt inquisitionsässig ohne Begründung.

gen aus, zuvorderst der Linksnobelpreisträger Paul Krugman, dessen Meinungen auch hierzulande von erstaunlich vielen Journalisten und Politbeobachtern wie Bibelsprüche nachgebetet werden. Wie ist dieser panische Trump-Hass zu erklären? Seine Kritiker behaupten, der Mann sei in seiner Krassheit unamerikanisch. Ich habe eine andere Theorie. Trump wird gehasst, gerade weil er so krass amerikanisch ist. Er ist laut, grossmäulig, erfolgreich, egozentrisch, tüchtig und bemerkenswert plump. Sein Programm ist die dröhnende Beschwörung eigener Interessen. Er verkörpert die besten und fragwürdigsten amerikanischen Eigenschaften, und vielleicht ist es den gebildeten und feinsinnigen Amerikanern, die die *New York Times* lesen und an besseren Schulen studiert haben, etwas peinlich, wenn sie ihr Land auf diese Weise, so ehrlich und ungeschminkt, vertreten sehen. Sie ziehen den Obama-Stil einer scheinbar an sich selbst leidenden Samariter-Supermacht vor, die vor lauter Gutmenschlichkeit erst gar nicht auf die Idee kommen könnte, so etwas Niedriges wie nationale Interessen zu entwickeln. Trumps brachiale Direktheit ist angesichts dieser Heuchelei erfrischend. Er spricht aus, was die USA im Grunde immer waren: «America first», Amerika zuerst, allerdings oft eingelullt in wohl-tönende idealistisch-altruistische Phrasen. Trump zertrampelt diese gefällige Illusion. Er verkörpert Amerika, wie es wirklich ist, aber viele Amerikaner ertragen ihren eigenen Anblick nicht mehr.

An der italienischen Riviera besuchen wir die Bucht von Rapallo, dort das wunderbar aus der Zeit gefallene «Imperiale Palace Hotel» mit seinem gigantischen Blick auf das Mittelmeer. Im ersten Stock befindet sich der gegen oben wie eine kleine Kathedrale mit einer Kuppel aufragende Raum, wo im April 1922 der Friedensvertrag von Rapallo zwischen dem gebeutelten Deutschen Reich und der geächteten Sowjetunion unterzeichnet wurde. Am Tisch sass unter anderem Walther Rathenau, der brillante deutschjüdische Bankier, Unternehmer, Schriftsteller und Aussenminister, Sohn des AEG-Gründers und vielleicht die herausragende Persönlichkeit jener deutschjüdischen Symbiose, die Deutschland bis zum Aufstieg der Nazis zu einem Zentrum des Geistes, der Wirtschaft und der Kultur gemacht hatte. Rathenau war ein grosser Patriot, der sogar für eine Verlängerung des Ersten Weltkriegs eintrat, um für Deutschland eine bessere Verhandlungsposition zu erringen. Er starb, erst 55-jährig, nur wenige Monate nach Rapallo unter den Schüssen rechtsextremer Attentäter unweit seiner prächtigen Villa an der Koenigsallee in Berlin. Was wäre aus Deutschland, was wäre aus der Welt geworden, wenn Rathenau nicht umgebracht und wenn der deutsche Absturz in die NS-Diktatur vermieden worden wäre?

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Ein bisschen Wunderkind: Lea Lu. Seite 54



Alpenland auf Instagram: Seite 42



Auf dem Sprung: Ursula Meier. Seite 82



Synonym für Lebenskunst: Paul Nizon. Seite 78

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 11 Kommentar Auf wertvollem Boden
- 11 Im Auge Jelena Issinbajewa, Stabspringerin
- 12 Deutschland Kehrseite der Willkommenskultur
- 13 Verkehr Bigott
- 13 Aktivismus Fatwa aus Bern
- 14 Personenkontrolle Rösti, Leuthard, Piccard, Borschberg etc.
- 15 Nachruf Dimitri (1935–2016)
- 16 Masseneinwanderung Alt-Bundesräte gegen das Volk
- 17 Schweiz Schulden machen lohnt sich
- 18 Die Tricks des Strassenamts
Die verschleppte Entlastung der Gotthardroute
- 20 Europa Bürokratie statt Forschung
- 21 Frankreich Der zündende Funke
- 22 Amerika Donald Trump auf der Zielgeraden
- 23 Ausland Das Unheil nimmt Gestalt an
- 24 Die Deutschen Unschuldige Opfer
- 24 Wirtschaft Ein uneinig Volk von Lavierern
- 25 Türkei Erdogan zügelt die Gelehrten
- 26 Mörgeli Erfolgslabel in Gefahr
- 26 Bodenmann Wird Spuhler zum Eisenbahn-Musk?
- 27 Medien Die Zeitung als Event
- 27 Gesellschaft Sünder
- 28 Darf man das? / Leserbriefe / Einspruch

Spezialausgabe: Zur Lage der Nation

- 30 Inhalt
- 32 Die Nebel lichten sich
Christoph Mörgeli zum Nationalfeiertag
- 36 «Beste aller Welten»
Gerhard Schwarz über die Chancen der Schweiz
- 42 Fotografie Die Schweiz von Martina Bisaz
- 46 Stiller Anbinder
Didier Burkhalter will eine offensivere Aussenpolitik
- 48 Umfrage Gründe für Zuversicht
- 50 Das Wunder von Genf
Joël Dicker, der erfolgreichste Schweizer Schriftsteller
- 53 Essay Alt Bundesrat Hans-Rudolf Merz über Föderalismus
- 54 Porträts Schweizerinnen der Stunde
- 56 Statistik Schweiz in Zahlen
- 58 Märkte Tipps von Anlageexperten
- 60 Schweizer Freiheit
Essay von Oliver Zimmer
- 64 Über den Erdball hinaus
Marco Grob fotografiert die Weltprominenz
- 68 Ein Mann macht die Fliege
Polit-Guru Claude Longchamp übt den Ausstieg
- 70 «Die Welt wartet auf die Schweiz»
Walter Reist hat Ferag an die Weltspitze gebracht

A wide-angle photograph of the Axpo dam in the Glarner Alps. The dam is a long, curved concrete structure with a metal railing on top, situated in a valley between steep, rocky mountains. The sky is blue with scattered white clouds. The water behind the dam is a deep blue.

Voller Energie bauen wir an der Energiezukunft.

Das Axpo Pumpspeicherwerk in den Glarner Alpen liefert Strom nach Bedarf: Es ist mit einer gigantischen Batterie vergleichbar und bringt Stromangebot und -nachfrage ins Gleichgewicht. Damit Sie sich auch in Zukunft jederzeit auf Ihre Stromversorgung verlassen können. Erfahren Sie mehr auf www.axpo.com



Raketen-Laufbahn: Aymeric Sallin. Seite 92

72 Europas Abschied von der Demokratie

Thierry Baudet über die Tendenzen in der EU

75 Gesellschaft Arme reiche Schweiz

78 «Mein Bedürfnis nach Erotik war unstillbar»

Paul Nizon gehört zu den international bedeutendsten Schweizer Autoren

82 Süsser Wahnsinn

Filmregisseurin Ursula Meier auf dem Sprung nach Hollywood

84 Macht Die einflussreichsten Schweizer

86 Abstimmen mit Herz

Die Schweiz der irischen Einwanderin Clare O'Dea

89 Bücher «The Naked Swiss»

90 «Es soll keine Gratisbürger geben»

Rolf Schäuble, ehemaliger Chef der Bâloise-Versicherung, über Erfolg

92 Jäger der besten Köpfe

Der Romand Aymeric Sallin startet im Silicon Valley durch

95 Thiel Didier Tell

96 «Libellenlarven sind Mittelstürmer»

Ex-Fussballtrainer Hanspeter Latour erklärt jetzt die Natur

98 Sein Haus ist eine Kirche

Die erstaunliche Karriere des Schweizer Künstlers Ugo Rondinone

102 «Spargeln aus Diepoldsau»

Vreni Giger, Pionierin der Bio-Küche

104 Ein Wunderkind reist durchs Land

Vor 250 Jahren durchquerte Wolfgang Amadeus Mozart die Schweiz

106 MvH trifft Maya Lalive, Künstlerin, Kletterin und Ex-Nationalrätin

Autoren in dieser Ausgabe

Hans-Rudolf Merz



Der Freisinnige aus Appenzell Ausserrhoden war von 2003 bis 2010 Bundesrat und Vorsteher des Finanzdepartements.

Er beschreibt, wie sich sein Heimatkanton in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Seite 53

Clare O'Dea



Die aus Irland stammende Journalistin und Buchautorin lebt in Freiburg und ist vor kurzem Schweizerin

geworden. Sie untersucht die gängigen Vorurteile, laut denen die Eidgenossen reich, langweilig oder fremdenfeindlich sind. Seite 86

Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



DIE WELTWOCH



Mit dem Combi-Steam kocht man gerne.

V-ZUG erleichtert Ihnen das Kochen mit einfachen und individuellen Lösungen. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: vzug.com



Schweizer Perfektion für zuhause

Vielfalt, die begeistert.

Seit Ihrer Gründung vor 81 Jahren ist die *Weltwoche* eine unkonventionelle Zeitung. Sie setzt sich mit gehaltvollem Journalismus für die Schweiz ein. Die *Weltwoche* hat eine klare Ausrichtung. Sie begeistert aber auch mit Ihrer Meinungsvielfalt. Überzeugen Sie sich selbst.

Probeabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.–



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01



Auf wertvollem Boden

Von Beat Gygi — Die Schweizer Wirtschaft hat sich im Geschäft mit dem Ausland bisher gut gehalten. Der stärkere Franken wirkt wie eine Fitnesskur.



Aufstrebende Firmen, neue Arbeitsplätze: Werkplatz Schweiz.

Die Welt wartet auf die Schweiz.» Das ist die Antwort des Unternehmers Walter Reist auf die im Interview auf Seite 71 gestellte Frage, ob es heute wesentliche Hindernisse gebe, wenn Firmen von der Schweiz aus weltweit operieren wollen. Reist weiss, wovon er spricht, er hat sechs Jahrzehnte Erfahrung mit internationalen Märkten. Als Eigentümer und Chef des 1957 gegründeten Fördertechnik-Unternehmens Ferag schaffte er es an die Spitze des Weltmarktes für Transportanlagen in Zeitungsdrukereien. Er bezieht seine Aussage aber nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auch auf die heutige Lage der Schweiz.

Diese Worte bilden einen markanten Kontrast zu den Einschätzungen, die man sonst vielerorts hört: Ein überbewerteter Franken und die hohen Kosten am Standort Schweiz machten es der Wirtschaft schwer, im Ausland mit konkurrenzfähigen Preisen aufzutreten; die Erstarkung des Frankens fresse die Margen auf und zehre an der Substanz der Exporteure und Hotels; die billigen Importpreise zerzausten den Einzelhandel; zudem hemme die Unsicherheit über das Verhältnis zur EU ganz allgemein die Unternehmenslust und die Investitionstätigkeit der hiesigen Firmen. Hinzu kommen die Befürchtungen von Konjunktur- und Marktbeobachtern, dass die Märkte in vielen Ländern noch flauer werden könnten, etwa

in Südeuropa oder in China, weil unerledigte Schuldenberge die Firmen belasten. Einige Ökonomen sprechen von einer langen Stagnation auf breiter Front. Nimmt man all die sorgenvollen Überlegungen zusammen, kommt unwillkürlich die Frage auf: Wartet die Welt wirklich auf die Schweiz?

Tendenz zu mehr Export

Bisher scheint dies der Fall zu sein. In der ersten Hälfte des laufenden Jahres hat die Schweizer Wirtschaft, gemessen in Franken, 5 Prozent mehr exportiert als in der gleichen Vorjahresperiode. In der Summe waren das Güter für 105 Milliarden Franken, das war der zweitgrösste bisher gemessene Semesterwert. Das ist vor allem deshalb eine eindruckliche Leistung, weil nach der Freigabe der Euro-Franken-Kursuntergrenze im Januar 2015 die Angst gross gewesen war, die Aufwertung werde die Exporte und die Hotelbranche abwürgen. Klar, die Ausfuhren wurden zuerst gedämpft, aber lange nicht so stark, wie viele vorausgesagt hatten. Seit dem vergangenen Herbst haben die Schweizer Firmen ihre Lieferungen ins Ausland nun drei Quartale in Folge gesteigert, besonders deutlich die nach den USA und nach Deutschland. Die Importe dehnten sich in ähnlichem Rhythmus aus wie

» Fortsetzung auf Seite 12

Das beste Zirkuspferd



Jelena Issinbajewa, Stabspringerin.

Sie stand schon einmal vor dem Ende, als blutjunge Kunstturnerin schoss sie zu hoch auf. Doch ein Zauberstab katapultierte sie in eine neue Umlaufbahn. Ihren Weltrekord von 5,06 Metern sprang die Russin Jelena Issinbajewa, 34, am 28. August 2009 im Zürcher Letzigrund, es war bereits ihr dreissigster Rekordsprung, scheinbar Zentimeter um Zentimeter, hatte sie sich hochgeschraubt. Immer wurde eine satte Prämie fällig; das einträgliche Geschäftsmodell und ihre Freudentränen aus tiefster russischer Seele machten sie zum Darling der Szene und zur Millionärin. Vorübergehend wohnte sie in Monte Carlo, und der Oligarch Abramowitsch ernannte sie zur persönlichen Botschafterin. Aber nie blieb die Olympiasiegerin und Weltmeisterin in der Dopingfalle hängen, höchstens in der Gepäckkontrolle mit ihren Batterien von Fiberglasstäben, und ihre Hände waren gezeichnet vom Harz der Klebebänder, ihre Personalakte aber unbefleckt.

Kann sie sich noch aus der Kollektivhaftung mit der dopingverseuchten russischen Leichtathletik befreien und in Rio starten? Bestraft gehörten ohnehin zuerst die Medizin- und Dunkelkammer, Drahtzieher und Politiker hinter dem Betrugssystem. Wie konnte ein Lamine Diack, Präsident des Weltverbandes IAAF, fünfzehn Jahre lang die Hand aufhalten für Erpressungs- und Schweigegelder? Doch wenn es die Heldengestalten nicht mehr gibt, bleiben die Stadien leer und das Fernsehen fern. Neben dem Übermenschen Usain Bolt kauern lauter überführte Betrüger in den Startblöcken, Bolt selber blieb in der Heimat Jamaika jahrelang unkontrolliert.

Die schöne Jelena, die aus der winzigen Volksgruppe der Tabassaranen aus Dagestan stammt, hatte vor zwei Jahren bereits Schluss gemacht: Sie wurde Mutter (der Vater des Mädchens ist der Speerwerfer Nikita Petinow). Die Schwangerschaft gilt auch als wirksamste und völlig legitime Mobilisierung der Hormone. Nach der Babypause scharrt Issinbajewa mit der Energie eines Zirkuspferdes. Wer fragt bei Artistennummern schon nach Doping? Peter Hartmann

die Ausfuhren, machten aber im ersten Semester rund 30 Milliarden Franken weniger aus. Die seit langem bestehende Tendenz, dass die Schweiz mehr Güter und Leistungen exportiert als importiert, wird eher noch ausgeprägter, selbst beim höheren Frankenkurs.

Rasch kommt der Einwand, der Aussenhandel sei nicht alles, man müsse auch im Auge behalten, dass viele Betriebe kaum mehr etwas verdienen, andere seien verschwunden, und fast überall sei man daran, Tätigkeiten und Arbeitsplätze ins Ausland zu verlagern. Der Arbeitsplatz werde schrumpfen, weil der teure Franken vielen Firmen die Luft abstelle. Es stimmt, dass der Platz, auf dem man arbeitet, teurer geworden ist – weil er wertvoller wurde. Die Erstarkung der Währung hat die Schweiz reicher gemacht, die Konsumenten und Investoren erhalten heute mehr für einen Franken als vorher – ob man nun Kleider oder ausländische Firmen kauft. Aber klar, man muss es sich eben auch verdienen, dass man auf einem teureren Boden lebt und arbeitet. Immerhin profitierten auch Exporteure davon, dass ihre Beschaffung im Ausland durch den Wechselkurs billiger wurde. Und etliche Finanzchefs mussten einräumen, bei der Suche nach Kostensenkungen seien sie auf Ideen gekommen, die ihnen früher nie eingefallen wären.

Nicht alle Branchen sind gleich stark unter Druck. Die Maschinen- und Elektroindustrie mit ihren schon relativ knappen Margen hat im ersten Halbjahr beim Exportieren gelitten, während die Chemie- und Pharmaindustrie einen 15-prozentigen Sprung machte. Dies passt ins Bild der vergangenen zwanzig Jahre: Die ziemlich stark automatisierten, forschungsintensiven und teilweise patentgeschützten Branchen Chemie und Pharma werden stärker und stärker, heute machen sie schon fast die Hälfte der Schweizer Ausfuhren aus. Der frühere grosse Brocken Maschinen- und Elektroindustrie kommt noch auf 15 Prozent.

Verträgt die Schweiz einen Strukturwandel, der in Richtung Automatisierung geht? Bisher sieht es nicht schlecht aus. Die Arbeitslosigkeit ist seit 2015 kaum gestiegen; etwas deutlicher war die Zunahme der Erwerbslosen, bei denen auch die Ausgesteuerten berücksichtigt sind. Aber neben schrumpfenden Betrieben gibt es immer wieder junge, aufstrebende Firmen mit neuen Arbeitsplätzen. Eindrücklich sind etwa die Karrieren des Sensorenproduzenten Sensirion oder des Chipherstellers U-Blox. Und wer mit Blick aufs erste Semester 2016 wissen will, was in der Schweiz an industrieller Leistung möglich ist, kann die Ems-Gruppe anschauen. Mit ihren Kunststoff- und Chemiespezialitäten findet sie in der Welt derart Anklang, dass sie eine Betriebsmarge von 26 Prozent erreicht. Das markiert einen Spitzenwert, aber nicht weit davon entfernt sind etliche weitere Schweizer Firmen, die ähnlich fit sind.

Deutschland

Kehrseite der Willkommenskultur

Von Henryk M. Broder — Lange hat sich die deutsche Politik trotzig geweigert, über die Ursachen des Terrors zu reden. Mit jedem weiteren Anschlag wird die Realitätsverweigerung schwieriger.

Erst fiel ein junger Mann mit einer Axt über Reisende in einem Regionalzug bei Würzburg her und verletzte fünf von ihnen schwer; kurz darauf erschoss ein Amokläufer neun Menschen in der Nähe eines Einkaufszentrums im Münchner Norden; dann, letzten Montag, brachte in Reutlingen ein Mann eine schwangere Frau mit einer Machete beziehungsweise einem Dönermesser um. Und in Ansbach sprengte sich ein Teenager mit Hilfe einer selbstgebaute Rucksackbombe in die Luft. Es gab fünfzehn Verletzte.

«Heroische Gelassenheit»

Und als ob das alles noch nicht genug gewesen wäre, meldete sich der Generalsekretär der CDU, Peter Tauber, mit einer Zwischenbilanz zur Flüchtlingskrise zu Wort. Einem privaten Nachrichtensender sagte er, der vielverspottete Satz der Kanzlerin – «Wir schaffen das!» – sei «teilweise Wirklichkeit» geworden. «Die, die zu uns kommen, zu versorgen, ihnen ein Dach über den Kopf zu geben, ihnen etwas zu essen zu geben, das haben wir geschafft», so der CDU-General in einem leicht lädierten Deutsch; Städte und Gemeinden, Hilfsorganisationen und ehrenamtliche Helfer hätten eine «logistische Meisterleistung» erbracht; allerdings, die «nachhaltige Bekämpfung der Fluchtursachen» werde Deutschland noch viele «Jahre, wenn nicht Jahrzehnte beschäftigen».

Obwohl drei der vier Täter Asyl in der Bundesrepublik beantragt hatten, wurde wie üblich vor einem «Generalverdacht» gegenüber Flüchtlingen gewarnt, zugleich aber eine Verschärfung des Waffenrechts gefordert. Eine Frage, die immer wieder gestellt wurde, lautete: Hatten die Täter einen terroristischen Hintergrund? Handelten sie gar im Auftrag des Islamischen Staates? Oder waren es nur «Einzeltäter», die sich, wie der Präsident des Bundeskriminalamtes feststellte, «blitzschnell radikalisiert» hatten, quasi zwischen zwei Zügen an einer Wasserpfeife?

Es schien, als wären alle Experten, die vom Fernsehen vernommen wurden, schwer beküffert. Herfried Münkler, Professor für Politikwissenschaft an der Humboldt-Universität, erinnerte in einem Interview in den «Tagesthemen» daran, dass wir «sowieso mit Gefahren der unterschiedlichsten Art leben, dass wir uns infizieren, dass wir uns an Haushaltsgeräten einen Schaden zufügen und derlei mehr», ohne dass wir in Panik gerieten. Statistiker, so Münkler, wüssten zudem, «dass die Risiken in diesem Be-



Irrelevante Details: Attentäter in Reutlingen.

reich sehr viel grösser sind, [...] als einem terroristischen Anschlag zum Opfer zu fallen»; als «angemessene Reaktionsweise» empfahl er deswegen «mürrische Indifferenz».

Andere Fachleute für angewandten Terrorismus rieten zu «trotziger Gelassenheit» und «heroischer Gelassenheit». Als Vergleichsgrösse wurde die Unfallstatistik herangezogen. Wir müssten lernen, «mit dieser Art von Lebensgefahr umzugehen, die letztlich viel geringer bleibt als die Gefahr von tödlichen Verkehrsunfällen».

Unbequeme Zusammenhänge

Die *Frankfurter Rundschau* setzte allen schrägen Vergleichen die Krone auf: «Trotz der jüngsten Anschläge ist das Risiko zumindest in Europa, durch einen Terroranschlag getötet zu werden, äusserst gering. Experten versichern: geringer, als durch ein Pilzgericht zu Tode zu kommen.»

Wie kommen vernunftbegabte Menschen, die nicht mit Empathie geizen, wenn es um bedrohte Juchtenkäfer geht, dazu, solche Überlegungen anzustellen, die rechentechnisch richtig sein mögen, aber von einer Missachtung der Opfer zeugen, die eben das Pech hatten, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein? Nicht einmal der gefühlloseste Banause hätte es gewagt, die neun Opfer der NSU-Terrorzelle ins Verhältnis zur Zahl der Verkehrstopfer zu setzen.

Die Hingabe, mit der irrelevante Details diskutiert wurden – standen die Täter auf der Lohnliste des IS, oder wurden sie nur vom IS inspiriert? –, diente einem Zweck: möglichst nicht darüber reden zu müssen, ob es zwischen der von Angela Merkel verordneten «Willkommenskultur» und den Ereignissen der vergangenen Tage einen Zusammenhang geben könnte.

Warnungen bewirken das Gegenteil

Ausgerechnet die linke Sahara Wagenknecht wagte es, das No-go-Gelände zu betreten: «Die Ereignisse der letzten Tage zeigen, dass die Aufnahme und Integration einer sehr grossen Zahl von Flüchtlingen und Zuwanderern zumindest mit erheblichen Problemen verbunden und sehr viel schwieriger ist, als Frau Merkel uns das mit ihrem «Wir schaffen das» im letzten Herbst einreden wollte.»

Das Problem hat eine quantitative und eine

«Wir haben offenbar einige völlig verrohete Personen importiert.»

qualitative Seite. Quantitativ mag es in der Tat geringfügig sein. Derzeit würden 59 Ermittlungsverfahren gegen Flüchtlinge wegen «eines Verdachts der Verwicklung in terroristische Strukturen» geführt, gab Innenminister de Maizière am Montag bekannt. «Und das bei vielen hunderttausend neuangekommenen Menschen.» Am selben Tag sagte der Berliner Innensenator Frank Henkel, niemand sollte sich etwas vormachen: «Wir haben offenbar einige völlig verrohete Personen importiert, die zu barbarischen Verbrechen fähig sind, die in unserem Land bislang kein Alltag waren.» Zugleich warnte er vor einer «Instrumentalisierung» des Themas durch Rechtspopulisten.

Weder de Maizière noch Henkel erwähnten die vielen «Bagatelldelikte» unterhalb der Terrorismusschwelle, das Antanzen und Angrapschen in der Menge, die sexuellen Belästigungen in den Freibädern, die mit aller Härte ausgetragenen Konflikte in den Flüchtlingsunterkünften, die inzwischen ebenfalls zum Alltag gehören. Alles Kollateralschäden der Integration, die inzwischen so selbstverständlich geworden sind, dass sie nicht einmal angesprochen werden.

Den Preis für die Politik der offenen Grenzen werden langfristig nicht die Einheimischen, sondern die Geflüchteten bezahlen, die den Ruf «Refugees Welcome» für bare Münze genommen haben. Jede Warnung vor einem «Generalverdacht» bewirkt das Gegenteil. Und jeder Hinweis auf die statistische Unwahrscheinlichkeit, Opfer eines Anschlags zu werden, bestätigt nur die Vermutung, dass die Gefahr zwar unberechenbar, aber allgegenwärtig ist.

Mehr zum Thema: Seite 21

Verkehr

Bigott

Von Philipp Gut — Politiker und Spiesser wollen den schönen Klang auf den Strassen verbieten.

Es war die wichtigste Geschichte des *Tages-Anzeigers* am Mittwoch vor acht Tagen, neben den Weltthemen islamischer Terror und Staatsstreich in der Türkei. Zwei Journalisten hatten eine Reihe von «Nationalrätinnen von SP und Grünen» abtelefoniert, um Stimmung zu machen für ein Verbot von Klappenauspuffen. Mit diesen, so der *Tagi*, könnten «teure Sportwagen ihre Motorengeräusche legal verstärken». Das Blatt findet das skandalös.

Tiefend vor Sozialneid, beklagen die Autoren, dass «noch jahrelang Sportautos im oberen Preissegment mit Klappenauspuffsystemen hergestellt und verkauft» würden. Am liebsten möchten sie deren Verbot, das ab 1. Juli 2022 via Brüssel auch in der Schweiz gilt, rückwirkend auf zugelassene Modelle ausweiten. Ein juristisches Sakrileg – aber wen kümmert das schon?

Betroffen seien «insbesondere Städte», die Klappe sei eine «Zumutung» für deren Bewohner. Mumpitz. Im Stadtverkehr lassen sich die hohen Tempi und Beschleunigungen kaum erreichen, die den Motor akustisch zur Geltung bringen. Und wenn man schon eine Lärmdiskussion führen will: Quietschende Tramschienen und vorbeidonnernde Züge stellen ungleich grössere Belastungen dar als die paar Porsches und Ferraris. Fassbar wird vielmehr ein urbanes Spiessertum. «Stadtluft macht frei», hiess es einmal. Heute werden in städtischen Amts- und Schreibstuben unsinnige und bigotte Verbote erlassen.

Wem das Steuer eines Sportwagens nicht ganz fremd ist, der weiss: Der kunstvolle Motorklang gehört zum synästhetischen Gesamterlebnis. Schon die Futuristen des 20. Jahrhunderts erkannten diese Qualität: Nicht einmal die Nike von Samothrake sei so schön wie ein aufheulendes Auto, schwärmte Filippo Tommaso Marinetti. Und wer rannte als kleiner Junge nicht an den Strassenrand, wenn der anschwellende Ton eines Motorrads zu vernehmen war?

Tempi passati. Harry Hasler, der Kunstfigur von Viktor Jacobbo, wollten die Schwamendinger seine Corvette Stingray auch verbieten lassen. Die Testfahrt mit dem Tesla («innen so eine Art vegan») befriedigte allerdings nicht. Elektroautos sind auf tückische Art gefährlich: Man hört sie nicht kommen. In Japan kann man sie deshalb mit Klangbildern nach Wahl ausstatten: Pferdegetrappel, startendes Raumschiff, Bienensummen. Soll doch jeder nach seiner Façon selig werden!

Aktivismus

Fatwa aus Bern

Von Alex Baur — Die Toleranten können jederzeit überall zuschlagen.

Vor einem Monat verhängten linksfeministische Kreise eine Art Fatwa über Nationalrat Andreas Glarner (SVP) aus Oberwil-Lieli. Den Anlass gab eine Bemerkung des Asylpolitikers über hässliche Beamtinnen, die während Bürozeiten in den sozialen Medien Schmähbotschaften gegen seine Person verbreiteten. In der Nacht auf den 11. Juli kam es im idyllischen Oberwil-Lieli dann zu Sprayereien gegen den Politiker. Neben Sprüchen wie «Sexismus bekämpfen», «fight Glarner», oder «Achtung: In dieser Gemeinde hohe Anzahl an Rassist*innen!» fand sich auch eine Drohung: «Wir kommen wieder! Für Hr. Glarner».

Dämlicherweise hatten sich die Kampf-sprayerinnen als Erstes einen Wohnblock vorgenommen, in dem eine Polizistin mit leichtem Schlaf lebt. Als diese des nächtlichen



«Wir kommen wieder!»: Berner Sprayerinnen.

Treibens gewahr wurde, stürmte sie aus der Wohnung und nahm eine der Sprayerinnen in flagranti fest. Deren Komplizinnen entkamen.

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* handelt es sich bei der ertappten Aktivistin um eine 23-jährige Pflegefachfrau aus dem Kanton Bern, die ihre Ausbildung im Inselspital absolviert hat. Eine Staatsangestellte also. Immerhin: Hässlich ist sie nicht, wie man aus ihrem Facebook-Account schliessen darf. Dort erkennt man auch: Sie bewegt sich in der Reitschule, mag Antifa, fordert «Bleiberecht für alle» und findet die «Zivilgesellschaft» ganz toll.

Wir hätten mit der Zivilgesellin gerne über ihre Motive gesprochen. Wie ernst muss Glarner die Drohung nehmen? Muss auch seine Familie mit Angriffen rechnen? Wie ist das nun genau mit Toleranz, Respekt und Gewalt? Doch unsere Anfragen blieben unbeantwortet. Die ach so unerschrockene Kampfsprayerin aus der Reitschule agitiert nur in der Anonymität, sie beharrt auf ihrer Privatsphäre. Man kann es auch einfach Feigheit nennen.

Personenkontrolle

Rösti, Leuthard, Piccard, Borschberg, Maurer, Leuthard, Leutenegger Oberholzer, Widmer-Schlumpf, Pardini, Pfister, Keller, Obama, Trump, Clinton, Gaddafi

SVP-Chef Albert Rösti nutzte die Sommerpause für einen Besuch bei seinem Sohn, der zurzeit in den USA ein Austauschjahr hinter sich bringt – in naher Distanz zur amerikanischen Geldspielmetropole Las Vegas. Da bot es sich an, die Reise mit einem kleinen Ausflug zu den Spieltempeln in der Wüste Nevadas abzurunden. Bei dieser Gelegenheit konnte der SVP-Parteichef natürlich den Geldmaschinen nicht widerstehen. Das Spielfieber nahm aber für ihn einen erfreulichen Ausgang. Er habe umgerechnet dreissig Franken gewonnen, berichtete er stolz, als ihn die *Weltwoche* vor einigen Tagen in anderem Zusammenhang kontaktierte. So viel steht jedoch fest: Rösti wird noch ein bisschen üben müssen, wenn er beim kommenden Poker um die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative mehr herausholen will als aus den Casino-Automaten in Las Vegas. (*hmo*)

Mit dem Bundesratsjet flog **Doris Leuthard** (CVP) nach Abu Dhabi. Sie feierte **Bertrand Piccard** und **André Borschberg**, die mit ihrem Monsterflugzeug «Solar Impulse» die Welt umrundet haben, von einem 65-köpfigen Tross mit einem mobilen Hangar im Charterflugzeug begleitet, und dies in nur 425 Tagen mehr als Jules Vernes' Held («In 80 Tagen um die Welt») im Jahr 1872. Dem *Blick*-Reporter sagte Leuthard, die Schweiz müsse der Welt «irgendwie zeigen, wie wir ohne fossile Energien die Zukunft gestalten». (Sie räumte auf die Frage, weshalb Abu Dhabi Start- und Zielort sei, allerdings auch ein, die Schweiz sei «einfach kein Sonnenland».) Der Bundesratsjet stiess bei diesem Flug mindestens achtzig Tonnen CO₂ aus, so viel wie dreissig Jahre Autofahren. Leuthards eigenes Bundesamt für Zivilluftfahrt empfiehlt gegen Emissionen: «Reduktion der persönlichen Reisedistanzen.» Und: «Verzicht auf mittlere bis lange Reisen.» (*sär*)

Kollektives Aufatmen in der Schweizer Finanzwelt: Die OECD hat dem Land in ihrem Prüfbericht zur Steuerkonformität diesmal je nach Lesart ein «genügend» (SRF News) oder gar eine «gute Note» (NZZ) gegeben. Freude auch bei Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP): «Das war wichtig», sagte er der *Handelszeitung*. Sogleich stellte aber SP-Frau **Susanne Leutenegger Oberholzer** die natürliche Ord-



Spielfieber: SVP-Präsident Rösti.



Reisefreudig: Gewerkschafter Pardini.



«*Sonnenland*»: Leuthard, Solar-Impulse-Crew.



«*Genügend*»: Leutenegger Oberholzer.

nung wieder her: «Dank alt Bundesrätin **Eveline Widmer-Schlumpf**» sei die Schweiz bei dem Thema auf dem rechten Weg (aus Sicht der OECD). Es entbehrt tatsächlich nicht der Ironie, dass ein Vertreter derjenigen Partei, die am konsequentesten für das Bankgeheimnis gekämpft hat, sich nun das Prädikat des internationalen Musterknaben ans Revers heftet. (*fsc*)

Corrado Pardini, SP-Nationalrat und Unia-Führungskraft, meldet aus den Ferien in Italien: «Bin in Florenz und besichtige gerade die Chiesa Ognissanti.» Und dann: «Bin am Grab von Amerigo Vespucci.» Später: «Bin vor dem Kreuz und Abendmahl von Giotto.» Wir stellen erleichtert fest, dass die christlichen Werte und Symbole nicht bloss bei CVP-Präsident **Gerhard Pfister** hoch im Kurs stehen, sondern auch Vertreter des sozialdemokratischen Materialismus ver-zücken. (*hmo*)

Bei der Verhaftung wegen eines Raubüberfalls erhielt ein achtzehnjähriger Rom im slowakischen Bidovce vor sechs Jahren angeblich eine



Auf dem rechten Weg: Widmer-Schlumpf.

Ohrfeige. Eine Anzeige und einen Rekurs wiesen die Behörden aber ab, weil sich nichts beweisen liess. Der Mann wandte sich deshalb an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Und dieser sprach jetzt sein Urteil, samt der Schweizer Richterin **Helen Keller**. Die sieben Richter befanden zwar die Ohrfeige als nicht erwiesen. Aber sie verurteilten einstimmig die Slowakei, weil der Vorfall ungenügend abgeklärt worden sei. (*sär*)

Warum sind Freunde besser als Brüder? Weil man sich Erstere selber aussuchen kann. **Malik Obama** mag zwar nur der Halbbruder des US-Präsidenten sein, aber das verringert nicht die Peinlichkeiten für den mächtigsten Mann der Welt. Malik, der in Kenia lebt, aber in den USA als Wähler registriert ist, kündigte an, bei der Präsidentschaftswahl für **Donald Trump** zu stimmen. Von seinem Halbbruder Barack und dessen Kandidatin **Hillary Clinton** sei er tief enttäuscht: Die Homo-Ehe gehe wirklich zu weit, und Libyens Diktator **Muammar al-Gaddafi** hätte man nie stürzen dürfen. (*ky*) *Mehr zum Thema Seite 22*

Nachruf

Dimitri (1935–2016) — Dimitri Jakob Müller war einer der aussergewöhnlichsten und kreativsten Künstler der Schweiz – eine Ikone der Bühne, ein Genie der Komik. In der Hierarchie der grössten Clowns unseres Landes bewegt er sich auf einer Stufe mit dem unvergesslichen Grock. Er war ein Meister der subtilen Pantomime, der das Publikum mit ganz feinen Gesten, seiner aussergewöhnlichen Körpersprache und leisen Zwischentönen zum Lachen brachte.

Oft kam er ohne Worte aus – die ganze Welt verstand ihn. Die Politiker dagegen reden, aber niemand versteht sie.

Dimitri war nahe bei den Menschen – weil er sie kannte und liebte. Nur ein Clown, der sein Publikum liebt, ist ein guter Clown. Ich lernte ihn 1969 kennen – als ich zwanzig Jahre alt war. Mein Vater Fredy Knie sagte damals: «Wir engagieren Dimitri als Clown für die nächstjährige Tournee, und du spielst seinen Partner.» Allein diese Anweisung entzog mir beinahe den Boden unter den Füßen. Denn ich fühlte mich zu jung für diese Ehre und Herausforderung. Schliesslich waren wir für ein Projekt vorgesehen, an dessen Erfolg niemand glaubte. So wagten wir im Herbst 1969 in Thun eine erste Probe unter realen Bedingungen – im Rahmen einer normalen Vorstellung des laufenden Programms des Circus Knie. Der Versuch wurde zum Fiasko. Betretene Stille statt schallenden Gelächters im Publikum. Dimitri und ich harmonierten ungefähr so gut wie zwei Musiker, die sich nicht hören. Lustig war unser Auftritt höchstens für die Konkurrenz.



Zurück bleibt ein Lächeln: Clown Dimitri.

Wir waren tief deprimiert. Nur mein visionärer Vater behielt die Contenance. Er sagte: «Jetzt wissen wir, wo wir stehen – und wir wissen, woran wir den Winter über hart arbeiten müssen.» Das Resultat gab ihm recht: Dimitri hatte in der 1970er Tournee einen überwältigenden Erfolg. Die Schweiz lag ihm zu Füßen.

Ich selber lernte in dieser Zeit enorm viel für meine weitere Karriere. Dimitri war ein Perfektionist und akribischer Arbeiter – vor allem besass er das Gefühl für das Publikum.

Im Leben agierte er so seriös und diszipliniert wie im Beruf. Er legte grössten Wert auf Präzision. Wenn ich in der Nummer nur eine Sekunde

zu spät war, kam er zu mir und sagte: «Rölfli, du warst nicht konzentriert, du warst zu langsam und hast mir das Instrument zu spät weggenommen.»

Vor allem war Dimitri weit mehr als ein Spassmacher und Schenkelklopfer. Er setzte den Menschen den Spiegel vor – kokettierte mit den Tücken des Objekts, den Unwägbarkeiten des Alltags. Er wirkte oft kindlich naiv – destruktiv oder böse war er nie. Seine Gags waren nie zu viel und zu plump. Seine Pointen brachten die Menschen zum Träumen und zauberten ein Lächeln in ihr Gesicht.

Am Tag vor seinem Tod stand er mit seiner Truppe im Teatro Monte Verità in Ascona noch im Scheinwerferlicht. Er sprühte vor Ideen und Kreativität. Allein seine Präsenz füllte den ganzen Saal. Mitten in seinem Schaffen verliess er die Bühne des Lebens. Es ist ein Tod, wie wir ihn uns als Theater- und Zirkusleute wünschen. Doch *the show must go on*. So war es keine Frage, dass die Aufführungen auch ohne den grossen Patron weitergehen. Dass seine Tochter Masha keine Vorstellung ausliess, gehört zum Geschäft. Doch die Zerrissenheit und den emotionalen Aufruhr, die sie in diesem Moment verfolgten, können wir uns alle nicht ausmalen.

Wir trauern um einen grossen Komiker, aber vor allem um einen grossen Menschen und eine herausragende Persönlichkeit. Lieber Dimitri – ich verneige mich vor Dir und Deinem Lebenswerk.

Der Clown ist tot – hoch lebe der Clown!
Rolf Knie

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Unser Berater bietet Ihnen die stärkste Bandbreite – denn wir haben schweizweit das schnellste Internet und sorgen dafür, dass das so bleibt.

Unser Internetanschluss läuft:

- ✓ Flächendeckend und leistungsoptimiert
- ✓ Auch in wenig besiedelten Gebieten
- ✓ Mit bis zu 500/50 Mbit/s (Down-/Upload)

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Andreas Fäh | Tel. 044 578 78 78 | business.upc.ch
Corporate Network · Internet · Phone · TV

Andreas Fäh
Leitung
Kundenberatung



Alt-Bundesräte gegen das Volk

Von Hubert Mooser — Pensionierte Magistraten wollen dem Bundesrat und dem Parlament vormachen, wie sie die Masseneinwanderungsinitiative neutralisieren können. Die Einmischung aus dem Unruhestand ist ein relativ junges Phänomen. Früher galten solche Interventionen als unziemlich.

Ein paar Tage nach der Abstimmung in Grossbritannien zum Brexit meldete sich alt Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) zu Wort. Eine Mehrheit der Briten habe den Brexit gewählt, ohne sich der Tragweite des Entscheids bewusst zu sein, wetterte der Walliser im *Tages-Anzeiger*. Couchepin zog auch Parallelen zum Urnengang über die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) in der Schweiz. Das Ja des Volkes sei nur möglich gewesen, weil die Leute es nicht geglaubt hätten, dass die Umsetzung derart grosse Schwierigkeiten bereiten würde, glaubt er; viele hätten gemeint, der Bundesrat werde alles irgendwie zurechtbiegen.

Das Gespräch war der Auftakt zu einer Kaskade öffentlicher Auftritte von Alt-Bundesräten zum Thema Zuwanderung. Zwei Tage nach Couchepin meldete sich die frühere Schweizer Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP) über das Westschweizer Nachrichtenmagazin *L'Hebdo* zu Wort: Die Schweiz könne sich zurücklehnen und die Verhandlungen zwischen Grossbritannien und der EU abwarten, wiegelte die Genferin vorweg ab. Man solle die Zeit jedoch zur Ausarbeitung eines Gegenvorschlags zur Rasa-Initiative nützen, welche den Zuwanderungsartikel rückgängig machen will. Der Gegenvorschlag solle EU-kompatibel sein und Teile der MEI aufnehmen – aber keine Kontingente und Höchstzahlen beinhalten. Tatsächlich handelt es sich dabei lediglich um eine verschleierte Variante zur Neutralisierung der MEI.

Eine knappe Woche später pries der frühere Finanzminister Kaspar Villiger (FDP) die Schweiz als leuchtendes Beispiel dafür, dass Zuwanderung in verdaulichen Dosierungen positiv ist – und brach eine Lanze für eine Migrationspolitik, die den Zugang zu den europäischen Märkten nicht verbaut. Mit anderen Worten: Die Regulierung der Zuwanderung darf auf keinen Fall die bilateralen Verträge aufs Spiel setzen.

Dann ist in der NZZ die Reihe am früheren Justizminister Arnold Koller (CVP): «Die Masseneinwanderungsinitiative wirft die Schweiz – anders als die Ablehnung des EWR-Beitritts im Jahre 1992 – in europapolitischer Hinsicht erstmals zurück.» Die Lösung führe über einen Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative, der auch Elemente der SVP-Initiative beinhalte. Unnötig zu erwähnen, dass auch Couchepin für eine ähnliche Lösung trommelt.

Unschwer zu erkennen ist auch, dass der massierte Auftritt von Alt-Bundesräten dazu dient, das Terrain vorzubereiten, um das Verdikt der Stimmbürger gegen die freie Einwanderung zu



Zurechtbiegen: Alt-Bundesräte Couchepin (l.) und Calmy-Rey.

biegen – oder ohne signifikante Reduktion der Nettozuwanderung umzusetzen, wie SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz meint. «In diesen Chor werden dann auch Künstler, Professoren und die <Zivilgesellschaft> einstimmen», prophezeit der Berner Nationalrat.

Vorauselender Gehorsam

Die selbsternannten Eliten taten sich schon immer schwer mit dem Entscheid des Stimmbolkes vom 9. Februar 2014 zur Masseneinwanderung. Dabei ist der Auftrag klar: Die Stimmbürger verlangten die selbständige Steuerung der Zuwanderung mit Kontingenten und Höchstzahlen. Zweieinhalb Jahre nach der Abstimmung ist man von einer Umsetzung weit entfernt – aus Rücksicht auf die EU. Das Abkommen über die Personenfreizügigkeit, das Tür und Tor öffnete für die Masseneinwanderung, verträgt sich schlicht nicht mit der Masseneinwanderungsinitiative. Und da die EU-Bürokraten die Personenfreizügigkeit angeblich als sakrosankt behandeln, versucht es der Bundesrat gar nicht erst.

Noch bevor ein Schweizer Unterhändler einen Fuss nach Brüssel setzte, trompeteten Bundesräte und Parlamentarier in vorauselendem Gehorsam in die Welt hinaus, die EU werde bei

der Zuwanderung Kontingente und Höchstzahlen auf keinen Fall akzeptieren. Seither spielt man auf Zeit. Die Umsetzung der MEI ist zurzeit in der Staatspolitischen Kommission (SPK) des Nationalrates in der Beratung. SVP-Präsident Albert Rösti spürt jedoch keinen Willen bei den anderen Parteien, die Initiative verfassungsgetreu umzusetzen. Nach

Die Tugend der Zurückhaltung scheint bei Alt-Magistraten an Bedeutung zu verlieren.

der Sommerpause kommt das Geschäft in die heisse Phase. Dann wird amtlich, worauf die Schweiz bei den Gesprächen mit den EU-Unterhändlern über die MEI seit dem Frühjahr 2014 zusteuert: auf ein Nein der EU zu einer spürbaren Drosselung der Zuwanderung. Dann muss auch die SPK Farbe bekennen.

Vor diesem Hintergrund kommen nun die Alt-Bundesräte mit ihrer Gegenkampagne zur Umsetzung der MEI ins Spiel. Die Vertreter von Bundesratsparteien wie CVP-Präsident Gerhard Pfister wollen zwar hinter dem Engagement pensionierter Bundesräte für einen Rasa-Gegenvorschlag keine Strategien erkennen.

«Bei Villiger und Koller ist es meines Erachtens inhaltlich motiviert, bei Couchepin steht seine eigene Person im Vordergrund», lautet Pfisters Einschätzung dazu. SP-Nationalrat Corrado Pardini deutet den Aufstand der Alten eher als Zeichen von Hilflosigkeit, weil im Bundesrat und im Parlament zur Umsetzung der MEI derzeit niemand Klartext reden wolle.

Traditionell üben sich Alt-Magistrate in der Schweiz in Zurückhaltung. In jüngerer Zeit scheint diese Tugend an Bedeutung zu verlieren. Albert Rösti erinnert sich nur zu gut, wie vor der Abstimmung zur Durchsetzungsinitiative Anfang Jahr Alt-Bundesräte öffentlich gegen das Volksbegehren weibelten. Einen Monat vor dem Urnengang sprachen sich elf von achtzehn noch lebenden Bundesräten gegen diese Initiative aus. Sozusagen als Wortführer gebärdeten sich schon damals die Bundesräte Couchepin und Calmy-Rey. Alt-Bundesrat Christoph Blocher, Vordenker der SVP, nahm den Aufstand seiner früheren Kollegen mit Humor. «Ich dachte, es seien alle [dagegen] ausser mir», sagte er in der «Tagesschau» von SRF.

Angriff auf die Institutionen

Nun wiederholt sich die Geschichte. Rösti ist nicht erfreut: «Der SVP wirft man vor, sie greife die Institutionen an – wie nennt man das aber, wenn Alt-Bundesräte dem Parlament und dem Bundesrat vorschreiben wollen, wie man eine Initiative am besten umzusetzen habe?» Oder präziser: wie die Umsetzung eines Verfassungsartikels verhindert werden kann. Couchepin nutzte seinen Auftritt sogar zu einer Lektion über die Volksrechte: Die Erhebung des Volkes zum Souverän ist seiner Meinung nach «antidemokratisch». Die Menschenrechte etwa stünden über der direkten Demokratie, dozierte der Walliser. Als ob die Einwanderung ein Menschenrecht wäre.

Jahrelang hat die Mehrheit der Schweizer Regierung und des Parlamentes die schleichende Annäherung an Brüsseler Institutionen als unabdingbar für die wirtschaftliche Prosperität des Landes hochgejubelt. Als 2009 definitiv über die Personenfreizügigkeit abgestimmt wurde – das Abkommen wurde bereits in den Jahren 2000 und 2005 aufgegleist –, verabreichte unter anderen die damalige Aussenministerin Calmy-Rey dem Stimmvolk Beruhigungspillen: Die Weiterführung des freien Personenverkehrs sei kein Wagnis mehr, man habe alles im Griff. Mit Übergangsfristen, Schutzklauseln und flankierenden Massnahmen sei ein Sicherheitsnetz gespannt worden.

Bekanntlich hielt sich die Realität nicht an die viel zu tief veranschlagten Prognosen. Als die Grenzen fielen, wurde das Land von Zuwanderern überschwemmt. Das Volk nahm die erstbeste Gelegenheit wahr, um korrigierend einzugreifen. Jetzt soll das EU-Prinzip zur Anwendung kommen: Es wird so lange neu abgestimmt, bis das Volk das gewünschte Ergebnis liefert.

Finanzen

Zum Nulltarif

Von Peter Keller — Der Schweizer Staat kann sich nicht nur gratis verschulden, er bekommt sogar Geld von seinen Gläubigern. Schulden machen lohnt sich.

Pervers. Im eigentlichen Sinn des Wortes: verkehrte Welt. Wer Geld auf dem Konto hat, muss dafür zahlen, und als erstes Land überhaupt weist die Schweiz für sämtliche neuen Staatsanleihen eine negative Verzinsung aus. Mit anderen Worten: Der Staat bekommt heute Geld für seine Schulden. Ein Beispiel: Mit ihren «Eidgenossen» mit dreijähriger Laufzeit «verdient» die Schweiz 1,1 Prozent. Pervers.

Noch gilt diese Umkehrung der bisherigen Finanzwelt – der Schuldner zahlt Zinsen, der Gläubiger erhält Zinsen – nur für die grossen Kapitale. Etwa wenn ein Institut bei der Mutter aller Banken, der Schweizerischen Nationalbank (SNB), sein Geld parkiert. Die SNB hat im Zuge der Euro-Krise, als die Anleger weltweit in den sicheren Schweizer Franken stürmten, zur Abschreckung Negativzinsen eingeführt. Sie liegen derzeit bei minus 0,75 Prozent.

Die Banken haben Hemmungen, ihren Privatkunden diese Negativzinsen direkt weiterzugeben. Was passieren wird, wenn Herr und Frau Müller für ihr Sparbüchlein Zinsen zahlen müssen, kann man sich ausmalen. Der Run auf die Bancomaten wird gigantisch sein. Die Euro-Zone hat vorgesorgt, sie nimmt den 500er-Schein aus dem Geldverkehr. Dann reichen die grössten Matratzen nicht mehr, um sie mit den kleineren Noten zu stopfen. Die Staaten wollen den bargeldlosen Bürger: Er lässt sich so bestens überwachen und man kann ihn notfalls in Raten enteignen – indem man die Guthaben mit Gebühren, Negativzinsen oder irgendeiner moralisch aufgeblasenen «Solidaritätsabgabe» belastet.

Der Selbstbetrug geht weiter

Niemand weiss, wohin diese Reise führt, aber es wird eine Irrfahrt sein. Die Schweiz kann sich jetzt zum Nulltarif verschulden. Seit der Finanzkrise und seitdem die Notenbanken die Märkte mit Geld vollpumpen, freuen sich die grössten Schuldner auf dem Platz: die Staaten. Sie refinanzieren sich zu immer besseren Konditionen. Die vormalige Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf hatte damit von Anfang an ihre Rechnungen frisiert. Die Staatsschulden wurden jährlich günstiger. 2010 betrugen die Finanzausgaben des Bundes 2994 Millionen Franken, 2015 sind es noch 1495 Millionen. Die positiven Abschlüsse der Widmer-Schlumpf-Jahre waren in Wahrheit ein simpler Selbstbetrug. Die Finanzausgaben sanken um bis zu 1,5 Milliarden pro Jahr, gleichwohl stiegen die Gesamtausgaben des



Irrfahrt: Paradeplatz in Zürich.

Bundes kräftig an: von 60,3 auf heute 65,2 Milliarden.

Aber auch die «eingesparten» 1,5 Milliarden Franken sind längstens ausgegeben. Allein die Kosten des Asylwesens verdoppeln sich zwischen 2015 und 2018 auf 2,4 Milliarden Franken – nur auf Bundesebene. Bis jetzt hat die Schuldenbremse die Schweizer Politik einigermaßen gezügelt. Ende Juni hat nun der Bundesrat angekündigt, diese Vorgaben lockern zu wollen. Zudem beabsichtigt er, die früher mal vorsorglich eingebaute Ausnahmeregelung anzuwenden: «für aussergewöhnliche und vom Bund nicht steuerbare Entwicklungen». Dazu gehören eben auch die Zahl der Asylgesuche, die der Bundesrat nicht beeinflussen könne, so der neue Finanzminister Ueli Maurer (SVP).

Der Selbstbetrug geht also weiter. Natürlich könnte die Politik die Asylzahlen beeinflussen. Das kriminell organisierte Schlepperwesen und die damit verbundene illegale Migration werden politisch geduldet, sprich belohnt – genauso wie der faktisch herrschende Asyltourismus, wo sich die in Europa angelangten «Flüchtlinge» ihre Wunschdestination aussuchen: Was zählt, sind die Bleibeaussichten (auch bei negativem Asylbescheid) und die bereitgestellten Sozialleistungen. Auch das Asylwesen ist wie die Finanzwelt zur staatlich beförderten Perversion geworden.



Greifbare Lösung bleibt Wunschdenken: Monteforno-Areal zwischen Bodio und Giornico.

Verkehr

Die Tricks des Strassenamts

Von Alex Reichmuth — Zur Entlastung der Gotthardroute wird im Tessin dringend ein Standplatz für Lastwagen benötigt. Mit dem Gelände des früheren Stahlwerks Monteforno steht ein Areal bereit. Das Bundesamt für Strassen verschleppt das Projekt und spielt Katz und Maus mit den Landbesitzern.

Letzten Dienstag ereignete sich auf der Autobahn A2 bei Quinto eine tödliche Kollision zwischen zwei Lastwagen und einem Auto. Der Unfall auf der Nordspur verdeutlicht einmal mehr, welche Risiken LKW auf der Gotthardautobahn darstellen. Eine permanente Gefahr in der Leventina bedeuten insbesondere die oft kilometerlangen Lastwagenkolonnen in Richtung Norden. Nach dem Brand im Gotthard 2001 führte der damalige Verkehrsminister Moritz Leuenberger (SP) im Strassentunnel ein Zählsystem zur Verringerung der Kapazitäten ein. Die gefährlichen LKW-Kolonnen im Tessin sind seither an der Tagesordnung. Eigentlich könnte das Problem längst gelöst sein: Mit einem Standplatz könnte man die vielen Lastwagen von der Autobahn wegbringen.

Bereits 2004 handelseinig

In der Gegenrichtung ist die Lösung mit dem Schwerverkehrszentrum Uri längst verwirklicht. Auch im Tessin stünde mit dem Areal des ehemaligen Stahlwerks Monteforno zwischen Bodio und Giornico ein geeignetes Gelände bereit. Bereits 2001 hatte die Immobilienfirma Parco Industriale e Immobiliare SA Giornico (PIIG) dieses Areal dem Bund zum Kauf angeboten. Auch die SBB als Eigentümerin des früheren Gleisfelds der Firma Monteforno waren

mit einem Verkauf einverstanden. Die Idee eines Kontrollzentrums in Bodio wurde von der Politik rasch aufgenommen. Eine schnelle Verwirklichung schien möglich.

2004 waren sich die PIIG, der Kanton Tessin und der Bund bereits handelseinig über den Geländeverkauf. Doch dann begann in der Politik ein jahrelanger Streit über Grösse und Standort eines Lastwagen-Kontrollzentrums. Der Landkauf wurde sistiert. 2005 mahnte die zuständige Nationalratskommission zwar, die beiden Kontrollzentren südlich und nördlich des Gotthards seien «spätestens 2007 in Betrieb» zu nehmen. Doch im Tessin blieb das Wunschdenken.

Heute ist das Gelände in Bodio, das für den Lastwagenplatz reserviert ist, noch immer unbenutzt – während das gesamte übrige Areal längst an Dritte verkauft ist. Politisch ist zwar seit langem geklärt, dass der LKW-Standplatz auf dem ehemaligen Monteforno-Areal entstehen soll. Doch da ist noch das Bundesamt für Strassen (Astra): Es machte nicht vorwärts mit dem Projekt. Jetzt, da die Baubewilligung seit drei Jahren vorliegt und einer Realisierung nichts mehr im Wege steht, verschleppt das Amt den Deal. Es versucht, die Position der Grundeigentümer zu schwächen. Dabei wendet es eine ganze Reihe von Tricks an:

1 — Enteignungsbann verhängen: Ohne die Landbesitzer vorab zu informieren, veranlasste das Astra 2008 ein Enteignungsverfahren. Das Vorgehen mutet widersinnig an, da die Eigentümer an einem Verkauf an den Bund interessiert waren und diesen selber vorgeschlagen hatten. Doch mit dem Enteignungsbann ist es der PIIG verboten, das Gelände an Dritte zu verkaufen. Die Eigentümer sind blockiert und den Launen des Bundes als designierter Käufer ausgeliefert – bis heute.

2 — Sanierungsbedarf aufblähen: Ein Teil des Geländes wurde industriell genutzt und ist teils durch Schadstoffe belastet. Sanierungsbedürftig ist es gemäss Gesetz aber nur, wenn die Gefahr einer Grundwasserverunreinigung besteht. Bei Sanierungen ist zudem verhältnismässig vorzugehen und nur so viel Erdreich wie nötig abzutragen. Im Fall des Industrieareals in Bodio war das Grundwasser in den letzten zwanzig Jahren immer in einwandfreiem Zustand. Entsprechend sind die fraglichen Parzellen im Kataster der belasteten Standorte des Kantons Tessin als «nicht sanierungsbedürftig» klassiert. Trotzdem ist das Astra der Meinung, vor der Nutzung des Areals als LKW-Standplatz sei eine Totalsanierung nötig, die die Abtragung einer riesigen Menge an Boden-



«Völlig üblich»: Astra-Direktor Röhthlisberger.

material bedinge. 2010 entwarf das Astra Pläne für eine Sanierung und bezifferte deren Kosten auf horrende 50 Millionen Franken, 2014 sogar auf 62 Millionen Franken. Das Astra nannte diese Zahlen öffentlich, was sich für die Eigentümer kreditschädigend auswirkte. Kaufinteressenten für Parzellen, die nicht zum künftigen Standplatz gehören, zogen sich zurück – in der Meinung, das gesamte Gelände sei verseucht.

3 — Einsicht verweigern: Eine Sanierung müsste von den Landeigentümern zu grossen Teilen mitfinanziert werden. Dennoch ging das Astra intransparent vor. Nachfragen der Firma PIIG hinsichtlich der Grundlagen für die geplante Sanierung wurden ignoriert oder abgewiesen. 2014 verweigerte das damals von Direktor Rudolf Dieterle geleitete Amt die Einsicht in das Sanierungsprojekt. Es seien noch Abklärungen im Gang, hiess es. Zuvor hatte das Astra aber bereits die Presse über den angeblichen grossen Sanierungsbedarf informiert. Die Eidgenössische Schätzkommission zwang das Astra dann, die Projektunterlagen herauszugeben. Eine Verfügung für eine Sanierung, gegen die Beschwerden möglich sind, gab es bis heute nie. Später argumentierte das Astra, das Bundesamt für Umwelt (Bafu) habe den Sanierungsbedarf in einem Gutachten bestätigt – weigerte sich aber, dieses auszuhändigen. Dann kam heraus, dass das Bafu einen Sanierungsbedarf bei zwei Parzellen nur in einem Brief erwähnt hatte. Verfasst hatte das Bafu den Brief, nachdem das Astra bereits genaue Sanierungspläne für eine Sanierung ausgearbeitet hatte. Eine überraschende Sanierung würde nebst den heutigen Grundbesitzern auch die Steuerzahler schädigen, denn die öffentliche Hand müsste sich wohl an den Kosten beteiligen.

4 — Abmachungen missachten: Eine Sitzung der Verhandlungspartner im letzten Mai im Beisein von Astra-Direktor Jürg Röhthlisberger brachte anscheinend eine Klärung. Gemäss Protokoll waren sich die Beteiligten einig, dass die Grundlagen für eine allfällige Sanierung des Geländes ungenügend sind. Man vereinbarte, gemeinsam eine neue Untersuchung zum Zustand des Bodens in Auftrag zu geben. Überprüft werden sollte nur der Geländeteil, der mit «ehemaliger Schrottplatz» bezeichnet ist. In allen Unterlagen umfasst dieser Platz je eine Parzelle der PIIG und der SBB. Man kam überein, die übrigen Parzellen nicht nochmals zu untersuchen, sondern sie umgehend an den Bund zu veräussern. Nach der Sitzung erfuhr

Die langen LKW-Kolonnen sind eine permanente Gefahr in der Leventina.

die PIIG jedoch, dass das Astra die Bodenuntersuchung entgegen der Abmachung auf weitere Parzellen ausweiten wollte. Da diese Parzellen zum Teil andere Eigentümer haben, würde das eine erhebliche Komplizierung bedeuten, die den Landerwerb erneut deutlich verzögerte.

5 — Landbesitzer schwächen: Vor allem aber erfuhr die PIIG, dass das Astra nicht, wie protokolliert, für die restlichen Parzellen die Fortsetzung der Enteignung eingeleitet hatte. Vielmehr hatte es für das gesamte Gelände eine «vorzeitige Besitzeinweisung» beantragt. Mit einer solchen Beschlagnahme könnte der Bund sofort über das Gelände verfügen, ohne dass zuvor Preis und Verkaufsmodalitäten geklärt sein müssen. Das Astra will damit wohl

Fakten schaffen. Denn gehört das Gelände erst einmal dem Bund, ist die Position der früheren Eigentümer in den nachträglichen Verhandlungen geschwächt.

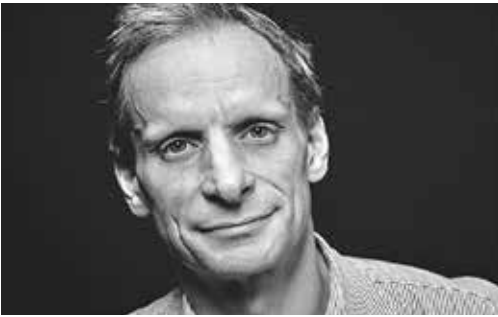
6 — Verantwortung verwischen: Als Mitarbeiter des Astra im Juni kündigten, das im Mai vereinbarte Vorgehen als Ganzes nochmals zur Disposition zu stellen, protestierte die PIIG bei Röhthlisberger gegen die Missachtung der Abmachungen. Der Direktor aber begrüßte die Intervention seiner Untergebenen. «Ich als Chef des Astra muss [...] von meinen Topkadern eine konsequente Haltung einfordern und bin [...] sehr dankbar um die gute Arbeit der beiden Kollegen», liess er die PIIG in einer Mail wissen. Offenbar gilt beim Bundesamt für Strassen das Wort des Direktors nichts.

Die Lüge des Astra

Beim Astra bestreitet man alle Vorwürfe. Das Amt sei immer transparent vorgegangen, sagt Direktor Röhthlisberger. Man wolle keinesfalls das Projekt verzögern und die Grundbesitzer schädigen. «Wir sind aber verpflichtet, die rechtlichen Vorgaben einzuhalten», so Röhthlisberger. Insbesondere müsse der Bund den Sanierungsbedarf des Geländes sorgfältig abklären, damit später nicht der Steuerzahler zur Kasse gebeten würde. Messungen des Astra hätten gezeigt, dass ein Teil des Geländes viel stärker belastet sei als angenommen. Dass diese Geländeteile im kantonalen Kataster als «nicht sanierungsbedürftig» klassiert seien, sei auf einen veralteten Informationsstand zurückzuführen. Röhthlisberger widerspricht auch dem Vorwurf, protokollierte Abmachungen nicht eingehalten zu haben. Die Zahl der nun noch zu untersuchenden Parzellen sei nicht ausgeweitet worden. Zudem sei eine vorzeitige Besitzeinweisung im Rahmen der Enteignung bei Landkäufen dieses Ausmasses «völlig üblich». «Nur so ist garantiert, dass der Bund nicht erpressbar ist», sagt Röhthlisberger.

Ist das Astra jederzeit korrekt vorgegangen, wie der Direktor behauptet? Die PIIG liess 2014 das Sanierungsprojekt des Astra selber durch zwei renommierte Firmen abklären, die auf Bodensanierungen spezialisiert sind. Die Eco-risana SA kam zum Schluss, dass die vom Astra verlangte Sanierung weit über das hinausgehe, was gesetzlich erforderlich ist, und dass das Amt gesetzliche Vorgaben missachtet habe. Die BMG Engineering AG bezeichnete die Kalkulation der Sanierungskosten durch das Astra als «unprofessionell». Das Vorgehen des Amtes sei «nicht praxiskonform» und widerspreche dem Gesetz. Das Astra bezeichnet die beiden Gutachten als «Parteigutachten».

Das Astra bestreitet zudem, das Enteignungsverfahren bereits 2008 eingeleitet zu haben. Das sei erst 2013 erfolgt. Diese Behauptung ist aber, wie vorliegende Dokumente zeigen, eine glatte Lüge. ○



Europa

Bürokratie statt Forschung

Wer als Wissenschaftler auf Fördergelder aus Brüssel hofft, ist gezwungen, einen ausufernden Papierkram zu bewältigen. Die Forschungsförderung der Schweiz funktioniert besser und effizienter als die der EU.

Von Mathias Binswanger

Was haben Entwicklungshilfe und Forschungsförderung gemeinsam? Man glaubt in beiden Fällen, die Unterstützung funktioniere wie ein Automat: Je mehr Geld man oben hineinwirft, desto mehr und bessere Resultate kommen unten heraus. In der Realität wird aber ein grosser Teil des Geldes stattdessen von der Bürokratie aufgefressen. Bei der Entwicklungshilfe ist in dieser Hinsicht die Uno führend, wo «Hilfe zur Selbsthilfe» zur Devise für die Uno selbst geworden ist. In der Forschungsförderung hat hingegen die EU mit der Einführung der gemeinsamen Forschungsrahmenprogramme im Jahr 1984 neue Bürokratiemasstäbe gesetzt.

Erkannt wurde das Bürokratieproblem schon vor langer Zeit. So warf der Europäische Rechnungshof der EU-Forschung nach Abschluss des 4. Rahmenprogramms (1994 bis 1998) «eine aufgeblähte Bürokratie und eine sinnlose Geldverschwendung» vor. Nach Expertenschätzungen kamen damals von den Geldern, die dem 4. Rahmenprogramm zur Verfügung standen, nur etwa sechzig Prozent bei den Forschungsinstitutionen an. Solche Zahlen sind nicht gerade Werbung für die EU-Forschung, und so hat man es seither wohlweislich unterlassen, weitere Bürokratieschätzungen in diesem Detaillierungsgrad vorzunehmen.

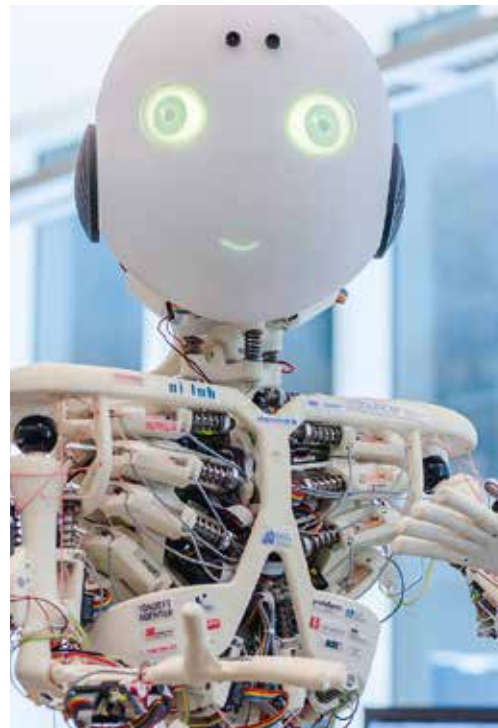
EU-Beschäftigungsprogramme

Zwar führte die massive Kritik am 4. Rahmenprogramm dazu, dass vier Jahre später, also beim 6. Rahmenprogramm (2002 bis 2007), eine Vereinfachung und Straffung der Durchführung erreicht wurde. Doch gleichzeitig schuf man beim 6. Rahmenprogramm mit dem Zwang, überall Exzellenznetzwerke aus dem Boden zu stampfen, eine neue Vernetzungsbürokratie. Die Netzwerkeuphorie führte dazu, dass ein grosser Teil der Forschungsgelder jetzt für die Organisation und das Management von erzwungenen internationalen Netzwerken draufging. Denn die Devise in der EU-Förderung lautete von jeher: Je grossflächiger, internationaler und vernetzter, desto besser.

Der grösste Teil der Forschungsbürokratie betrifft allerdings gar nicht mehr den Beamtenapparat in Brüssel. Diese findet sich stattdessen in den Universitäten oder Forschungsinstituten selbst. Was sich grossartig Forschung nennt, ist in Wirklichkeit zu einem grossen Teil

zu Bürokratie verkommen. Fördergelder werden von Tätigkeiten wie der Akquisition von Projekten, der Formulierung von Forschungsanträgen (von denen mehr als achtzig Prozent erfolglos sind), der Erstellung von Zwischenberichten, Endberichten, Budgets oder der Durchführung von Evaluationen verschlungen.

Die Forschungsförderung à la EU hat einen Teil der Forschung in Beschäftigungsprogramme verwandelt, wo Management und Controlling der Forschung die Forschung zunehmend verdrängen. Denn mit Grösse und Komplexität



Einseitige Glorifizierung: Projekt der Uni Zürich.

der Projekte und mit steigender Anzahl von Forschungspartnern nimmt der Bürokratieaufwand überproportional zu. So kann man Tage damit verbringen, bis man nur einmal weiss, wie bei der Eingabe eines Forschungsantrages überhaupt vorgegangen werden muss. Denn mit jedem Rahmenprogramm werden die Verfahren und Vorschriften wieder geändert. Kein Wunder, dass deshalb Akquisition und Management der EU-Projekte zunehmend an professionelle Berater ausgelagert werden, die hier einen neuen «Markt» für sich entdeckt haben.

Die Forschungstätigkeit selbst ruht oft auf den Schultern von Assistenten und Doktoran-

den. Deren geringe Stundenansätze erlauben es noch, sich mit der Gewinnung neuer Erkenntnisse zu beschäftigen. Professoren und Forschungsleiter sind dafür zu teuer und haben abgesehen davon auch gar keine Zeit für echte Forschung. Sie sind damit beschäftigt, möglichst viele Forschungsgelder in das eigene Institut abzuzweigen. Denn im heutigen Forschungsumfeld ist ein guter Forscher weniger derjenige, der interessante Forschung macht, als vielmehr derjenige, der viele Projekte akquiriert und entsprechend Geld hereinholt.

Ein wenig Einsehen in Bezug auf die geschilderte Problematik hat inzwischen sogar die EU gezeigt. Mit dem 7. Rahmenprogramm (2007 bis 2013) wurden sogenannte ERC-Grants eingeführt, die tatsächlich wieder vermehrt individuelle Forschung ohne Vernetzungszwang und ohne von oben aufoktroierten Themenschwerpunkt ermöglichen. Das ist ein begrüssenswerter Schritt, aber diese Grants machen auch im jetzt laufenden 8. Rahmenprogramm «Horizon 2020» nur rund 16 Prozent der gesamten Förderung aus. Von einem Durchbruch im Bürokratieabbau kann bisher keine Rede sein.

In der Schweiz scheint man vor dieser Problematik die Augen zu verschliessen. Es wird durchgehend die standardisierte Meinung propagiert, dass exzellente Forschung nur dann gewährleistet werden kann, wenn man Förderung möglichst von weit oben herab und supranational in Megaprojekten organisiert. Auf den Punkt brachte dies Fritz Schiesser, Präsident des ETH-Rats, in der *NZZ am Sonntag* vom 10. Juli, wo er argumentierte, dass ein Franken EU-Förderung besser sei als ein Franken aus nationaler Förderung. Eine solche Ansicht ist nicht haltbar. Natürlich schaffen es gewisse Universitäten und insbesondere der ETH-Bereich trotz aller Bürokratie, auch gute Forschung finanziert zu bekommen. Aber das rechtfertigt keine einseitige Glorifizierung der EU-Forschungsförderung. Berücksichtigt man auch den Faktor Bürokratie, dann funktioniert die nationale Förderung in der Schweiz wesentlich besser und effizienter.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz und Privatdozent an der Universität St. Gallen. Er evaluiert regelmässig Projekte für den Schweizerischen Nationalfonds.



Sorgen um Racheaktionen: Promenade in Nizza nach dem Attentat.

Frankreich

Der zündende Funke

Von Kurt Pelda — Terroranschläge könnten in Europa zu antimuslimischen Pogromen führen. Sollte es dazu kommen, wäre das verheerender als die Attentate selbst.

Was genau bezweckt der Islamische Staat (IS) mit seinen Terroranschlägen? Glauben die Terroristen wirklich, dass sie die Europäer damit zu Untertanen ihrer extremen Auslegung des Islam machen können? Die Aktionen des IS im Irak und in Syrien zeigen, worum es dort wirklich geht: Mit ihren Gewaltorgien wollen die Terroristen einen Glaubenskrieg zwischen schiitischen und sunnitischen Muslimen provozieren. Im resultierenden Chaos hoffen sie dann, die Macht ergreifen zu können.

Hass und Chaos schüren

Hinter der Anschlagserie in Europa steckt eine ähnliche Strategie. Nur geht es dabei nicht um Schiiten und Sunniten, sondern darum, die säkulare und die christliche Mehrheit gegen die Muslime aufzuhetzen. Sollten Europas Muslime sich von der Mehrheit nicht nur unter Generalverdacht gestellt und ausgegrenzt, sondern auch an Leib und Leben bedroht fühlen, hätten sie allenfalls mehr Sympathien für die Ziele und Methoden der Dschihadisten, als das heute der Fall ist. Immerhin leben in Frankreich, Deutschland und Grossbritannien zusammen mehr als zehn Millionen Sunniten. Auch wenn davon am Schluss nur ein Bruchteil den IS unterstützte, wären bürgerkriegsähnliche Zustände und die Destabilisierung Europas die Folge.

Ein solches Szenario ist aber nur dann realistisch, wenn es vorher zu gewaltsamen antimuslimischen Ausschreitungen und Pogromen kommt. Und genau das ist die Hoffnung des IS. Nicht umsonst warnte der Chef des französischen Inlandgeheimdiensts, Patrick Calvar, bei seiner Anhörung durch eine Untersuchungskommission der Nationalversammlung kürzlich vor einer Konfrontation zwischen Frankreichs extremer Rechten und den Muslimen. Er betonte dabei, dass sich der Hass gegen die gesamte muslimische Gemeinschaft in Frank-

Die Anschläge des IS sind schlimm genug, sie brauchen keine künstliche Übertreibung.

reich richten werde und nicht nur gegen die Islamisten. Calvar bezeichnete diese Konfrontation als unausweichlich. Auch beim Schweizer Nachrichtendienst macht man sich hinter vorgehaltener Hand Sorgen um Racheaktionen gegen Muslime. Darum sind vorschnelle Urteile oder gar Falschinformationen nach Terroranschlägen so gefährlich: Sie könnten der Funke sein, der das Pulverfass zur Explosion bringt.

Ein Beispiel findet sich im fast tausend Seiten starken Bericht der erwähnten Untersuchungskommission, der Anfang Juli veröffentlicht

wurde. Ein Gruppenführer der Polizei mit den Initialen T.P. gibt vor der Kommission seine Sicht des Massakers im Pariser «Bataclan»-Theater vom letzten November wieder. Er spricht dabei von geköpften Opfern, durchgeschnittenen Kehlen und ausgeweideten Leichen, also schrecklichen Folterungen, die in einem oberen Stockwerk des Theaters stattgefunden haben sollen. Ausserdem soll es Vergewaltigungen und Messerstiche im Genitalbereich gegeben haben. T.P. insinuiert sogar, dass die IS-Terroristen die Folterungen mit Handys gefilmt und die Videos an Komplizen ausserhalb des Tatorts geschickt haben könnten.

Totengräber der Demokratie

Die Angst vor den Folgen kann kein Grund sein, solche Informationen zurückzuhalten, wenn sie denn den Tatsachen entsprechen. Wer den Bericht weiterliest, wird aber daran zweifeln, dass es wirklich Folterungen gegeben hat. So hat die Polizei nach eigenen Angaben kein einziges Messer oder einen anderen scharfen Gegenstand am Tatort gefunden, mit dem sich Köpfe oder Geschlechtsteile hätten abtrennen lassen. Ausserdem dementieren führende Polizeivertreter in dem Bericht, dass es Folterungen gegeben habe. Ihre Erkenntnisse stützen sich unter anderem auf die Autopsien der Todesopfer. Es stellt sich auch heraus, dass der Polizeizeuge T.P. gar nicht in einem der oberen Stockwerke des Theaters war, die verstümmelten Leichen selber also nie gesehen hat. Ein Foltervideo ist ebenfalls noch nicht aufgetaucht.

Unbestritten ist aber, dass viele Leichen im «Bataclan» grausam verstümmelt waren. Claude Moniquet, Direktor des European Strategic Intelligence and Security Center in Brüssel, ist einer der wenigen ausserhalb der französischen Behörden, der Fotos der Leichen und Auszüge aus den Autopsieberichten untersucht hat. Weil er noch nicht alles Material gesichtet hat, wollte er auf Anfrage noch kein abschliessendes Urteil abgeben. Er habe bisher aber keine Anzeichen von Folterungen erkennen können. Verstümmelungen wie fehlende Augen seien zum Beispiel auf Kopfschüsse mit Sturmgewehren aus geringer Entfernung zurückzuführen. Ausserdem wurden im «Bataclan» Sprengkörper zur Explosion gebracht, was abgerissene Gliedmassen erklärt.

Paris, Brüssel, Nizza und jüngst in der Kirche von Saint-Étienne-du-Rouvray – die Anschläge sind schlimm genug, sie brauchen keine künstliche Übertreibung. Was es braucht, ist ein entschiedenes Vorgehen gegen Terroristen, ihre Helfer und Sympathisanten. Wer dagegen die grosse Mehrheit der unschuldigen Muslime Europas ins Visier nimmt, hilft damit den Strategen des Terrors und betätigt sich als Totengräber der Demokratie, zu deren Grundpfeilern die Religionsfreiheit und der Schutz von Minderheiten gehören. ○



«Ich bin eure Stimme»: Präsidentschaftskandidat Trump bei der Ankunft zum Parteikonvent in Cleveland.

Amerika

Wetten, dass ...

Von Urs Gehriger — ... Donald Trump die Reihen der Republikaner schliesst, Hillary Clinton aus dem Trott bringt, bei Minderheiten punktet – und zum 45. Präsidenten der USA gewählt werden wird?

Es war das gewohnte Ritual. In einer Endloschleife berichteten Medien indigniert über den Konvent der Republikaner. Gefangen in Abscheu gegenüber ihrem Sujet, generierten sie Schlagzeilen wie: «Trumps Sekte», «Trumps peinliche Familienshow», «Trumps Festival der Lügen». Kein noch so vernichtendes Urteil schafft indessen die Tatsache aus der Welt: Trump ist populär. Populärer denn je. Erstmals hat er Hillary Clinton in Umfragen überholt.

Seit Februar habe ich 1200 Franken auf Trump gewettet: «Trump for President!» (Was nichts über eine persönliche Präferenz aussagen soll; der Einsatz basiert auf nüchterner Einschätzung, nachdem ich Trumps Wirkung auf Amerikaner live beobachten konnte.) Nach dem Parteikonvent und Trumps fulminanter Krönungsrede wächst die Zuversicht, dass das Tippen auf Trump richtig war.

1. Die Partei eint sich hinter Trump — 1858 hielt Abraham Lincoln als Senatskandidat für den Staat Illinois eine seiner historischen Reden: «A House Divided». Mit Verweis auf die Sklavereifrage sagte er: «Jedes Haus, das in sich uneins ist, wird nicht bestehen.» Letzte Woche belebten Reporter das Bild des gespaltenen Hauses. «Zu besichtigen war eine Partei in so jämmerlicher Verfassung, dass man sich fragt, wie sie über-

haupt einen Wahlkampf zustande bringen soll» (*Spiegel* online). Tatsächlich sind viele grosse Namen – von den Bushs über McCain bis Romney – Trumps Kür in Cleveland ferngeblieben. Die Grand Old Party ist gespalten. Das Establishment hat die Ursachen des Phänomens Trump bis heute nicht begriffen. Die Leute draussen im Land haben die Nase gestrichen voll von den Kungeleien in Washington. Sie wollen frischen Wind. Und den ventiliert Trump in Orkanstärke. Mit Hillary Clinton im Visier wird er das republikanische Haus eint. Und er wird erbarungslos Kurs auf seine Kontrahentin nehmen.

2. Trump rekrutiert die «Vergessenen» — Was sich in der Republikanischen Partei manifestiert, lässt sich im ganzen Land beobachten. Die Basis ist der Elite überdrüssig. Sie fühlt sich von ihr nicht mehr repräsentiert. Trump und Sanders sind – mit umgekehrten Vorzeichen – Symptom derselben Entwicklung. Dieser Befund ist nach den hitzigen Vorwahlen Common Sense. Aber die Tiefe des Risses wird immer noch unterschätzt. Auch von Clinton. Aber nicht von Trump. Trump mobilisiert die republikanische Basis wie seit Jahrzehnten kein republikanischer Kandidat mehr. Wichtiger noch: Er tut es deutlich effizienter als Clinton auf demokratischer Seite. Trump holt Stimmen weit über die traditionelle Basis der Republika-

ner hinaus. Eine Schlüsselstelle in seiner Konventrede lautete: «Ich habe die arbeitslosen Fabrikarbeiter und die Opfer unserer unfairen Handelsabkommen besucht. Sie sind die vergessenen Männer und Frauen unseres Landes.» Nach einer rhetorischen Kunstpause fuhr er fortissimo fort: «Ich bin eure Stimme.»

Trump ist nicht der erste Präsidentschaftskandidat, der sich der «Vergessenen» annimmt. Seit dem späten 19. Jahrhundert kehrt «the forgotten man» in Zeiten des Wahlkampfes zurück in die Schlagzeilen, wie das *Wall Street Journal* in Erinnerung ruft. Der «vergessene Mann» trug Franklin D. Roosevelt 1932 bis ins Weisse Haus.

Das Heer der Vergessenen ist dieses Jahr besonders gross. Etliche Sanders-Anhänger fühlen sich übergangen und ausrangiert. Erst recht, seit E-Mail-Leaks zutage brachten, dass die Parteileitung von Beginn weg Clinton favorisierte. Gut möglich, dass sich der eine oder die andere aus Zorn ins Trump-Lager bewegt.

3. Trump punktet bei Minderheiten — Um Präsident zu werden, muss Trump bei Latinos (17 Prozent der US-Bevölkerung) und bei Schwarzen (13 Prozent) substanziell punkten. Ein aussichtsloses Unterfangen sei das, wissen Trump-Kritiker, zu grob habe der Redneck von der Fifth Avenue Minderheiten vor den Kopf gestossen. Da kommt vor Tagen diese Meldung: «Obamas Halbbruder wählt Trump.» Besonders Trumps Sicherheitspolitik gefalle ihm, erklärte Malik Obama. «Trump ist bodenständig, er spricht frei von der Leber weg und versucht nicht, politisch korrekt zu wirken.»

Im Juni ergab eine repräsentative Big-Data-Auswertung, publiziert von Fox News Latino, dass 26 Prozent der Afroamerikaner Trump unterstützen. Wandern ihre Stimmen tatsächlich

zu Trump, drohen die Demokraten Schlüsselstaaten wie Virginia, Florida, Ohio und North Carolina zu verlieren. Noch grösser ist die Zustimmung für Trump gemäss derselben Erhebung unter Latinos: 37 Prozent sind für den Bau-Tycoon. Kommt dazu, dass bei beiden Bevölkerungsgruppen das Lager der Unentschlossenen rund ein Viertel umfasst. Das Reservoir der potenziellen Wählerausbeute ist also riesig (Umfrage durchgeführt von www.xlalliance.com). Generell geht man davon aus, dass die Zustimmung für Trump in Wirklichkeit grösser ist, als die Umfragen ergeben. Das war bereits in vielen Vorwahlen der Fall. DemoskopInnen sprechen vom Bradley-Effekt, laut dem Befragte ihre wahre Meinung kaschieren, aus Furcht, in ihrem Umfeld auf Kritik zu stossen.

4. Trumps Stil ist populär — Das Entsetzen über Trumps Verhalten reisst nicht ab. Sexistisch, rassistisch, diffamierend sei er, ändern werde er sich nie, wird berichtet. Doch sein Stil kommt bei vielen Amerikanern an. Nicht, weil sie ein Volk von Primaten wären, wie Medien bisweilen insinuiieren. Viele haben schlicht genug von politischer Korrektheit und empfinden Trumps «Klartext» als befreiend. Mit seinen träfen Sprüchen weiss Trump Schlagzeilen zu generieren. Oft trifft er damit einen wunden Punkt und manchmal sogar mitten ins Schwarze. «crooked Hillary!» Seit dem jüngsten E-Mail-Skandal pflichten stets stramme Demokraten bei, dass ihre Kandidatin einen «betrügerischen» Charakter habe.

Man geht davon aus, dass die Zustimmung für Trump grösser ist, als die Umfragen ergeben.

In Europa können – oder wollen – sich die meisten schlicht nicht vorstellen, dass Trump das mächtigste Land regiert. Gewiss, sein Habitus, sein schwammiges Lurchkinn, seine rechtshaberische Rotzstimme können einem mächtig auf die Nerven gehen. Doch Trump scheint genau von jenem Kaliber zu sein, das eine Mehrheit der Amerikaner dieses Jahr will: einen brachialen Vierschrötigen, der die tanzenden Mäuse vom Polit-Parkett in ihre Löcher verscheucht. Wenn er den Nato-Beistandspakt in Frage stellt, den Austritt aus der Freihandelsorganisation erwägt und von Migrationssperren spricht, hält er seine Kontrahenten auf Trab und kocht sie weich. Gut möglich, dass sie einem Law-and-Order-Trump devoter und gefügiger begegnen als dem *globalist* Obama.

Amerika hat immer wieder ungeahnte Kräfte freigesetzt und sich aus seinem Inneren heraus erneuert. In diesen Monaten sind wir Zeugen eines solchen Prozesses. Dieser wird im Einzug Trumps ins Weisse Haus gipfeln. Was danach geschieht, weiss wohl auch «The Donald» nicht. Irrtum vorbehalten. ○

Wahlen

Das Unheil nimmt Gestalt an

Von Hansrudolf Kamer — Der amerikanische Wahlkampf dauert noch bis November, die Intensität nimmt zu. Sogar Russlands Präsident Putin wird verdächtigt, sich für Donald Trump zu schlagen.

Mit gemischten Gefühlen haben die Amerikaner die beiden politischen Parteikonvente verfolgt, die ihnen zwei unerfreuliche Kandidaten für das Präsidentenamt vor Augen führten. Das Unheil wird langsam konkret: Amerika manövriert sich in eine Sackgasse.

Es wird wie üblich mit harten Bandagen gefochten. Kurz vor Beginn des Treffens der Demokraten in Philadelphia hatte Wikileaks eine Serie von E-Mails veröffentlicht, die zeigten, wie die demokratische Parteiführung von Anfang an Hillary Clinton gegenüber ihrem Rivalen Bernie Sanders bevorzugte. Die Chefin des Democratic National Committee, Debbie Wasserman Schultz, wurde vom Parteitag ausgeschlossen.

Die Enthüllungen bestätigten die Vorwürfe, die Sanders im Laufe der letzten Monate erhoben hatte: Das System sei korrupt, der Auswahlprozess manipuliert. Der Misston vermasselte der Partei den Auftakt und erschwerte ihr die hehre Show der Parteinheit, die den Kontrast zu den notorischen republikanischen Zerwürfnissen abgeben sollte. Die Demokraten witterten deshalb einen Sabotageversuch. Donald Trump, der republikanische Kandidat, ist nämlich ein «Putin-Versteher» – gewissermassen von Mann zu Mann. Und dieser starke Mann Russlands hat auch schon Sympathien für den New Yorker Immobilienmogul durchblicken lassen. Deshalb versuchte das Team Clinton die peinlichen Enthüllungen zu entschärfen, indem es die Diskussion in eine andere Richtung lenkte.

Trump hatte in einem Interview mit der *New York Times* während des Parteikonvents in Cleveland erklärt, im Falle einer russischen Attacke auf die baltischen Staaten – Mitglieder der Nato – würde er nur Beistand leisten, wenn diese Staaten ihre Verpflichtungen gegenüber «uns» erfüllt hätten. Der verbal stets saloppe Newt Gingrich, ein Trump-Supporter der frühen Stunde, schob nach, man könne keine nukleare Konfrontation wegen Estland riskieren. Schliesslich sei Tallinn nicht viel mehr als ein Vorort von St. Petersburg. Strategische Tiefschärfe war das nicht. Denn hier geht es um eine der klassischen Fragen des Kalten Kriegs, und einmal mehr wird suggeriert, dass Artikel 5 des Nato-Vertrags automatisch militärischen Beistand des Bündnisses für den Angegriffenen bedingt. Dem ist nicht so. Amerika hat sich nie – seit George Washington – auf einen Automatismus verpflichten lassen, der seine nationale Sicherheit tangiert. Um die Abschreckung aufrechtzuerhalten, sind stets andere, flexible Mittel verwendet worden.

Doch das sind Petitesse. Die Parteikonvente wurden abgespult, als wäre nichts geschehen. Sie folgten den bekannten Ritualen. Parteinheit ist das oberste Gebot, auch wenn die Inszenierungsversuche dazu immer krampfhaft wirken. Sie präsentierten die Demokraten als die zuverlässigen Vertreter des «Weiter so», die Republikaner *faute de mieux* als jene des radikal anderen.

Wunsch nach Erlösung

Trump hatte die leichtere Aufgabe. Er durfte ein düsteres Bild von Amerika malen, in dem Kriminalität, Terrorismus, Korruption und illegale Einwanderung herrschen und der Wunsch nach Erlösung stark ist. Als Erlöser bot er sich selber an, und als solcher musste er auch nicht detailliert mit einer Powerpoint-Präsentation darlegen, wie er das Ganze anpacken will.

Eine Dissonanz setzte Senator Ted Cruz, der Trump brüskierte und dafür ausgebuht wurde. Cruz wettet auf eine Niederlage und macht sich Hoffnungen für vier Jahre später. Viel Parteciprominenz war nicht in Cleveland erschienen. Viele wohlhabende Spender glänzten durch Abwesenheit. Konservative Intellektuelle rümpften die Nase. Hillary Clinton bleibt im Dilemma. Auch sie muss auf den Wunsch nach einem Wandel eingehen, den Sanders und Trump verkörpern und der nach acht Jahren Obama mit Händen zu greifen ist. Sie kann das aber nur, wenn sie sich von Obama distanziert – was schwierig ist, weil der Präsident für sie Wahlkampf führt.

Die Medien widmen sich beharrlich dem *horse race* – wer gewinnt, wer macht Fehler, wer hat mehr Geld, wessen Big-Data-Operation erfasst die Wählerschaft besser? Clinton hat viel mehr Geld ausgegeben als Trump, und ihre Kriegskasse ist trotzdem randvoll. Trump ist überall im Rückstand. Dennoch sind die Umfragen erstaunlich eng geworden, auch in jenen Staaten, in denen die Entscheidung ausgemacht wird. Während Clinton einen klassischen Wahlkampf betreibt, der politische Inhalte mit Klientelpolitik verknüpft, setzt Trump auf Nostalgie, Identität und Ressentiment. «I am your voice!», donnerte er in Cleveland den Unzufriedenen entgegen. Er könnte ein zukunftsweisendes Buch gelesen haben, nämlich das letzte Werk des 2008 verstorbenen Politologen Samuel Huntington, das 2004 unter dem Titel «Who Are We?» erschienen und von der Fachwelt zerrissen worden war. Das Cover des Buches zeigt eine amerikanische Flagge, auf der die Sterne durch Fragezeichen ersetzt worden sind. ○

Unschuldige Opfer

Von Henryk M. Broder — Vor der eigenen Haustür wird gerne und nachhaltig getrauert.



Kein zweites Buch hat die Deutschen als Kollektiv dermassen erschüttert wie der 1967 erschienene Essay «Die Unfähigkeit zu trauern» der Frankfurter Psychoanalytiker Alexander und Margarete Mitscherlich. Es war, so hiess es in den Rezensionen, ein «Schlüsseltext» auf dem langen und beschwerlichen Weg zur «Bewältigung der NS-Vergangenheit» in der noch jungen Bundesrepublik. Statt um ihre Toten zu trauern, hätten sich die Deutschen in die Arbeit gestürzt, die «Erinnerungsverweigerung» habe zu einer «Gefühlsstarre» geführt, «die sich in unserem gesamten politischen und sozialen Organismus bemerkbar macht».

Inzwischen haben die Deutschen gelernt, wie man politisch korrekt trauert. Mit Mahnwachen, Lichterketten und dem auf Pappe gekritzelteltes Wort: «Warum?» Die Leistungsgesellschaft hat den Begriff «Trauerarbeit» erfunden und in ihr Wörterbuch aufgenommen, zusammen mit «Betroffenheit», «Klimakatastrophe» und «Willkommenskultur».

Es wird gerne und nachhaltig getrauert, vorausgesetzt, das Ereignis hat vor der eigenen Tür stattgefunden. Nach dem Anschlag auf das Münchner Olympia-Einkaufszentrum mit neun Toten und mindestens 35 Verletzten kamen Tausende von Münchnern zum Tatort, um Blumen abzulegen und einander zu trösten. In einem Bericht des Bayerischen Rundfunks (BR) hiess es: «Trauer in München. Neun Unschuldige, vor allem junge Menschen, mussten ihr Leben lassen [...] Bislang schien ein solches Drama in weiter Ferne, nun ist die Angst seit Freitagabend vor der eigenen Haustür.» Zugleich versammelten sich am Münchner Friedensengel Hunderte von Menschen, «um mit einem Lichtermeer für den Frieden auf der Welt zu singen». O-Ton BR: «München steht auf gegen diese grausige Gewalttat, bei der unschuldige Menschen aus dem Leben gerissen wurden.»

Trauerarbeit hin, Frieden her – es gibt offenbar zwei Kategorien von Opfern: die schuldigen und die unschuldigen. Die einen, vor allem Amerikaner, Israelis und Islamkritiker, sollten über ihren Anteil an der Gewalt nachdenken, um die anderen wird vorbehaltlos getrauert. Denn sie haben nichts verbochen.

So ist es, wenn die Deutschen aus der Geschichte lernen, sie lernen meistens das Falsche.

Ein uneinig Volk von Lavierern

Von Silvio Borner — Volksentscheide müssen umgesetzt werden. Die Schweiz versagt seit drei Jahren dort, wo Grossbritannien schon innert dreier Wochen Resultate zeigt.

Zu Recht sind wir stolz auf unser politisches System: seine Neutralität, seinen Föderalismus und vor allem seine halbdirekte Demokratie, die Entscheide über viele Sachfragen den Stimmbürgerinnen überträgt. Volksabstimmungen wirken auf Parlament und Regierung korrigierend oder initiiierend. Korrigierend leider immer weniger, weil die Verwaltung den Bundesrat fest im Griff hat und das Parlament durch Sonderinteressen immer unberechenbarer und durch eine Auflösung der Mitte immer polarisierter wird. Schwachpunkt sind in der Schweiz die Parlamentswahlen, die praktisch keine direkten Auswirkungen auf die Regierung haben. Die Bundesräte sitzen absolut fest im Sattel und bestimmen ihren Rücktritt selber.

Und so staunen wir wieder einmal, wie das in Britannien halt ganz anders läuft. Dort haben wir eine parlamentarische Demokratie im Reinformat: mit Majorzwahlrecht. Wer die Wahlen gewinnt, wie die Konservativen letztes Jahr, erhält eine satte Mehrheit im Parlament und stellt die gesamte Regierung, die auf einen Schlag ausgewechselt wird, mit entsprechender Tiefenwirkung hinunter in die Verwaltung. Das führt schnell und zumindest eine Zeitlang zu klaren Verhältnissen und grosser Handlungsfähigkeit.

David Cameron hat die Wahlen deutlicher als erwartet gewonnen, aber die Brexit-Abstimmung verloren. Er ist darauf zurückgetreten, aber seine Partei ist an der Macht geblieben. Binnen drei Wochen nach der Abstimmung war Grossbritannien wieder mit einer neuen Regierung präsent. Die neue Premierministerin Theresa May hat noch am Tag ihrer Ernennung ihrerseits die wichtigsten Ministerien neu besetzt, wobei mit Boris Johnson im Aussenministerium ein klares Zeichen nach innen und aussen gesetzt wurde. All die Kommentare auf dem europäischen Kontinent, gemäss denen sich die Brexit-Gewinner feige aus der Verantwortung geschlichen hätten, waren verfrüht oder eben von Anfang an falsch.

In der Schweiz hatten wir vor mehr als zwei Jahren mit der Masseneinwanderungsinitiative eine ebenfalls knappe Mehrheit für den «Ausstieg» aus der Personenfreizügigkeit mit der EU. Aber statt in drei Wochen haben wir in drei Jahren nichts geklärt und keine mehrheitsfähige Position gefunden. Steigen wir

jetzt aus dem Freizügigkeitsabkommen aus oder nicht? Irgendwie wollen wir beides, und selbst die Frage einer Umgehungswiederholung der Abstimmung ist anders als im Vereinigten Königreich noch nicht vom Tisch. Weil wir dabei eher mit beiden Augen als nur mit einem auf Brüssel schielen, ist unsere Verhandlungsposition laufend geschwächt worden. Die Briten werden der EU in Kürze eine Lektion erteilen und aus ihrer Situation das Beste machen.

Wahl 2015 ohne Konsequenzen

Noch eklatanter ist der Unterschied bei den Parlamentswahlen. Obwohl die politische Rechte in der Schweiz im Herbst 2015 einen klaren Sieg erzielt hat, ist das im Parlament, aber vor allem im Bundesrat ohne sichtbare Auswirkungen geblieben. Im Parlament ist die SVP immer noch in etwa der Hälfte der Abstimmungen allein auf weiter Flur, während sich die SP wechselweise namhafte Unterstützung durch CVP und FDP ergattern kann.



Nur ein Wechsel von der BDP zur SVP hat im Bundesrat vollzogen werden können – mit bisher kaum sichtbaren Folgen. Sei es in der Umwelt- oder Klimapolitik, in der regulatorischen Expansion oder der Asyl- oder Sozialpolitik: Alles läuft ungebremst so weiter, wie von der Mitte-links-Koalition von

langer Hand aufgegleist. Im Bundesrat haben wir jetzt häufig 4:3-Entscheide (statt wie früher 5:2), weil CVP-Leuthard fast immer und FDP-Burkhalter immer wieder zu Mitte-links tendiert. Aber auch die höchsten Verwaltungsbeamten sind gegen Wahlergebnisse völlig immun, weil ja auch ihre politischen Chefs nicht ausgewechselt werden oder diese sich nicht trauen, Spitzenfunktionäre zu entlassen.

Das britische System mag dazu führen, dass es immer wieder zu radikalen Politikschwenkern wie Verstaatlichungen und Privatisierungen kommt. Aber diese sind nicht nur wachstumsfeindlich, sondern häufig auch klärend. Sie geben den Wählern Anschauungsunterricht darin, was funktioniert und was nicht. Demgegenüber läuft bei uns alles in den alten und seit einiger Zeit nach links orientierten Gleisen weiter. Wahlen waren schon immer sekundär, aber jetzt ist selbst die Umsetzung von Volksabstimmungen immer stärker dem Mainstream ausgesetzt, der leider in die falsche Richtung läuft. Wir könnten von Grossbritannien einiges lernen.

Erdogan zügelt die Gelehrten

Von Norman Stone — Nach Ansicht der türkischen Regierung wimmelt es an den Universitäten von unzuverlässigen Elementen. Die Religiösen bekämpfen sich gegenseitig. Betrachtungen eines Professors.



Säuberungen: Universität Istanbul.

Vom Putsch in der Türkei habe ich kaum etwas mitbekommen. Ich war wegen einer Augenoperation nach Ankara zurückgekehrt und traf mich am nächsten Abend mit zwei Freunden zum Essen. Gegen halb zehn donnerte ein Kampfjet über uns hinweg. Irgendwas ist los, sagten die beiden. Ein ehemaliger Student rief aus Istanbul an und berichtete von Panzern auf den Brücken. Als Präsident Erdogan nach etwas mehr als einer Stunde auf dem Istanbul Flughafen in die Mikrofonsprache, war klar, dass die Sache vorbei war, doch von Turkish Airlines bekam ich eine SMS, dass mein Rückflug storniert worden sei. Zwei Tage später reiste ich ab, ohne Verzögerungen.

Schlechter geht es meinen ehemaligen Kollegen. Erdogan hat angeordnet, dass türkische Wissenschaftler nicht mehr ausreisen dürfen und 1500 Dekane suspendiert werden sollen. Fünfzehn Universitäten wurden geschlossen, Rektoren müssen bis zum 15. August verdächtige Mitarbeiter entlassen. Betroffen sind 104 staatliche und 71 private Einrichtungen, die zum grössten Teil in den letzten fünfzehn Jahren gegründet wurden. Manche denken zurück an den Militärputsch im September 1980, als die Universitäten gesäubert wurden, allerdings von Linken. Als ich 1995 in die Türkei ging, war diese Erfahrung noch sehr lebendig. 1500 Akademiker waren entlassen worden,

etwa 15 000 Intellektuelle ins Ausland gegangen, andere waren zu Haftstrafen verurteilt worden. Meine eigene Hochschule, die Bilkent-Universität, ist ein Kind dieser Zeit. Ihr Gründer Ihsan Dogramaci, zugleich Präsident des staatlichen Hochschulrats, war entschlossen, nicht bloss die Linken rauszuwerfen, sondern eine Alternative aufzuzeigen: eine private Universität, mehr oder weniger nach amerikanischem Vorbild. Es hat hervorragend funktioniert – mit einer erstklassigen Musikakademie (einschliesslich Sinfonieorchester), einer fantastischen Bibliothek und besten Kontakten zu ausländischen Wissenschaftlern. Dogramaci war bei Akademikern sehr unbeliebt, ich selbst galt als nützlicher Idiot, aber mit der Zeit wurde erkannt, dass er einen vielversprechenden Weg eingeschlagen hatte.

Ein grosser Unterschied zwischen der damaligen und der heutigen Türkei ist der Wohlstand. Ankara war ein relativ ärmliches Nest mit zwei Restaurants und vielen Katzen, die sich über die Müllsäcke hermachten. Heute ist es eine funktionierende Hauptstadt mit exzellenten Spitälern, Universitäten, Buchhandlungen und einem lebendigen kulturellen Leben. Auf den Strassen braust der Verkehr, moderne Autos – und überall moderne Wohnblöcke. 1980 kamen durch den Militärputsch jene Veränderungen in Gang, die Pinochet auch

in Chile initiierte, und wirtschaftlich ging es dann stetig aufwärts. Die Türkei ist kein armes Land mehr, und es war eine fundamentale Fehlkalkulation der Putschisten, verkannt zu haben, dass man in einem Land, dem es insgesamt gutgeht, keinen Staatsstreich macht.

Die Bilkent-Universität hatte Beziehungen zur alten konservativen Partei, aber sehr gemischter Art. Erst in den letzten fünf Jahren kam es zu Entlassungen von Professoren, die als Kritiker des Systems Erdogan hervorgetreten waren – einmal, nachdem eine Studentin sich über verächtliche Kopftuchkommentare des Dozenten beschwert hatte. Die meisten Intellektuellen sind natürlich säkulare, aber sie spielen keine Rolle. Heute würden sie Ihsan Dogramacis Erfolg insgeheim bewundern. Inzwischen bekämpfen sich die Religiösen gegenseitig. Dutzende Privatuniversitäten sind nach dem Modell Bilkent entstanden, die meisten davon religiös orientiert, und neue staatliche Universitäten wurden in einem sehr religiösen Umfeld gegründet. Ein grosses Thema in den letzten zehn Jahren ist die selbstbewusste Rückbesinnung auf den türkischen Islam. Die Zeit, als über die Rückständigkeit frommer Muslime gespottet wurde, ist vorbei. In Istanbul gibt es Ausstellungen zur Geschichte der Wissenschaften im islamischen Mittelalter, neben dem gigantischen (dritten) Flughafen in Istanbul sollen auch ein erstklassiges medizinisches Forschungszentrum und sogar ein Weltraumzentrum errichtet werden.

Nahöstliche Verhältnisse

2011 gewann Erdogans AKP zum dritten Mal in Folge die Wahlen und illustrierte alsbald eine politische Grundregel: Zehn Jahre sind genug. Die Regierung setzte in jedem Bereich ihren Willen durch. Ein kleines Zeichen war das Alkoholverbot in Universitäten (als ob der akademische Betrieb ohne zwangloses Beisammensein der Dozenten funktionieren könnte), und der Ruf des Muezzins, gewissermassen die Stimme des Regimes, wurde immer lauter. Die türkische Aussenpolitik erging sich in grotesker Selbstherrlichkeit und stiess am Ende alle vor den Kopf. Und dann gerieten die Religiösen aneinander, und zwar so heftig, dass die noch verbliebenen Säkularen, die in diesem Kampf ohnehin keine Alternative anzubieten hatten, praktisch verdrängt wurden.

Vor zehn, fünfzehn Jahren konnte ich mühelos Artikel schreiben, in denen es um die Erfolge der Türkei ging. Grundlage war für mich immer, dass die Türkei ein europäischer Staat ist. Inzwischen scheint das Land auf nahöstliche Verhältnisse zuzusteuern.

Norman Stone, 75, ist britischer Historiker. Seit 1997 unterrichtet der ehemalige Oxford-Professor in der Türkei an der Bilkent-Universität in Ankara, vorübergehend wirkte er auch an der Koç-Universität in Istanbul.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Erfolgslabel in Gefahr

Von Christoph Mörgeli

Die Bezeichnung «made in Switzerland» oder «Swiss made» hat sich in der Uhrenindustrie schon vor über hundert Jahren etabliert, und sie wurde 1971 entsprechend gesetzlich geschützt. Dabei beinhalten die Begriffe, dass die Schweiz als Herstellungsort des entsprechenden Erzeugnisses garantiert wird. Sie bestätigen den Kunden aber auch, dass das Produkt von Schweizerinnen und Schweizern beziehungsweise von in der Schweiz aufgewachsenen und ausgebildeten Arbeitnehmern hergestellt wurde.

Während das erste Erfordernis in Politik und Wirtschaft völlig unbestritten ist, wird die zweite Anforderung durch die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union ganz offensichtlich zunehmend verwässert. Die hiesigen Wirtschaftsvertreter scheinen bei ihrem oft vorbehaltlosen Festhalten an der Personenfreizügigkeit diesen Umstand vollkommen zu übersehen. Dabei hat eine Studie der Universität St. Gallen ergeben, dass die Ausländer für das «Swiss made» gerne einen stattlichen Aufpreis bezahlen – in Japan für Uhren bis zu hundert Prozent, in Indien für Schweizer Schokolade über sechzig und in China über dreissig Prozent mehr. Das Label ist also für die Konkurrenzfähigkeit unseres Hochlohnlandes existenziell wichtig.

Es wäre höchste Zeit, die Folgen der Masseneinwanderung für die weltweit geschätzte Qualität unseres Werkplatzes zu überdenken. Mit dem Label «Swiss made» erwarten beispielsweise die Käufer von Schweizer Uhren in aller Welt nicht nur, dass das entsprechende Fabrikationsgebäude auf Schweizer Boden liegt. Sie vertrauen vielmehr darauf, dass es im Wesentlichen Schweizerinnen und Schweizer sind, die sich mit der Fertigung der Uhren beschäftigen und eine entsprechende Qualität garantieren. Denn sie identifizieren unser Land genau wie seine Bürger mit Qualitäten wie Präzision, Zuverlässigkeit, Fleiss, Pünktlichkeit, Sauberkeit und Sicherheit. Diese Marktvorteile haben sich die Bewohner unseres Landes über Jahrhunderte in harter Arbeit erworben.

Das Label «Swiss made» in seinem doppelten Sinn – nämlich in der Schweiz von Schweizern hergestellt – droht durch eine qualitativ unkontrollierte Masseneinwanderung verlorenzugehen. Auch im Interesse des Qualitätsschutzes von Schweizer Produkten wäre der vom Souverän an der Urne angenommene Verfassungsartikel gegen die Masseneinwanderung endlich umzusetzen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Wird Spuhler zum Eisenbahn-Musk?

Von Peter Bodenmann — Auf der Strasse: sicheres Platooning statt gefährliches «Pokémon Go».



Denkverbote statt ökologische und ökonomische Revolution: Platooning.

Was bedeutet Platooning? Was «Pokémon Go»? Wie das Gamen mit «Pokémon Go» geht, wissen fast alle Jungen. Und bringen es uns Alten bei. Bei Platooning verstehen – wie Umfragen im Bekanntenkreis belegen – gefühlte 96,5 Prozent der *Weltwoche*-Leserinnen und -Leser nur Bahnhof.

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, kein Kind des ökologischen Umbaus, war dabei, als Mercedes auf deutschen Autobahnen sein marktreifes Platooning testete: Ein Lastwagen fährt voraus. Immer der schwächste eines Konvois. Dahinter folgen weitere, automatisch gesteuerte Lastwagen mit einem Abstand von nur fünfzehn Metern. Bremsst der erste, bremsen alle andern zeitgleich. Ohne Fahrer.

Kurze Abstände verdoppeln die Kapazitäten jeder Fahrspur. Und senken den Energieverbrauch um zehn Prozent. Fazit der deutschen Lastwagen-Tester: Alles funktioniert bestens.

Fast zeitgleich präsentiert Tesla-Gründer Elon Musk seinen nächsten Masterplan. Er will neu auch elektrisch angetriebene Lastwagen und Busse bauen. Und Siemens wird testweise Autobahnabschnitte mit elektrischen Oberleitungen ausrüsten, damit Lastwagen künftig so umweltfreundlich wie Trolleybusse unterwegs sind.

Der Wettbewerb zwischen Schiene und Strasse verschärft sich. Vorläufig mit Vorteilen für die Strasse. Deshalb will der SVP-nahe Professor Reiner Eichenberger alle bestehenden Gleise

rausreissen lassen und aus den SBB ein Taxi- und Busunternehmen mit eigenen Trassen machen. Man sollte ihn ernst nehmen.

Warum in aller Welt erfindet sich – im Gegensatz zur Strasse – die Eisenbahn nicht neu? Obwohl sie recht optimale Voraussetzungen hat:

Trumpf 1 — Die Eisenbahn verfügt über elektrische Oberleitungen. Teure Batterien, das grösste Problem der Elektromobilität, sind überflüssig. Elektromotoren für kleine, autonome Kompositionen werden immer billiger.

Trumpf 2 — Warum sollte Platooning nicht auch auf der Schiene funktionieren? In einer Stunde kann man 4000 Container und Aufleger durch den Gotthard-Basistunnel jagen.

Trumpf 3 — Mit kleinen, beweglichen Güter- und Personenkompositionen können schnelle Punkt-zu-Punkt-Verbindungen realisiert werden. Ohne grosse Investitionen in das Schweizer Schienennetz. Die Fahrzeit von Brig nach Zürich würde sich auf 69 Minuten reduzieren.

Wenn die Schweizer Bahnen überleben wollen, müssen sie pro Jahr dreimal mehr Personen und Güter als heute transportieren. Mit gleich viel Personal. Und das zum halben Preis.

Geht nicht? Natürlich wird es gehen. Mercedes, BMW und Volkswagen haben innert weniger Monate begriffen, dass Tesla, Google und Apple recht haben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Zeitung als Event

Von Kurt W. Zimmermann — Patrik Müller ist der ungewöhnlichste Chefredaktor des Landes – und darum politisch unter Feuer.

Am letzten Sonntag flog Patrik Müller nach San Francisco. Er flog nicht allein. Mit ihm sass die gesamte fünfzehnköpfige Redaktion seiner *Schweiz am Sonntag* im Jet.

Chefredaktor Müller und sein Team flogen für eine Woche ins Silicon Valley. Sie wollten dort den digitalen Trends nachspüren. Am nächsten Sonntag erscheint zum Event die Sondernummer «25 Jahre Internet».

Kurz vor dem Take-off gab es für Müller Ärger noch an der Heimatfront. Es ging um den grünen Badener Stadtammann Geri Müller. Der hatte 2014 in seinem Amtsbüro sein Fortpflanzungsorgan fotografiert und die Ständer-Selfies an eine Chat-Partnerin geschickt. Müller brachte die famose Story als Erster.

Der Presserat, die Oberinstanz des journalistischen Wohlverhaltens, kritisierte nun die Zeitung, sie habe die Privatsphäre von Geri Müller «in schwerer Weise verletzt».

Solcher Tadel vom Katheder ist nicht verwunderlich. Patrik Müller ist der zeitgeistigste Zeitungschef der Schweiz. Er ist kein trockener Schriftleiter, sondern ein journalistischer Eventmanager, der die sogenannte Realität nicht verwalten, sondern gestalten will. Das provoziert regelmässig.

Die News-Lage ist für ihn keine statische Materie, sondern eine Knetmasse, aus der sich Stories mit Spin formen lassen. Die *Schweiz am Sonntag*, wiewohl schlecht dotiert, stach darum die Konkurrenz von *Sonntagszeitung* und *NZZ am Sonntag* nicht nur bei «Geri-Gate» immer wieder aus.

Rachsucht der politischen Linken

Zuletzt etwa bewies man das beim Brexit. Während die andern Blätter den sofortigen Zerfall Britanniens und Europas weissagten, setzte Müller einen Sonderteil ins Blatt, der nur die Chancen des Entscheids beleuchtete. Bei der Aufhebung des Franken-Mindestkurses war er ähnlich verfahren. Während die andern Blätter den sofortigen Untergang der heimischen Wirtschaft prophezeiten, schrieb sein Blatt nur über die positiven Effekte für das Land.

Schon bei der Masseneinwanderungsinitiative war Müller zuvor durch politische Unkorrektheit aufgefallen. Er war für ein Ja.

Mit solchem Stil erregte er natürlich die Rachsucht der politischen Linken. Achtzehn Parlamentarier reichten beim Presserat Beschwerde gegen seine Enthüllung von Geri Müllers Enthüllung ein. Drei Viertel waren links-grüne Geistesbrüder, von Daniel Vischer



Tadel vom Katheder: Chefredaktor Müller.

bis Cédric Wermuth. Von Leserseite hingegen ging keine einzige Beschwerde ein.

Der Presserat aber akzeptierte die Beschwerde, rügte Patrik Müller und machte sich damit unverständlicherweise zur willfährigen Dienststelle der Pressezensur. In jedem andern Land Europas, ausser der Türkei, wäre ein Presserat auf einen solch politischen Druckversuch gegen die Medien schon gar nicht eingegangen.

Dass ein abnormaler Amtsinhaber wie Geri Müller, der gar einen Polizeieinsatz auslöste, kein Medienthema sein soll, kann man nur sarkastisch kommentieren: «Es gibt wohl kein Land der Welt, mit Ausnahme vielleicht von Nordkorea, wo so ein Vorgang unter dem Deckel bliebe», sagt auch Patrik Müller.

Als Nächstes steht im September für Journalist Müller das Swiss Media Forum an. Es ist der grösste Medienkongress des Landes. Müller hat ihn gegründet und managt ihn weiterhin. Dieses Jahr treten etwa Alan Rusbridger und Kai Diekmann auf, die langjährigen Chefs von *Guardian* und *Bild*.

Natürlich hat ihm auch das Kritik eingetragen. Ein Chefredaktor, der seine Schreibstube verlässt und einen Grossevent organisiert – na so was.

Doch Müller ist der modernste Chefredaktor der Schweiz. Journalismus ist für ihn nicht nur Journalismus. Er ist Event.

Sünder

Von Beatrice Schlag — Moral und was auf den Teller kommt.

Schätzungsweise neun von zehn Menschen gebrauchen ohne Zögern das Wort «sündigen», um zu erzählen, dass sie zuviel Kalorienreiches in sich hineingeschaufelt haben. Sie gestehen ihre Sünden

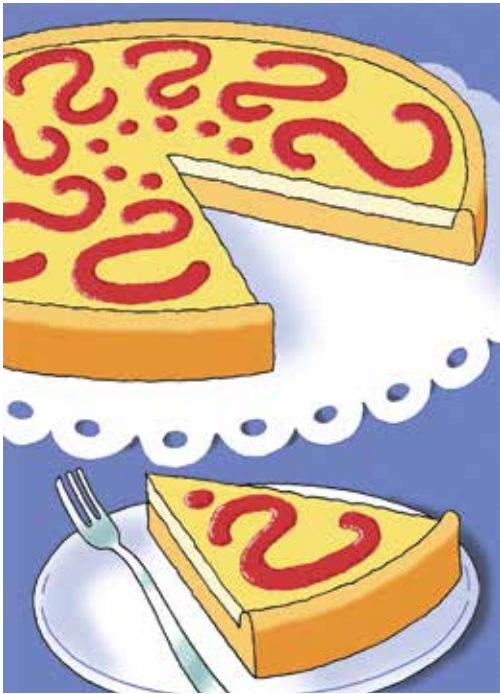


dem Arzt, der besten Freundin oder dem Fitnesstrainer, weil sie sich schuldig fühlen, dass die Speckrolle über dem Hosenbund noch immer da ist. Es scheint kaum jemanden zu irritieren, dass christliche Moralbegriffe wie Sünde und Schuld völlig selbstverständlich mit dem Verzehr einer Extraportion Pommes frites verkoppelt werden. Auch fällt den wenigsten auf, dass unsere Dauerbeschäftigung mit Nahrung und Gewicht immer stärker moralisiert wird, vor allem in vorwiegend protestantischen Ländern. «Gesund essen» war gestern. Inzwischen ist von «Clean Eating», sauberem Essen, oder «Mindful Eating», achtsamem Essen, die Rede. Und, in trotzigem Aufbegehren dagegen, von schmutziger Nahrung, was vorwiegend Fast-food bedeutet. Das Buch «Dirty Food» der Amerikanerin Carol Hilker verspricht im Untertitel «Über 65 teuflisch köstliche Rezepte für die beste Schundnahrung, die Sie je essen werden». Werbeslogan des Verlags: «Dirty Food ist das kulinarische Äquivalent des Stinkefingers, den man der Welt zeigt.»

Was hat ein fetter Burger mit Schmutz zu tun? Was mit dem Mittelfinger? Ein Burger bringt ausser Genuss auch ziemlich viele Kalorien. Aber was haben die mit Moral zu tun? Ganz einfach: Das vernichtende Urteil der Sauber-Esser über Fastfood überträgt sich auch auf dessen Konsumenten: unkultiviert, ungesund, unachtsam. Wie instinktiv wir Ernährung mit Moral verbinden, fällt erst im Vergleich mit anderen Kulturen auf. Viele kennen Lebensmittel, die tabu sind. Juden und Muslime essen kein Schweinefleisch, weil sie von klein auf lernen, dass es unrein sei. Man lässt die Finger davon, weil Unreines nicht reizt. Soweit bekannt, feiern weder die einen noch die anderen heimliche Schinkenorgien. In den meisten asiatischen Ländern bedeutet gesunde Nahrung nicht Verzicht auf bestimmte Zutaten, sondern die hohe Kunst der Ausgewogenheit und des Masses. Was auf den Teller kommt, wird nicht in wertvoll oder schmutzig eingeteilt. Schuldgefühle zum Dessert entfallen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einer Aargauerin, die einen zum Kuchen eingeladen hat, sagen, dass es sich bei ihrem Gebäck nicht um einen Kuchen, sondern um einen Cake handelt?

Hans-Jörg Stähli, Bellmund

Das Schöne an der Schweiz ist ja, dass Sie fast jedem fast alles sagen dürfen – aber Sie müssen nicht! Gegenfrage: Wenn es eine St.Gallerin wäre, würden Sie sich dann auch mit Ihrem Küchen-Basiswissen profilieren wollen? Oder machen Sie das nur bei uns Aargauern? Und wenn ja, warum? Offensichtlich wirft Ihre Frage zu viele Fragen auf. Deshalb: Lassen Sie es, geniessen Sie den Kuchen, äh Cake. En Guete! *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem Weltwoche-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wir dürfen nicht zulassen, dass Muslime westliche Werte ablehnen. Das Gastgeberland darf und muss die Grenzen setzen.» *Daniel Ryser*

«Wehret den Anfängen!»

Nr. 29 – «Süpertürk»; Berichterstattung über die Vorgänge in der Türkei

Eine gewisse Ohnmacht überfällt einen schon, wenn man sieht, wie ein Mann als Präsident der Türkei seine Macht ausbauen kann und nur rhetorisch von den westlichen Staaten zur Mässigung ermahnt wird. Gegenüber dem Westen hat Erdogan zwei Druckmittel; zum einen ist er Herr über den Bosphorus, eine der wichtigsten Wasserstrassen der Erde. Der maritime Zugang zum Mittelmeer ist für alle Anrainerstaaten des Schwarzen Meeres extrem wichtig. Neben Agrarprodukten hat nicht zuletzt das Erdöl entscheidenden Anteil am grossen Transportvolumen auf diesem Seeweg. In der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wird die starke Armee der Türkei. Die konventionellen türkischen Streitkräfte sind nach den USA die Nummer zwei in der Nato. Die Waffensysteme sind modernisiert worden. Die Anzahl Kampfpanzer beläuft sich auf über 4000, davon sind rund 2000 modernen Standards (Leopard 2 und Leopard 1). Weitere tausend modernste Kampfpanzer sind im Bau. Im Vergleich: Die Bundeswehr hat gerade noch 280 Kampfpanzer und die Franzosen zirka 400! Wie auch immer – das immense Waffenarsenal der Türkei verspricht nichts Gutes. Hoffentlich schaut der Westen nicht weg. Der anstehende Konflikt mit dem Despoten Erdogan hat das Potenzial, in die Geschichte einzugehen. Diese hat uns eigentlich gelehrt: «Wehret den Anfängen!»

Thomas Meier, Sarmenstorf

Das Volk ist wachgerüttelt

Nr. 29 – «Der Neid der Verlierer»; Alex Baur über Zuwanderung und Terror

Meiner Meinung nach besteht ein Zusammenhang zwischen den gegenwärtigen Bewegungen in den USA (Trump), in Grossbritannien (Brexit) und in der Schweiz (Masseneinwanderungsinitiative). Es ist die Angst vor unkontrollierter Migration und schlechter Assimilation der Ausländer. Die weltweiten Terroranschläge haben das Volk wachgerüttelt und auf die Probleme mit dem Islam (fehlende Säkularisierung, fehlende Renovation durch Aufklärung et cetera) aufmerksam gemacht. Die Politik ist gefordert, unsere Werte zu verteidigen, Assimilationsprogramme zu entwickeln und klare Regeln aufzustellen, falls der Erfolg ausbleibt. Weltweit sollten gefährliche Websites von Terrororganisationen gesperrt werden. Wir dürfen es nicht zulassen, dass Muslime westliche Werte ablehnen. Das Gastgeberland darf und muss die Grenzen setzen. *Daniel Ryser, Bolligen*



Druckmittel: Weltwoche-Titel.

Klare Ansage

Nr. 29 – «Eiserner Schmetterling»; Wolfgang Koydl über die Menschenrechtsaktivistin Sabatina James

Der berührende Bericht ist eine klare Ansage an unsere Politiker und deren unerträgliches Leergeschwätz bei diesen Themen – und dies bis in die höchsten Ämter und Ebenen. Das Erschreckendste dabei ist, dass solche Fakten die Direktbetroffenen nicht einmal kratzen und dass unsere hauptsächlich rot-grünen Ignoranten einfach weiterfahren mit ihren bescheuerten gutmenschlichen Argumenten. Nein, ich will und kann es nicht netter ausdrücken! *Hanna Willimann, Basel*

Meine Hochachtung gilt dieser jungen Pakistanerin, welche, um einer – seit ihrer Geburt durch die Familie arrangierten – Zwangsheirat mit einem Cousin zu entgehen, die Beziehung zur eigenen Familie und Religion abbrach. Dies, nachdem ihre Familie zusammen mit einem islamistischen Geistlichen ein Todesurteil über sie ausgesprochen hatte. Seitdem musste sie untertauchen und sich verstecken. Aber statt mit ihrem Schicksal zu hadern, wie es wohl die meisten getan hätten, fasste sie Mut und schuf die Opferhilfe Sabatina e. V. für muslimische Mädchen und Frauen, die von der eigenen Familie gefangengehalten, zwangsverheiratet, gedemütigt, geschlagen und mit dem Tod bedroht werden.

Peter Reithaar, Giubiasco

Gefährliche Fehlentscheide

Nr. 29 – «Mutmasslicher Terrorist kommt frei»; Kurt Pelda zum Fall Wesam A.

Den Entscheid begründet das Bundesstrafgericht mit einer günstigen Legalprognose. Gemäss Bundesgericht sagte der gefährliche, kriminelle Iraker Wesam A. zudem, welcher unter anderem mit zur Ermordung von Nichtmuslimen aufrief, dass es ihm schlechtgehe, weil er unter grossen Existenzängsten leide. Die bedrohten Europäer könnten ja auch unter (Existenz-)Angst leiden! Und die ermordeten Europäer? Ein brutaler und gefährlicher Risikoausländer mehr, der einfach hierbleiben darf und auf feindliche Weise weiterwirken kann. Alles logisch in der «neuen» Schweiz, selbst brutale Mörder lässt man in Hafturlaub; die neuen Morde haben ja dann jeweils keine Konsequenzen bei der zuständigen Behörde und bei kriminellen Mördern wohlgesinnten Psychiatern. *Peter Trevisan, Oberhofen*

Unzulässiger Vergleich

Nr. 29 – «Verkehrstote pro Tag: 40-mal Nizza»; Kolumne von Peter Bodenmann

Die Beiträge von Peter Bodenmann lese ich mit Vergnügen. Scharfsinnig und oft mit so einfachen Lösungen, wie wir sie sonst nur von der gegenüberliegenden politischen Seite her kennen. Rot-grüner Mainstream, der scharf zurückzuweisen ist, hat nun aber auch bei ihm Eingang gefunden: der Vergleich nämlich von Verkehrstoten mit Terroropfern. Es ist töricht und pietätlos, die Tragik der Terroranschläge herunterzuspielen, indem man die Opferzahl mit denen des privaten Verkehrs vergleicht. Es setzt nämlich voraus, dass alle Verursacher von Verkehrsunfällen diese von langer Hand vorbereiten und planmässig durchführen, mit dem Ziel, möglichst viele Menschen zu töten. Von mit suizidaler Absicht ausgeführten Unfällen abgesehen, ist diese Voraussetzung mit Sicherheit kaum je gegeben; der Vergleich ist deshalb unzulässig. Ich staune, zu welchen Zweihändermethoden SP und Grüne in letzter Zeit offenbar bereit sind, um ihren Rückstand in der Wählergunst aufzuholen. So gelingt dies aber sicher nicht! *Urs Fries, Seuzach*

Für Bodenmann war der Terroranschlag in Nizza mit 84 Todesopfern so etwas wie ein Verkehrsunfall. Für ihn handelt es sich nicht um einen islamistisch motivierten Einzeltäter, der dem Aufruf des IS gefolgt ist und aus religiösen Gründen diesen Terrorakt verübt hat, sondern lediglich um einen «depressiven Kleinkriminellen». Dass man Verkehrstote, die ohne jeden Zweifel tragisch sind, ernsthaft mit bei einem Attentat Getöteten vergleicht, könnte deplatziert nicht sein. Terroranschläge sind kein Zufall, keine Naturkatastrophe, nicht gottgewollt und könnten sehr wohl verhindert wer-

den, denn sie sind ein Resultat der falschen Einwanderungspolitik, der offenen Grenzen für jedermann. Auch ein Zusammenhang mit dem Islam oder den muslimischen Gemeinden wird von Bodenmann nicht in Erwägung gezogen, obwohl es unzählige Berichte über radikale Imame in vielen Moscheen gibt. Am Beispiel Nizza sieht man, wo diese typisch linken Überlegungen hinführen, wenn man aus ideologischen Gründen Zusammenhänge nicht erkennen will. Zuletzt wirft Bodenmann auch noch allen, die solche Gräueltaten nicht länger hinnehmen wollen, vor, sie würden Marine Le Pen «auf den Leim» gehen, und schreibt: «Offene Gesellschaften sind nur verletzlich, wenn sie nicht gelassen bleiben.» Islamisten wollen, dass wir Europäer weiter so leben, wie wir es tun, weil wir an solchen Veranstaltungen leichte Ziele für sie sind. Wer sich nun nach Paris, Brüssel, Köln und Nizza für einen Einwanderungsstopp, eine Remigration der Unintegrierbaren und eine Grenzsicherung ausspricht, geht niemandem auf den Leim, sondern tut das Richtige und Vernünftige. *Stefan Thöny, Grösch*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Einspruch

Alte Dämonen

Die politischen Auswirkungen des EWR-Neins von 1992.

Von *Hans Rentsch*

Mörgelis Kolumnen-Titel «Verwirrendes zum Binnenmarkt» (*Weltwoche* Nr. 28/16) passt perfekt. Verwirrendes verbreitet er mit folgender Aussage: «Wir haben von den europäischen Grundfreiheiten nur die nachteilige Personenfreizügigkeit erhalten. Die Freiheiten bezüglich Dienstleistung, Waren und Kapital bleiben uns bis heute verwehrt.» Was Mörgeli unterschlägt: Die Schweiz hätte die vier Grundfreiheiten haben können. Die damalige EG bot den Nicht-Mitgliedern den Beitritt zum EWR an, also die volle Teilnahme am Binnenmarkt, mit seinen vier Grundfreiheiten. Das Schweizer Stimmvolk lehnte den EWR-Beitritt im Referendum vom 6. Dezember 1992 ab.

Dazu trugen zwei SVP-Spitzenpolitiker entscheidend bei. Erstens der damalige SVP-Nationalrat Christoph Blocher, der die Anti-EWR-Kampagne mit unerhörtem Einsatz anführte. Zweitens – wohl entscheidender – Bundesrat Adolf Ogi. Er machte kurz vor der Abstimmung, unter anderem nach Einflüsterungen von Ringier-«Starjournalist» Frank A. Meyer, eine Kehrtwende und votierte im Bundesrat für die Einreichung eines EG-Beitritts-Gesuchs in Brüssel. Dadurch kippte die 3-zu-4-Ablehnung in eine 4-zu-3-Zustimmung. Als ob dieses Manöver nicht genügt hätte, liess Ogi dann noch den fatalen Spruch vom «Trainingslager» fallen.

Danach war für den EWR-Chefunterhändler Franz Blankart die Volksabstimmung verloren. Dabei hatte Blankart der Bevölkerung immer wieder die Losung verkündet: «Dem EWR beitreten, um der EG nicht beitreten zu müssen.» Ogi und seine Bundesratskollegen desavouierten somit nicht nur ihren Chefdiplomaten, sondern auch das von ihnen vorgegebene Verhandlungsmandat. Die politische Bedeutung kann kaum überschätzt werden: Das EWR-Nein leitete den Aufstieg der Blocher-SVP zur wählerstärksten Partei ein. Bis heute können die wackeren SVP-Kämpfer vor einer Auslieferung der Schweiz an Brüssel warnen und den EWR als gleichbedeutend mit einem EU-Beitritt dämonisieren, obwohl er – ganz im Gegenteil – als Alternative dazu konzipiert war.

Hans Rentsch ist Ökonom und leitet seit 1982 das FWS-Forschungsinstitut in Zug.



In stürmischen Gewässern: Schweizer Synchronschwimmerinnen Sascia Kraus und Sophie Giger.



Zur Lage der Nation

Schweiz 2016

Was macht Sorgen,
was gibt Hoffnung?
Antworten und Analysen.

-
- 32 Europas Götterdämmerung
-
- 36 Gerhard Schwarz:
«Beste aller Welten»
-
- 42 Alpenland auf Instagram
-
- 46 Didier Burkhalter
-
- 48 Gründe zur Zuversicht
-
- 50 Joël Dicker:
Das Wunder von Genf
-
- 53 Hans-Rudolf Merz:
Mein Appenzell
-
- 54 Schweizerinnen der Stunde
-
- 56 Schweiz in Zahlen
-
- 58 Tipps von Anlagespezialisten
-
- 60 Oliver Zimmer über Freiheit
-
- 64 Marco Grob,
Fotograf der Weltprominenz
-
- 68 Claude Longchamp, Polit-Guru
-
- 70 Walter Reist:
Unternehmer-Pionier
-
- 72 Thierry Baudet:
Abschied von der Demokratie
-
- 75 Arme reiche Schweiz
-
- 78 Paul Nizon:
Erotik, Kultur, Einwanderung
-
- 82 Ursula Meier:
Nächster Halt: Hollywood
-
- 84 Die mächtigsten Schweizer
-
- 86 Clare O’Dea:
Fremdenfeindliche Schweiz?
-
- 90 Rolf Schäuble:
«Keine Gratisbürger»
-
- 92 Aymeric Sallin:
Karriere im Silicon Valley
-
- 95 Andreas Thiel
-
- 96 Hanspeter Latour:
Kult-Fussballtrainer
-
- 98 Ugo Rondinone:
Kunststar in New York
-
- 102 Vreni Giger, Bio-Starköchin
-
- 104 Matthias Matussek:
Mozarts Schweizreise
-
- 106 Maya Lalive
-

Die Nebel lichten sich

Der Nationalfeiertag fällt in eine europapolitische Götterdämmerung: Demokratiedefizit und Funktionsarroganz der Brüsseler Institutionen lassen sich nicht länger verhüllen. Die Schweiz hat sich (noch) nicht einbinden lassen. *Von Christoph Mörgeli*

Nein, wir Schweizerinnen und Schweizer kommen angesichts unseres politischen Personals nicht in Versuchung, uns zu überschätzen. Selbstzweifel sind hierzulande häufiger als Selbstgefälligkeit, Anmassung und Hochmut; die offensichtliche Konzeptlosigkeit treffen wir häufiger an als sorgfältige Planung und zielgerichtetes Handeln. Und so bewundern wir insgeheim, wie entschlossen, überzeugt und martialisch Exponenten der französischen Politik nach der islamistischen Todesfahrt in Nizza einmal mehr die Werte ihres Landes beschwören und wie die Grande Nation inmitten der Tragödie Optimismus zu verbreiten weiss. Oder wir beneiden Grossbritannien, wo eine selbstbewusste neue Regierung das Heft entschlossen in die Hände nimmt, wo die Elite den Volkswillen ernst nimmt und den Austritt aus der Europäischen Union zügig in die Tat umsetzt – und zwar ohne Verwässerung durch einen direkten oder indirekten Gegenvorschlag, wie es wohl bei uns geschähe.

Demgegenüber sind die Auftritte der Schweizer Regierungsmitglieder von unvergleichlich harmloser Biederkeit – zuweilen bis an die Schmerzgrenze. Ein personifiziertes Beispiel bietet unser derzeitiger Bundespräsident Johann Schneider-Ammann, der eine beschwerliche Reise in die Mongolei auf sich nahm, nur um sich in einem Zwanzig-Minuten-Gespräch über die Umsetzung der Zuwanderungsbeschränkung vom EU-Kommissions-Präsidenten Jean-Claude Juncker auf September verträsten zu lassen. Dass der Schweizer Bundespräsident die Reise mit den Turkish Airlines buchte und nach dem Putschversuch in der Türkei am Händchen der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel heimfliegen musste, setzte dem diplomatischen Dilettantismus unserer Alpenrepublik gewissermassen die Krone auf.

Und doch ist solch unbeholfener politischer Provinzialismus nicht weiter schlimm, sondern viel eher typisch schweizerisch, ja sogar Teil unseres Erfolgsmodells, die Macht der Regierenden eng zu beschränken. Wir stehen nun einmal nicht in der Nachfolge eines mächtigen globalen Imperiums mit Seehelden auf Siegestsäulen, wie wir sie in London finden. Wir kennen keine Geschichte eines Sonnenkönigs im Schloss Versailles oder im Tuilerienpalast, wo der französische Staatspräsident heute noch aufs prunkvollste residiert. Die Regierenden Italiens herrschen in Rom direkt

neben dem Oberhaupt einer Weltreligion mit Alleinseligkeitsanspruch. Ganz zu schweigen von der früheren Reichshauptstadt Berlin, deren erstmaliges Ausrufen am Zürcher Hauptbahnhof im Jahre 1990 meinen Onkel aus der Aktivdienstgeneration noch erschauern liess. Ja, sogar der Präsident der kleinen Alpenrepublik Österreich regiert aus der Wiener Hofburg mit dem Selbstbewusstsein eines Nachfolgers des Habsburger Erzhauses, in dem einstmals die Sonne nicht unterging.

Erfolgsmodell schwacher Bundesrat

Solchermassen imposante Traditionen gehen der Schweiz vollkommen ab. Und so machen unsere Bundesräte in der Regel eine eher klägliche Figur beim Abschreiten roter Teppiche mit Ehrenformationen, überhaupt bei pompösen Staatsakten. Der Weg des schweizerischen Erfolgs ist nicht der Gang im hohlen Kreuz durch das stolze Hauptportal, sondern vielmehr jener durch den Lieferanteneingang. Über Jahrhunderte war es eine Stärke der Schweiz, dass die Handelsreisenden ebenso wie die Diplomaten im Ausland ganz bescheiden irgendeine Hintertreppe benützten und – vom Licht der Öffentlichkeit völlig un-

Der Weg des schweizerischen Erfolgs ist jener durch den Lieferanteneingang.

beschieden – ihre diskreten Dienste zu gegenseitigem Vorteil anboten. Noch als die Schweizer Wirtschaft längst die wohl am meisten globalisierte der Welt war und als «heimliches Imperium» (Lorenz Stucki) einen unvergleichlichen Wohlstand geschaffen hatte, verzichtete der Schweizer Bundespräsident traditionsgemäss auf Auslandsreisen. Die Landesregierung hat an einer Sondersitzung aus Neutralitätsgründen hartnäckig mit sich gerungen, bevor Aussenminister Friedrich Traugott Wahlen 1963 an die Beerdigung des amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy reisen durfte; es hätte ihn wohl auch niemand vermisst, wenn er zu Hause geblieben wäre.

Ein Bundespräsident begab sich nicht ins Ausland, damit die Schweiz verbergen konnte, dass die älteste Demokratie der Welt mit ihrer Kollegialregierung die Funktion eines formellen Staatsoberhauptes überhaupt nicht kennt. Und diese Behauptung sei gewagt: Das inter-



«Betet, freie Schweizer, betet.»



nationale Ansehen der Schweiz und ihrer Regierung war vergleichsweise grösser, solange man deren politische Repräsentanten nicht persönlich kannte. Genau wie das «Image» der Schweiz wesentlich grösser war, solange man keine offizielle Imagepflege mit entsprechenden Staatsstellen und Budgets betrieb, sondern ganz einfach auf das Vorbild der sprichwörtlichen Schweizer Qualität setzte.

Es ist und bleibt mehr oder weniger gleichgültig, welche Figur unsere Bundesräte auf dem internationalen Parkett abgeben. Denn das Schweizer Regierungssystem setzt ihrer Macht und ihren Möglichkeiten nach wie vor einigermassen enge Grenzen. Bundesräte können zwar im Ausland Zugeständnisse machen oder Geld versprechen – was sie auch nur allzu ausgiebig tun –, aber sie wissen jederzeit, dass über ihnen ein Parlament und noch weiter über ihnen ein Souverän wacht. Unsere Vorfahren mussten schwere Kämpfe bestehen, um nach und nach ihre politischen Rechte zu erringen. Sie strebten nicht nach einem sorgenfreien Leben, in dem ihnen eine bestimmte Berufsschicht die Last der politischen Verantwortung abnehmen sollte. Es bedeutet für das Schweizer Volk eine permanente Herausforderung, der verhängnisvollen Refeudalisierung der Politik standzuhalten, die darin bestehen würde, dass wie ehemals wieder einige wenige über viele herrschen.

Gewiss, in Zeiten von Krisen und Gefahren – etwa im Zweiten Weltkrieg – wurden dem Bundesrat weitgehende Vollmachten übertragen, weswegen ein so gewichtiger liberaler Staatsrechtler wie Zaccaria Giacometti von einem «autoritären Staat mit totalitären Tendenzen» sprach. Übrigens gefiel den Politikern das im Grunde verfassungswidrige Regieren so gut, dass sämtliche Parteien ausser Gottlieb Duttweilers Landesring das Vollmachtenregime auch nach dem Krieg fortführen wollten.

Erst auf Druck des Souveräns und einer Volksinitiative «Rückkehr zur direkten Demokratie» setzte man Ende 1952 das Volk wieder in seine vollen Rechte. Dies sollte sich als grosses Glück erweisen. Denn es kann nicht genug betont werden: Wenn die Schweiz im Gegensatz etwa zu Grossbritannien der Europäischen Union nicht beigetreten ist – sich also gewissermassen nie mit der EU verheiratet hat und jetzt auch nicht den schwierigen Prozess einer Scheidung vollziehen muss –, so ist dies keinesfalls das Verdienst der Politiker. Vielmehr steht ausser Zweifel, dass unser Land längst Mitglied der EU wäre, wenn es nach dem Willen von Bundesrat, Parlamentsmehrheit und Verwaltung gegangen wäre. Soll die Classe politique weiterhin an der Anbindung und schliesslich am EU-Beitritt gehindert werden, ist Misstrauen erste Bürgerpflicht. Nicht, wenn unsere Repräsentanten linkisch und holperig auftreten, nicht, wenn sie sich im

Ausland streiten und zanken, sondern erst dann, wenn sie sich von einem Übermass an Liebenswürdigkeit bestricken lassen und den dabei erlittenen Freiheitsverlust mit eleganten Wendungen schönreden – dann erst muss es heissen: «Betet, freie Schweizer, betet!»

Wider die moralisierende Politik

Sosehr sich die alten Eidgenossen am Morgarten vor dem bewaffneten Feind hüteten, so sehr müssen sich die heutigen Eidgenossen vor moralisierenden politischen Institutionen hüten. Die moralisierenden Stellungnahmen, Verurteilungen oder Lobhudeleien, überhaupt die erhobenen Zeigefinger in Bundesbern, mehren sich. Dabei geht allzu leicht vergessen,

Unsere Regierung soll nicht in unserem Namen reden, wo sie schweigen sollte.

dass unser Staat keine Institution der Moral ist, sondern eine Institution der Rechtsschöpfung und Rechtswahrung, die den inneren und äusseren Frieden über Jahrhunderte zu erhalten vermochte. Unser Staat ist ein reiner Zweckverband und unter keinen Umständen ein moralischer Vormund – weder der Bürger noch der Völkergemeinschaft. An ihrer zutiefst unglaubwürdigen und unwahrhaftig überhöhten Moral krankt übrigens in höchstem Mass auch die gegenwärtige Europäische Union.

Doch Ideale zu bilden und zu verwirklichen, ist Sache der einzelnen Menschen, der Familien, der Kirchen, der Vereine, aber niemals des Staates. Unsere politische Neutralität hat nicht zuletzt den Sinn, die Unabhängigkeit des Urteils ihrer freien Bürgerinnen und Bürger zu gewährleisten. Unser Staat hat nicht das Recht, seine Bevölkerung auf eine bestimmte moralische Linie festzulegen. Die immer häufigeren moralisierenden Aussagen des Bundesrates zu allen möglichen internationalen Problemen sind fragwürdig und unakzeptabel. Denn die Staatsbürger werden kein einziges Mal nach ihrer Meinung gefragt. Wir sollten uns nicht gefallen lassen, dass der Bundesrat verkündet: «Die Schweiz ist der Meinung...», «Die Schweiz verurteilt aufs schärfste...». Denn die Meinung eines Herrn Burkhalter ist unter Umständen nicht die unsere, jene von Herrn Berset ebenfalls nicht und die von Frau Sommaruga auch nicht. Wir Schweizerinnen und Schweizer verpflichten unsere Regierung und Verwaltung zum «Stillesitzen», damit sie nicht in unserem Namen reden, wo sie schweigen sollten, und damit sie uns nicht in Konflikte hineinziehen, die dann die Bürger auslöfen und mit ihrem Portemonnaie oder gar mit ihrem Leben bezahlen müssen.

Man vernimmt heute unentwegt die Forderung nach «Aktivierung» unserer Aussenpolitik. Die Ergebnisse dieser Aktivierung sind



Werden und wachsen lassen: EWR-Beitrittsgegner Blocher 1992.



«Stillesitzen»: Schneider-Ammann, Juncker.



Fanatisch: Kommissionspräsident Hallstein.

nicht vertrauensbildend: Wir hören schon heute zunehmend eine Politik der Phrasen, die einfach das wiederholt, was international gerade üblich ist. Es ist eine Politik des blossen Einstimmens in den Chor der Unwahrhaftigkeit, der Heuchelei, der Sündenbockmentalität und der selbstgefälligen Unterscheidung zwischen «Guten» und «Bösen».

Integrationserlösung widerstanden

Unsere Vorfahren haben einen langen, harten Kampf geführt, damit die Schweiz aus dem Grossen und Ganzen – dem römisch-deutschen Reich und der europäischen Machtpolitik – herauskam. Wir Heutigen sollten nicht «unter ungenauen Zeichen in etwas hineingelangen wollen oder gar unwissentlich in etwas hineingeraten, das unsere ganze Vergangenheit Lügen strafen würde» (Karl Schmid). Bei Teilen unserer Eliten und auch bei der jüngeren Generation bleibt die angebliche «Erlösung» durch

die europäische Integration eine grosse Versuchung, indem das Gewordene durch das Organisierte ersetzt wird. Es scheint zugleich die Erlösung vom Schicksal des allzu Kleinen, der Vereinzelung, des Sonderfalls, ja Sonderlings, indem man im europäischen Verbund unter-schlüpfen und dort angeblich warme Geborgenheit finden könnte.

Doch noch nie in den letzten fünfzig Jahren hat sich die europäische Architektur so zerbrechlich gezeigt wie heute. Noch nie war die öffentliche Zustimmung zu einem EU-Beitritt hierzulande so gering, und zwar in allen Landesteilen. Das arrogante Verhalten der Brüsseler Repräsentanten gegenüber dem austrittswilligen Grossbritannien, aber auch gegenüber der Schweiz, die ihre Zuwanderung wieder selbständig regeln will, bleibt in der öffentlichen Wahrnehmung nicht ohne Auswirkungen. Wenn die EU einen Volksentscheid partout nicht akzeptiert, Gesprächster-

mine verweigert und sich um die staatsrechtlich ausgehandelten Paragraphen focht, zeugt dies nicht von Stärke, sondern von Schwäche. Selbstverständlich ist es nicht schön, als Kleinstaat von Brüssel diskriminiert zu werden. Aber das Verhalten der EU-Repräsentanten führt uns auch eindrücklich vor Augen, dass die Schweiz niemals einem Staatengebilde beitreten darf, das andere in dieser Weise diskriminiert.

Was eine Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer rational ebenso wie instinktiv gespürt hat, ist schneller als erwartet triste europäische Wirklichkeit geworden. Der Zentralismus von Brüssel führte zuverlässig mitten in die vorausgeahnten Gefahren von Mechanismus und Bürokratismus. Angesichts von Einheitswährung, Bankenrettung und Migrantenströmen herrscht eine zunehmende Entfremdung zwischen den einheitlich denkenden Brüsseler Funktionären und der vielfältig denkenden europäischen Bevölkerung. Die EU-Verwaltung musste versagen, weil es absolut unmöglich ist, die Dinge im grossen Raum von 25 Mitgliedstaaten zu überschauen. Wir erkennen heute wie kaum je zuvor die Hybris einer auswuchernden Macht, die Masslosigkeit des Planens und Wollens, die Sprengung der als lästig empfundenen demokratischen Kontrollen, kurz: ein politisches Abenteuer, das aller Voraussicht nach auf keinen guten Ausgang zusteuert.

Die Schweizer Bevölkerung hat bewiesen, dass sie in der nüchternen Lagebeurteilung dem führenden politischen Personal so vieler europäischer Staaten überlegen war. Dies ist nicht das Ergebnis einer höheren sittlichen Eingebung, sondern wohl die Folge der Bewahrung vor dramatischen weltgeschichtlichen Umbrüchen und spektakulären Katastrophen. Uns sind die grundsätzlichen Überzeugungen und Leitlinien dank einer ausserordentlich gradlinigen Entwicklung seit 1848 nicht abhandengekommen. In den meisten EU-Ländern glaubt die heutige Generation nur noch wenig von dem, was ihre Grosseltern noch für unverrückbare Wahrheiten hielten. Auch wenn hierzulande alles schneller, umfangreicher, komplizierter, enger und manchmal fremder geworden ist – das Frühere ist gegenwärtig geblieben, es herrscht eine seltene Kontinuität, die ein weniger voreingenommenes, objektiveres Urteil erlaubt. Dies führte beim Schweizer Souverän zu einer gesunden Skepsis gegenüber intellektuellen Kopfgeburten und gleichzeitig zu einem grösseren Verständnis für geschichtlich Gewachsenes. Neu ist hierzulande nicht einfach besser, das Konstruierte jenem nicht einfach überlegen, das sich langsam entwickelt hat.

Die Bevölkerung unseres Kleinstaates ist erstaunlich resistent geblieben gegenüber dem zeitgeistigen Wahn von Machbarkeit und Organisation. Sie wehrt sich gegen die «techno-

kratische Missachtung von Natur und Geschichte» (Karl Schmid). Sie möchte die Dinge lieber werden und wachsen lassen, statt sie zu konstruieren und voranzutreiben. Dies heisst nicht, dass die weitgereisten Schweizerinnen und Schweizer in ihrem fest gebauten Haus die Fenster nicht offen halten wollen für die Vorgänge in aller Welt. Sie wollen zusammenarbeiten mit allen Ländern, aber zusammenleben mit allen können und wollen sie nicht.

Gelassenheit gegenüber Drohgebärden

Das Fehlen einer nüchternen Sachlichkeit gegenüber dem eigenen EU-Gebilde scheint gegenwärtig in Brüssel das Hauptproblem. Man wiegt sich in Illusionen und überdeckt die wachsenden Schwierigkeiten mit ideologischen Durchhalteparolen. Das weltanschauliche Hochladen des Begriffs «Europa», der doch weder geografisch noch politisch noch kulturell klar definierbar ist, fordert den eigenständig gebliebenen Kleinstaat heraus.

Notwendig sind jetzt Geduld und Mut, um da allein zu bleiben, wo wir gute Gründe dafür haben. Denn zweifellos wird die bei uns vorhandene Arbeitsqualität, der sprichwörtliche Fleiss, der hohe Ausbildungsstand, die Innovationsbereitschaft, der Bezug zur Lebenswirklichkeit und das Festhalten an den Volksrechten zu künftigen Leistungen führen, von denen wir noch keine Ahnung haben. Diese

ausgezeichneten Voraussetzungen dürfen uns mit Zuversicht auf das Morgen blicken lassen.

Von drohender Rhetorik jener, die es schlechter machen, dürfen wir uns freilich nicht erschrecken lassen. Am 19. September wird EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker aus Anlass des Siebzig-Jahr-Jubiläums von Winston Churchills berühmter Europa-Rede in Zürich erwartet. Es ist leider unschwer vorzusehen, dass Juncker Churchills damalige Worte im Sinne seiner jetzigen EU-Ideologie um- und fehldeuten wird. Auch dürfte es an

Notwendig sind jetzt Geduld und Mut, um da allein zu bleiben, wo wir gute Gründe dafür haben.

apodiktischen Aussagen nicht mangeln, dass Brüssel beim Thema Massenzuwanderung und Personenfreizügigkeit keinerlei Spielraum sehe und nicht mit sich verhandeln lasse.

Solche verbalen Kraftmeiereien sollten wir mit der gebotenen Gelassenheit zur Kenntnis nehmen. Einer von Junckers Vorgängern als Kommissionspräsident und ebenfalls Christdemokrat, Walter Hallstein – ein fanatischer Verantwortungsträger der europäischen Fehlkonstruktion und ehemals Mitglied des nationalsozialistischen Rechtswahrerbundes –, hat am 24. November 1961 im Auditorium Maxi-

um der ETH Zürich einen Vortrag gehalten. Dabei machte Hallstein seinem Gastgeberland deutsch und deutlich klar, wie gering die Eintrittschancen eines Neutralen in den vorgesehenen gemeinsamen Markt seien. Da die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) eine «im politischen Raum entstandene» Organisation sei, verlange der Beitritt eine politische Vorentscheidung, nämlich das Aufgeben der Neutralität, die ohnehin «gegenstandslos» geworden sei. Trotz Hallsteins neutralitätsfeindlichen Thesen erreichte die Schweiz unter Beibehaltung ihrer Neutralität wenige Jahre später ein umfassendes Freihandelsabkommen mit der EWG und damit Zugang zum europäischen Markt.

Nur für Ideologen ist alles planbar und einfach. Die Geschichte, auch die Schweizer Geschichte mit ihren Volksrechten und ihrem Willen zur Eigenständigkeit, hat zum Glück einen langen Atem. Schön und hilfreich für beide Seiten wäre es, wenn das Verständnis bei der EU ebenso gross wäre wie jenes von Samuel von Pufendorf vor 350 Jahren. Dieser aufgeklärte Jurist hat in seinem Werk «Über die Verfassung des deutschen Reiches» zu unserem Land geschrieben: «Kein Nachbar ist angenehmer als die Schweiz, für die es ein Grundsatz ist, ihr Eigentum zu schützen, nichts Fremdes zu erstreben und lieber zu nützen als zu schaden.» ○

Der König der Schweiz sitzt nicht auf einem Thron

Er kämpft im Sägemehl.

Am Eidgenössischen **Schwing- und Älplerfest**.

«Beste aller Welten»

Gerhard Schwarz, bis vor kurzem Chef von Avenir Suisse, ist einer der bekanntesten liberalen Denker der Schweiz. Wie kam er zu seiner Philosophie? Wie sieht er die Welt? Und welche Chancen gibt er einer Schweiz als Kleinstaat zwischen grossen Mächten? *Von Beat Gygi, Roger Köppel und Salvatore Vinci (Bild)*

Noch immer geht von ihm jene gebieterische Präsenz aus, mit der er früher in der *Neuen Zürcher Zeitung* das wirtschaftspolitische Geschehen aus liberaler Warte kommentierte. Gerhard Schwarz, seit kurzem 65-jährig, jahrzehntelanger Grenzgänger zwischen Wissenschaft und Publizistik, hat eben seinen Posten als Chef der freiheitlichen Denkfabrik Avenir Suisse geräumt. Wir ziehen Bilanz und blicken voraus.

Schwarz wurde 1951 in Vorarlberg geboren. Er studierte in St. Gallen Wirtschaft und stiess als junger Akademiker zur NZZ, in der er bald zum liberalen Gewissen des Blattes avancierte. Von seinen Gegnern oft als «neoliberaler» Dogmatiker verschrien, ist Schwarz in Wahrheit das Gegenteil. Er hat zwar klare Überzeugungen, aber er ist ein differenzierter Beobachter geblieben, der sich auch mit den Milieus intellektuell anlegte, die ihn zu vereinnahmen hofften.

Schwarz war ein früher Kritiker eines Schweizer EU-Beitritts. Er kritisierte die Bonuspolitik der Grosskonzerne, die nicht selten bei der NZZ im Verwaltungsrat mitmischten. Seiner Vorarlberger Herkunft verdankte er bei aller akademischen Souplesse eine zähe Bodenhaftung. Er gehört zu den wenigen Schweizern, die den renommierten Ludwig-Erhard-Preis für Wirtschaftspublizistik gewannen. Er ist Vizepräsident der Mont Pelerin Society, Präsident der Progress Foundation, verheiratet und Vater dreier Töchter.

Herr Schwarz, was waren Ihre wesentlichen Herkunftsprägungen?

Mein Vater hatte einen kleinen Handelsbetrieb in Vorarlberg und zeitweise in Tirol. Ich stamme also aus dem Gewerbe, ich bin in einer Kultur aufgewachsen, in der man nicht selten geächtet hat unter hohen Steuern und Regulierungen. Der Geschäftsgang der Firma war öfter ein Gesprächsthema am Tisch. Und eine gewisse Staatskepsis gehörte immer dazu, es gab in der näheren Familie mit einer Ausnahme keine Staatsangestellten.

Sie wuchsen in den sechziger Jahren auf. Hat Sie der Zeitgeist damals nicht erfasst?

Doch, doch, die 68er Bewegung kam auch bei uns an – an der Mittelschule in Bregenz aber in gemässigter Form. Ich gab damals zusammen mit andern eine Schülerzeitschrift heraus, im Rahmen der Katholi-

schen Jugend. Einige Lehrer empfanden das, was wir da machten, durchaus als aufmüpfig, obwohl es ziemlich brav war. In unserer Maturaklasse sind damals von 21 Schülern 8 durch die Schlussprüfung gefallen; das war klar eine Reaktion der Lehrer auf unsere zunehmende Politisierung.

Gab es für Sie damals eine Art weltanschauliches Aha-Erlebnis, das Sie auf den liberalen Kurs brachte?

Nein, als ich 1969 an der HSG in St. Gallen zu studieren begann, war ich sicher staatsgläubiger als heute. Meine Entwicklung hin zum Liberalismus erfolgte erst nach und nach, beginnend mit meiner Dissertation. Deren Thema, die Entwicklungshilfe, hatte schon einiges mit der Weltanschauung der 68er zu tun, mit der Frage, wie man den Ländern der

«Auch ich wollte die Welt verbessern und war dabei sehr viel machbarkeitsgläubiger als heute.»

Dritten Welt helfen könnte.

Die grosse Erleuchtung oder Wende gab es im Studium nicht?

Nein, es gab im Studium zwar eine gewisse Wende, aber eine wenig spektakuläre. Ich hatte, wie erwähnt, ursprünglich vor, den väterlichen Betrieb zu übernehmen, das wurde mir in St. Gallen dann relativ rasch ausgetrieben, die Ausbildung dort war damals doch eher auf Grossbetriebe ausgerichtet. Ich habe denn auch lange grosses Gewicht auf betriebswirtschaftliche Fächer gelegt und mich erst im letzten Semester für Volkswirtschaftslehre entschieden. Das war eine Hinwendung mehr zum Analytischen, zum Geistigen, zum Intellektuellen.

Das war die Richtungsänderung.

Wahrscheinlich. Nach der Lizenziatsprüfung, in der Res Strehle und ich die besten Abschlussnoten erzielt hatten, bot mir Professor Kneschaurek eine Stelle als Assistent bei ihm an. Erst da reifte die Idee, nicht gleich in die Praxis zu gehen, sondern eine Dissertation zu schreiben. Kurz darauf erhielt ich ein Angebot der grauen Eminenz der HSG, des bekannten St. Galler Volkswirtschaftsprofessors Walter Adolf Jöhr, bei dem ich schliesslich landete. Ihm habe ich viel zu verdanken, vor allem eine breite, interdisziplinäre Sicht der Ökonomie, die weit entfernt war vom heute dominanten, oft en-

gen und technokratischen Verständnis der Wissenschaft. Und ich fand persönlich zu Jöhr trotz aller Unterschiede in Alter, Stil und teilweise Weltanschauung einen sehr guten Draht.

Sie schrieben Ihre Dissertation in und über Kolumbien. Warum?

Das war Zufall. Ich konnte damals leidlich gut Spanisch. Über einen Studentenjob entstand der Kontakt zu einem ehemaligen katholischen Priester, der in Kolumbien an der Universität Betriebswirtschaftslehre unterrichtete. Die Losung «Small is beautiful» von E. F. Schumacher war damals gross in Mode und faszinierte auch mich. Das bedeutete für die Entwicklungspolitik: an die lokalen Verhältnisse angepasste, einfache Technologien einsetzen. Meine Fragestellung ergab sich daraus: Könnte man die Maschinen nicht aus dem lokalen Handwerk heraus entwickeln, statt sie aus dem reichen Norden in die Entwicklungsländer zu schicken? So wurde die «Förderung des Handwerks als Motor der angepassten Technologie» zu meinem Dissertationsthema.

Und dabei erlebten Sie eine Ernüchterung?

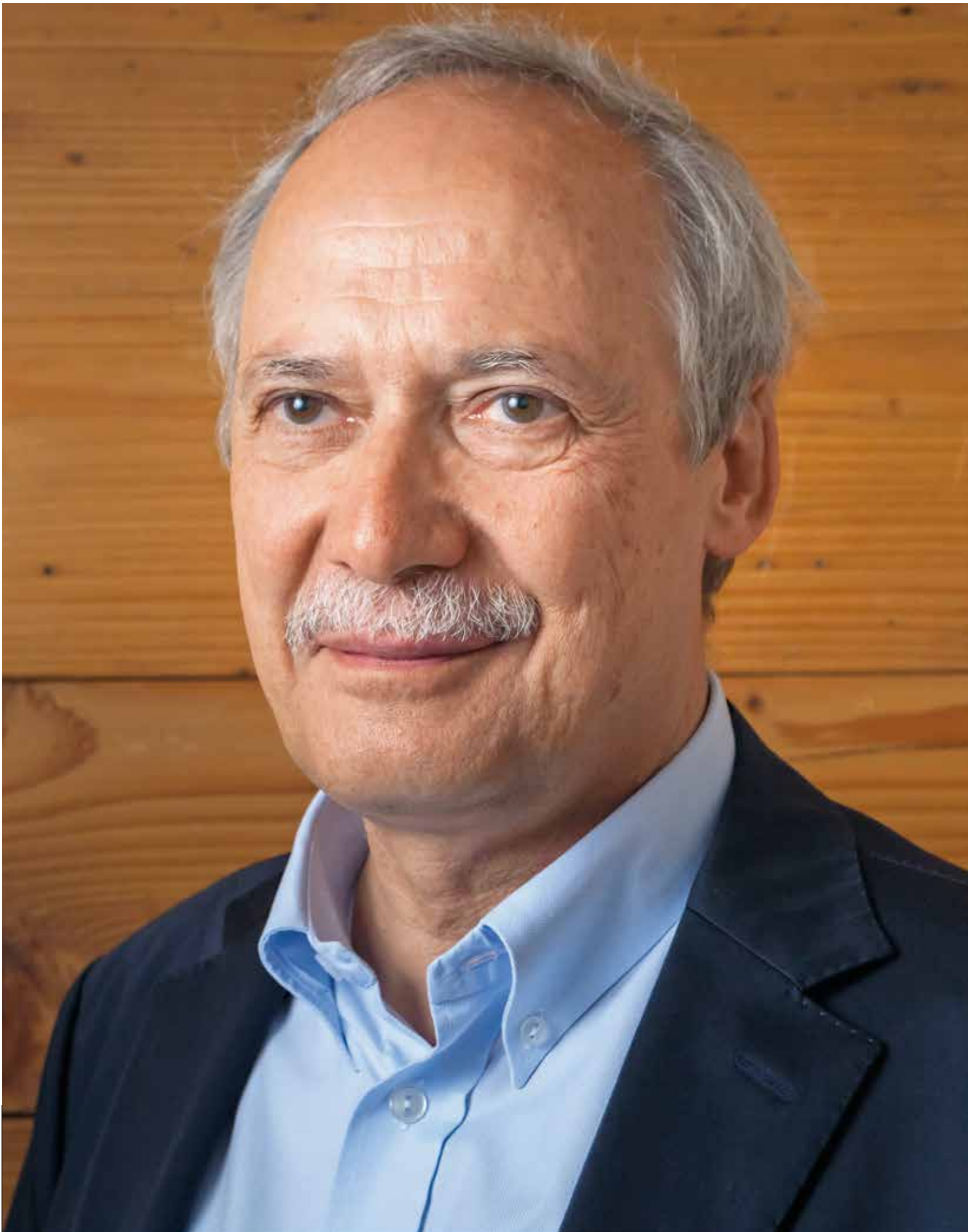
Sagen wir so: Mein Aufenthalt in Kolumbien hat mir vor Augen geführt, dass die Interessen der Entwicklungshelfer oft nicht kongruent waren mit den Interessen jener, denen man eigentlich helfen wollte.

Diese Zeit, die siebziger Jahre, war stark politisiert. Inwiefern wurden Sie davon erfasst?

Wir haben zwar heftig und unendlich lange diskutiert, aber ich war ideologisch nicht verbissen. Die eigentliche Studentenpolitik hat mich nicht sonderlich interessiert, ich nahm nicht an Demonstrationen teil und war nie Mitglied einer linken Organisation. Aber ich wollte auch die Welt verbessern und war dabei sehr viel machbarkeitsgläubiger als heute.

Können Sie dem allgemeinen Aufbegehren von damals etwas Positives abgewinnen? Die 68er waren zwar oft dogmatisch links, aber es gab ja immerhin auch einen produktiven Aufstand gegen falsche Autoritäten und Verkrustungen.

Das war der Zeitgeist, diese Rebellion gegen das Bestehende ist ja eine normale Entwicklung in der Jugend. Zu den besonders heftig politisierenden 68ern zählten ja einige der brilliantesten Köpfe, etwa in St. Gallen Res Strehle, der seinen Weg über die *Woz* bis an



«Diese Art von Staat, von Gleichmacherei, von Kontrolle war mir zuwider»: Vordenker Schwarz, Anfang Juli in Zürich.

die Spitze des *Tages-Anzeigers* machte, oder in Zürich Thomas Held, der später Avenir Suisse aufbaute und den ich an der Spitze dieser liberalen Denkwerkstatt beerben durfte. Ich war entsprechend diesem geistigen Umfeld zunächst machbarkeits- und somit interventionsgläubiger und wurde mit der Zeit skeptischer. Einen prägenden Einfluss hatte ohne Zweifel Willy Linder, der damalige Wirtschaftschef der NZZ, der mich an die Falkenstrasse holte.

Sie wurden dank der NZZ zum Staatskritiker?

Zum Staatskritiker, das gefällt mir besser. Linder schickte mich öfter nach Osteuropa, nach Ungarn, Polen, in die DDR. Diese Anschauung der realen sozialistischen, meist ärmlichen und sehr unfreien Verhältnisse hat einen prägenden Eindruck hinterlassen. Sie erinnerten mich an meine Jugend, als wir im Burgenland ganz nahe der ungarischen Grenze beim Heurigen sassen und uns die bewaffneten ungarischen Grenzsoldaten von ihren Wachtürmen aus mit den Ferngläsern auf die Teller starteten. Diese Art von Staat, von Gleichmacherei, von Kontrolle war mir zuwider, das wusste ich.

Sie gingen also mit dem Ziel einer nützlichen Ausbildung an die HSG, wechselten dann aber zur NZZ. Die NZZ war die liberale Bastion der Schweiz. Wollten Sie als Journalist auf eine missionarische Karriere umschwenken?

Auch hier muss ich Sie vielleicht enttäuschen: Ich schrieb einfach gerne, das seit je. Und ein Praktikum beim ORF-Radio in Wien hat in mir die Begeisterung für das Vermitteln von Wirtschaftsthemen geweckt. Zudem offenbarte sich mir im Studium die Volkswirtschaftslehre zunehmend als unglaublich spannende Materie, vor allem in der weniger mathematisierten und stärker inhaltlich geprägten Art, wie sie mein Doktorvater Jöhr vertrat.

Und das Missionarische spielte keine Rolle?

Nein. Ich bewarb mich bei der NZZ, und beim ersten Anlauf zogen sie einen anderen Kandidaten mir vor. Meine Rückfallposition war eine Stelle beim Liechtensteiner Industrieunternehmen Hilti. Knapp ein Jahr später kam dann doch ein Angebot der NZZ, und obwohl mir die Kündigung nach so kurzer Zeit widerstrebte, verliess ich Hilti und begann Anfang 1981 bei der NZZ, wo ich zuerst eine Art Assistent von Willy Linder war. Das hat mich ordnungspolitisch geformt. Ich besuchte viele Tagungen, auch jene der Mont Pelerin Society, wo ich auch Friedrich August von Hayek intensiver kennenlernen durfte. Mit Linder verstand ich mich sehr gut, und bei seinem Abschied von der NZZ gab er mir ge-



«Bruch quer durchs bürgerliche Lager»: Staatsoberhäupter Reagan, Thatcher, 1985.

wissermassen den Auftrag, die liberale Fackel weiterzutragen.

Sie waren unter anderem auch Korrespondent in Paris. Inwiefern hat Sie diese Erfahrung geprägt?

Diese Phase dauerte vier Jahre. Eigentlich wollten meine Frau und ich länger im Ausland bleiben, aber dann kam Linders Pensionierung. Wäre ich noch einige Jahre im Ausland geblieben, hätte ich kaum die Chance bekommen, in der NZZ-Redaktion die Dossiers Wirtschaftspolitik, Ordnungspolitik und Konjunktur von Willy Linder zu übernehmen. Die Zeit in Frankreich war natürlich ein Augenöffner. Selbst wer nicht besonders freiheitsdurstig ist, wird in Frankreich zum Liberalen.

Damals gab es ja in der Schweiz einen starken liberal-konservativen Konsens, ein bürgerliches Lager, das zusammenhielt. Das ist dann auseinandergebrochen im Zusammenhang mit Fragen etwa zu Europa, zum EWR. Die FDP erlebte einen Niedergang, die SVP mit Blocher einen Aufstieg. Wie haben Sie das erlebt, wie war das in der Zeitung zu spüren?

Ich habe das Gefühl, der liberal-konservative Konsens ist auch wegen der starken marktwirtschaftlichen Reformen in Grossbritannien und den USA unter Thatcher und Reagan aufgebrochen. Da drängte sich plötzlich das Marktwirtschaftliche, das in der korporatistischen und kartellistischen Schweiz gar nicht so besonders stark verankert war, machtvoll in den Vordergrund. In den Parteien, selbst innerhalb der NZZ, führten Thatcher und Reagan zu einer Art Bruchlinie zwischen konservativer Wirtschafts- und Sozialpolitik und einem eher liberalen Verständnis von Markt-

wirtschaft. Dieser Bruch zog sich quer durchs bürgerliche Lager. Die FDP, die bis dahin leidlich gut beide Ausrichtungen in sich vereinigt hatte, wurde durch den «Thatcherism» und den «Reaganism» einer besonderen Spannung ausgesetzt.

Aber auch in der NZZ gab es eine Polarisierung, die man als Wirtschaftsliberaler spürte?

Ja, aber diese hatte eine gewisse Tradition. Mehr oder weniger deutliche Auseinandersetzungen zwischen Inland- und Wirtschaftsredaktoren hat es immer wieder gegeben. Die einen verstanden sich als Pragmatiker und Realisten und kritisierten die anderen als Lehrbuchtheoretiker und Ideologen. Und umgekehrt klang es ähnlich.

Die EU wurde zum grossen Thema der neunziger Jahre. Gegen solche Grossgebilde gab es ja schon Vorbehalte von deutschen Ordoliberalen wie Ludwig Erhard. In der NZZ hingegen wurde die europäische Integration alles in allem immer wohlwollend begleitet. Wie war da Ihre Position?

Ich versuchte diese Themen immer möglichst sachlich und intellektuell, weniger populär oder gar populistisch anzugehen. Ich bin ein grosser Anhänger des Wettbewerbs der Systeme: Wenn der Wettbewerb eine gute Sache ist, gilt das nicht nur für die Konkurrenz zwischen Automarken, sondern auch für den Wettbewerb zwischen politischen Institutionen. Deshalb bin ich gegen jegliche Vereinheitlichung von oben her.

Wie hielten Sie es mit dem EWR?

Ich hielt den EWR eigentlich für eine gute Sache. Durch meine Kontakte kam ich aber zum Schluss, dass der EWR für die Leute, die das Sagen hatten, tatsächlich nur ein Trai-

ningslager für die EU war. Das bewog mich zu einer Ablehnung der Vorlage, was etwas Mut brauchte, da die Linie der NZZ und meines Chefs klar für den EWR war. Weil die EU aber nicht in meine unmittelbare Zuständigkeit fiel, schrieb ich einfach über den Wettbewerb der Systeme und brachte so indirekt meine ablehnende Haltung zum Ausdruck.

Muss man heute sagen, dass die EU von Anfang an eine Fehlkonstruktion war?

Nicht von Anfang an, man hätte meiner Meinung nach sehr früh unterschiedliche Geschwindigkeiten zulassen müssen, man hätte sich auf den Freihandel konzentrieren sollen, und man hätte vor allem nie den Fehler machen dürfen, über wirtschaftliche Instrumente wie die Währungsunion die politische Integration erzwingen zu wollen.

Wo steht die EU denn heute, nach dem Brexit? Was ist nun zu tun?

Man sollte den Brexit-Entscheid als Warnsignal ernst nehmen. Das heisst, dass man nicht weiterfahren sollte wie bisher und die Integration keinesfalls noch stärker vertiefen sollte. Vielmehr wäre zu fragen, was der elementare Teil der Integration ist.

Was zählt Ihrer Ansicht nach zum Kern?

Der freie Verkehr von Waren, Dienstleistungen und Kapital ist absolut sinnvoll. Er ist Teil einer freien Welt. Den freien Personenverkehr halte ich dagegen nicht für zwingend, auch wenn er in der EU zum starren Dogma erhoben wurde. Diese vierte Forderung nach der Personenfreizügigkeit entspringt einer Vorstellung, die man so nie richtig offen ausgesprochen hat und die lautet: «Wir wollen einen neuen Nationalstaat auf höherer Ebene.» Wenn man die Vision eines Bundesstaates Europa hat, dann und nur dann ist der freie Personenverkehr eine natürliche Forderung.

Entspringt die Personenfreizügigkeit also dem Traum, den Nationalstaat zu überwinden?

Nein, es geht eben gerade nicht um das Überwinden des Nationalstaates, sondern um das Errichten eines Nationalstaates auf höherer Ebene. Was sind nationalstaatliche Elemente? Eine Flagge, eine Hymne, eine Währung, all das strebt die EU an oder hat sie bereits erreicht.

Wie sähe eine gründliche Reform der EU aus? Kann man dem heutigen Personal überhaupt eine Reform zutrauen?

So wie die Entscheidungsprozesse laufen, ist eine umfassende Reform tatsächlich schwer vorstellbar. Es brauchte einen Supergipfel mit dem Beschluss: «Das Ganze, halt!» Und dann müssten neue Schwerpunkte gesetzt werden. Eine gemeinsame Verteidigungspolitik wäre meines Erachtens viel relevanter als die Personen-

freizügigkeit. Eine engere militärische Kooperation ist ein wichtigerer Beitrag zur Friedenssicherung als die völlige Öffnung der Grenzen im Innern.

Die Hauptlinie in der Entwicklung der EU ist doch: Wettbewerb einschränken, wie bei der Währungsunion.

Nein, so sehe ich das nicht. Gewiss, identische Regeln für den ganzen Binnenmarkt oder eine einheitliche Währung für den Euro-Raum stellen starke Vereinheitlichungen dar. Aber solche Vereinheitlichungen haben auch einen wettbewerbsfördernden Aspekt.

Man könnte den Wettbewerb auch durch die gegenseitige Anerkennung von Normen und Vorgehensweisen fördern.

Das wäre sicher die sympathischere Lösung, aber man kann den EU-Architekten nicht einfach vorwerfen, sie seien gegen Wettbewerb. Sie wollten ein ebenes Spielfeld, ein *level playing field*, schaffen. Das kann manchmal zu einer den Wettbewerb dämpfenden Harmonisierung führen, es kann aber manchmal auch die Konkurrenz beleben, weil alle die gleichen Bedingungen haben.

Bewegt sich die EU nach dem Briten-Austritt eher in Richtung Bundesstaat oder Staatenbund?

Die ersten Signale nach dem Brexit lassen mich befürchten, dass es eher in Richtung Bundesstaat gehen wird. Es ist wirklich unglaublich, dass niemand in der EU-Führungsmannschaft dieses Dogma der Personenfreizügigkeit in Frage stellt, trotz all der Signale von unten, trotz all der oft unappetitlichen, aber deswegen nicht minder ernstzunehmenden Proteste gegen die Zuwanderung. Und ich sehe auch nicht, dass sich die EU endlich aus der Regulierung von Alltagsfragen zurückzieht.

«Es brauchte einen Supergipfel mit dem Beschluss: <Das Ganze, halt!>»

Die deutsche Regierung mit Wolfgang Schäuble und Angela Merkel will diese Fragen ja möglichst ausblenden und eher beim Durchwursteln bleiben. Halten Sie das für richtig?

So schlecht ist das Durchwursteln als Prinzip gar nicht, es entspricht eigentlich dem Gedanken der Evolution, der allen Liberalen sympathisch ist.

Ist Angela Merkel für Sie eine gute Politikerin, ist sie eine Hoffnungsträgerin? Liberal ist sie ja nicht.

Das ist alles relativ; François Hollande wird sicher nie zum liberalen Hoffnungsträger werden. Wenn man Politiker danach beurteilt, wie lange sie sich im Amt halten können, ist Angela Merkel äusserst erfolgreich. Und eine ostdeutsche Kanzlerin war seiner-

zeit ein wichtiges Signal für die deutsche Einheit, aber wenn man zu lange im Amt ist, wird die Macht zu selbstverständlich und der Kontakt zur Basis und die Bodenhaftung gehen verloren.

In Grossbritannien ist praktisch jede Partei in der Krise, es gärt überall. Wie sehen Sie die Zukunft dieses Landes?

Kurzfristig ist der Brexit für alle schlecht, für die EU, für Grossbritannien, auch für die Schweiz. Mittelfristig weiss ich es aber einfach nicht. Mich ärgern all die überzeugt tönenden Katastrophenprognosen, das ist eine Anmassung von Wissen. Wirklich gravierende Folgen erwarte ich eigentlich eher nicht, zumal Grossbritannien sehr global orientiert ist.

Rücken wirtschaftliche Fragen in der EU eher wieder in den Vordergrund?

Ich glaube nicht. Die Migration, der Terrorismus oder die militärische Grosswetterlage sind brisantere Fragen.

War die Willkommenspolitik von Kanzlerin Merkel ein Kapitalfehler? Oder muss man Verständnis haben, dass die Deutschen mit der Last ihrer Geschichte bei der Behandlung von Flüchtlingen und Migrantinnen eine ganz andere Offenheit an den Tag legen, als wir das vielleicht für richtig erachten?

Verständnis für die Last der deutschen Vergangenheit habe ich gewiss, aber man hätte trotzdem zu Beginn nicht gar so absolut kommunizieren dürfen, so, als ob die Aufnahmebereitschaft tatsächlich unbegrenzt wäre. Das ist sie nicht.

Teilen Sie die Einschätzung, ein Krieg in Europa sei heute nicht mehr möglich?

Diese Aussage hielt ich schon immer für verfehlt, man kann einfach nicht sagen, so etwas sei undenkbar. Wer nur ein wenig Geschichtsbewusstsein hat, weiss das.

Viele Leute verspüren heute ein Missbehagen gegenüber der Politik, gegenüber Einrichtungen wie Zentralbanken, Zinsen, Geld, der Ruf nach Schutz wird lauter, manche fürchten sich vor einer Hyperinflation. Braucht es nochmals einen Knall, wie Sie es auch antönen? In welcher Welt leben wir eigentlich?

Trotz all der Wirren und Unsicherheiten glaube ich immer noch, dass wir bisher in der besten aller Welten leben konnten. Ich bin da nahe bei der Meinung meines Freundes, des Arztes und Spitzenbergsteigers Oswald Oelz. Mit Blick auf Medizin, Wohlstand oder Frieden habe ich mit meinen 65 Jahren eine Entwicklung erlebt, in der es praktisch nur aufwärtsging. Wir hatten – zumindest bei uns in Mitteleuropa – keinen Krieg, die Lebenserwartung ist markant gestiegen, und das bei deutlich besserer Lebensqualität und weniger Schmerzen, der technische Fortschritt ist allenthalben enorm, den untersten 20 Pro-

zent der Bevölkerung geht es in vielerlei Hinsicht besser als vor hundert Jahren den obersten 20 Prozent.

Sehen Sie denn keine Gefahren?

Doch. Mervyn King hat mit seiner «radikalen Unsicherheit» nicht unrecht. Ich bin auch verunsichert, vor allem durch den Terrorismus. Selbst der Kalte Krieg war eine einfache Bedrohungslage, die, so paradox das tönen mag, eine gewisse Sicherheit schuf. Und andere Gewissheiten gehen ebenfalls verloren, etwa die, dass man für Sparen und Konsumverzicht belohnt wird.

Ein Vorteil des Kapitalismus ist es, dass er Krisen zulässt und heilsame Zusammenbrüche. Der Sozialismus setzte auf Krisenverhinderung, hatte nur eine Krise und ging dann unter. Sind wir mit unserer Krisenverhinderungspolitik wieder auf Sozialismuskurs? Man zögert alles so lange hinaus, bis es dann richtig gefährlich wird?

Das ist eine schwierige Frage. Sie führt zurück zu meinem Doktorvater Walter Adolf Jöhr, der überzeugt war, dass die Wirtschaftspolitik Krisen mildern oder gar verhindern müsse – und könne. Von daher war die Ökonomie für ihn eine heilende Wissenschaft, könnte man sagen. Er stand unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise und deren fatalen Auswirkungen, zu denen auch der Nationalsozialismus gehörte. Ich selbst habe diese Haltung nie ganz abgelegt, obwohl ich eine Entwicklung weg von keynesianischen Machbarkeitsvorstellungen gemacht habe. Aber der Ansatz etwa der «österreichischen Schule»: «Was kümmert mich die Welt, wir können ja doch nichts machen oder machen alles nur schlimmer», bleibt für mich zu radikal, auch wenn wir es in der Vergangenheit ohne Zweifel mit dem Eingreifen übertrieben haben.

Sind wir auf dem Weg Japans, der darauf hinausläuft, alles und jedes mit Pflästerchen und Medizin zuzudecken und ja keine Krise zuzulassen?

Da würde ich eher US-Notenbankchef Alan Greenspan nennen, der alle Schlaglöcher mit Geldspritzen zugedeckt hat, was im Grunde eine Katastrophe war. Seine Nachfolger blieben auf dem gleichen Kurs, einfach mit noch intensiverem Eingreifen. Aber ich gebe zu, es ist schwierig, in einer Krise zu sagen: «Da machen wir nichts.»

Was ist denn die Aufgabe des Intellektuellen, des Ökonomen? Er muss zum Beispiel Notenbanker wie Greenspan oder Draghi in Frage stellen und vor ihnen warnen.

Gewiss. Unter deutschen Ökonomen läuft beispielsweise zurzeit eine sehr intensive Debatte über Geldpolitik, Fiskalpolitik und die Folgen der Flutung der Märkte mit Geld.

Was ist denn heute für die Schweiz am wichtigsten?

Nach wie vor halte ich die politische Stabilität für einen wesentlichen Erfolgsfaktor der Schweiz – und er ist in Gefahr. Es gibt zu viele politische Auseinandersetzungen. Ich bin ein Verfechter der direkten Demokratie, aber es schadet dem Standort Schweiz, wenn wir ständig über Forderungen abstimmen, die die wirtschaftliche Ordnung fundamental auf den Kopf stellen würden, wie jene nach überrissenen Mindestlöhnen oder nach einem bedingungslosen Grundeinkommen. Und mit Initiativen wie jener für Kühe mit Hörnern machen wir uns schlicht lächerlich. An den vielen unnötigen Schaukämpfen sind nicht zuletzt die beiden Parteien SP und SVP schuld.

Ist die direkte Demokratie ein gefährlicher Luxus, wie heute kritisiert wird?

Sie ist kein Luxus, aber wir haben das klassische Problem, dass es uns verdammt gut geht. Das ist erstrebenswert, aber als Folge davon strengen wir uns zu wenig an und bereiten uns zu wenig auf die Zukunft vor. Nach meinem Gefühl ist sich die Bevölkerung zu wenig bewusst, wie sehr wir von der Substanz leben, nicht nur der materiellen Substanz, sondern auch bei den Institutionen, den Werten, all dem, was frühere Generationen aufgebaut haben.

Ist das Verhältnis der Schweiz zur EU die politische Schlüsselfrage unserer Generation?

Nein. Für mich ist die Schlüsselfrage eine andere, zweigeteilte. Sie lautet: Unter welchem Regime geht es den Leuten, die in der

«Die Schweiz hängt wie an einem Gummiband an der EU.»

Schweiz leben, wirtschaftlich am besten, und, noch wichtiger, unter welchem Regime haben sie die grösste Freiheit? Da die beiden Ziele nicht immer harmonieren, muss ich anfügen, dass ich bereit wäre, für mehr Freiheit relativ viel Wohlstand zu opfern. Und wenn schon, ist für uns weniger die EU als Ganzes wichtig, sondern unser Verhältnis zu unseren Nachbarländern. Mit ihnen müssen wir naturgemäss so manche gemeinsame Probleme lösen.

Es gibt Stimmen, die sagen, unsere Unabhängigkeit sei eine Illusion. Wir würden ohnehin alle Regeln der EU autonom nachvollziehen. Teilen Sie diese Ansicht?

Ja, aber dass wir in vielleicht fünf Prozent der Fälle eigene Wege gehen können, ist doch ein wichtiger Freiraum. Die Schweiz hängt wie an einem Gummiband an der EU, und diese, wenn auch reduzierte Eigenständigkeit ist ein wichtiger Grund unseres Wohlstandes.

Würden Sie also Christoph Blocher zustimmen, wenn er sagt, dass es der Schweiz besser geht als der EU, weil das Land nicht EU-Mitglied ist?

Das glaube ich schon deswegen nicht, weil es innerhalb der EU Regionen gibt, denen es praktisch genauso gut geht wie der Schweiz, beispielsweise Vorarlberg.

Wie schätzen Sie eigentlich die historische Bedeutung Blochers für die Schweiz ein?

Man sollte über Persönlichkeiten der Gegenwart keine historischen Urteile fällen – das überlasse ich gerne der Nachwelt. Aber ohne ihn wären wir vermutlich über den Umweg des Trainingslagers EWR inzwischen bereits Mitglied der EU. Wir haben also das massgeschneiderte Paket der Bilateralen nicht zuletzt ihm zu verdanken – und ich sage dieses «verdanken» ohne Ironie. Deshalb finde ich es ziemlich unverständlich, ja unverantwortlich, dass er eben diesen Bilateralismus nun torpediert oder zumindest geringgeschätzt.

Ist die Personenfreizügigkeit liberal? Sind offene Grenzen für Personen liberal?

Es gibt zwei unterschiedliche Ansichten. Die einen halten dies für liberal, andere, wie der Ökonomie-Nobelpreisträger Gary Becker, argumentieren, ein Klub sollte die Freiheit haben, neue Mitglieder nach eigenem Gusto auszuwählen. Ich neige eher der Klubtheorie zu. Genauer müsste man ohnehin so fragen: Ist der Anspruch, ein Land solle seine Grenzen offen halten und die Einreise aller, die diese suchen, ermöglichen, eine liberale Forderung? Da sage ich aus meinem Verständnis von Freiheit heraus: Nein.

Die Steuerung der Zuwanderung ist doch überall das zentrale Thema. Ein Land ohne Zuwanderung steigt ab, aber ein Land ohne Kontrolle der Zuwanderung doch auch.

Die Schweiz hat seinerzeit entschieden, dass die Zuwanderung aus der EU über den Arbeitsmarkt gesteuert werden soll. Unternehmen sollen frei rekrutieren können, wenn sie Arbeitskräfte brauchen. Man überliess es also den Arbeitgebern – das ist nicht ungesteuert, und es ist einigermaßen liberal. Die Alternativen sind sehr viel bürokratischer.

Ist es nicht so, dass die Bürokratie der flankierenden Massnahmen im Gefolge der Personenfreizügigkeit realer und schlechter ist als künftige Kontrollen der Zuwanderung durch Höchstzahlen und Kontingente?

Wenn die angeblich wirtschaftsliberale SVP sagen würde: «Sobald wir die Personenfreizügigkeit eingeschränkt haben, bauen wir auch die flankierenden Massnahmen wieder ab», wäre das konsequent. Ich habe aber wenig davon gehört.

Die Begrenzung der Zuwanderung ist also nicht unliberal?

Nach meinem Verständnis von Liberalismus: Nein. Wenn Zuwanderung grundsätz-



«Small is beautiful»: Ökonom Schwarz (r.), 1975.

lich gut ist für ein Land und wenn die Bürger eines Landes das Recht haben sollen, über die Zuwanderung zu entscheiden, stellt sich lediglich die Frage, wie man die Zuwanderung steuern soll. Von allen Alternativen – Prüfungen, Verlosungen, administrative Entscheide, «First come, first served» – ist das Erheben eines «Eintrittspreises» beziehungsweise die Versteigerung von Einwanderungsbewilligungen vermutlich die irritierendste, aber wohl auch die intelligenteste. Natürlich kommt sofort der Vorwurf, dann könnten nur noch Reiche und Topverdiener zuwandern. Aber die Idee dahinter ist, dass nicht unbedingt die Migrant*innen selbst den Preis im Voraus bezahlen müssten, sondern dass dies auch NGOs sein könnten – und vor allem die künftigen Arbeitgeber.

Wird es die unabhängige Schweiz mit ihrem, wie es der frühere NZZ-Chefredaktor Willy Bretscher formulierte, freisinnig-demokratischen Staat in fünfzig Jahren noch geben?

Wenn Sie mich vor fünfzig Jahren gefragt hätten, was heute sein werde, hätte ich genauso falsch gelegen, wie wenn ich jetzt eine Langfristprognose mache. Also kann ich nur sagen: Ich hoffe es und glaube, dass es es wert ist, sich dafür einzusetzen.

Wie lange wird die EU in ihrer heutigen Form noch bestehen? Kann sie in der aktuellen institutionellen Gestalt überhaupt überleben?

Da ist meine Antwort analog. Ich weiss es nicht. Aber ich gehe davon aus, dass der Brexit zu institutionellen Reformen führen wird, und wenn die Klugheit obsiegt, dann nicht nach dem Motto «Jetzt erst recht».

Wie sehen Sie eigentlich den amerikanischen Wahlkampf? Macht Ihnen die Popularität des Kandidaten Donald Trump Angst?

Das amerikanische Politsystem ist eines der *checks and balances* – Angst habe ich also nicht. Aber mich erfüllt es mit grosser Sorge, dass in dem für die freie Welt wichtigsten Land der Erde die Empörung über die «Eliten» so gross ist, dass Populisten wie

Trump und Sanders so viel Erfolg haben und dass das Land am Schluss nur noch zwischen Pest und Cholera wählen kann. Da ist etwas gründlich schiefgelaufen – die Distanz zwischen der Basis und Washington ist zu gross geworden.

Sind die populistischen und rechtsextremen Bewegungen in der EU punkto Gefährlichkeit mit den faschistischen Parteien des letzten Jahrhunderts vergleichbar?

Die Faschismuskeule ist eine Beleidigung all jener, die den Terror der Nazis erlebt – oder eher: nicht überlebt – haben. Aber man darf nicht vergessen, dass man in den zwanziger Jahren die Gefährlichkeit des Faschismus auch nicht überall gesehen hat. Deswegen muss man schon wachsam sein und darf, was sich da alles entwickelt, nicht verharmlosen.

Putin, Erdogan, Chinas Regierung: Autokratische Regime mit durchaus leistungsfähigen Marktwirtschaften oder zumindest grossen Rohstoffvorkommen prägen die Gegenwart. Wie gefährlich sind diese Staaten? Und vor allem: Können autoritäre Regierungsformen mit der Marktwirtschaft

«Man sollte sich vom vorübergehenden Erfolg autoritärer Regime nicht verführen lassen.»

langfristig harmonieren?

Ich bin fest überzeugt, dass autoritäre Regime, die sich gleichzeitig der Marktwirtschaft verschreiben, auf Dauer nicht nachhaltig sind. Aber diese These von der Interdependenz der Ordnungen vertrete ich schon lange – und China scheint sie bisher zu widerlegen.

Wächst hier allenfalls eine Konkurrenz zu unserem Gesellschafts- und Politikmodell heran?

Man sollte sich vom vorübergehenden Erfolg autoritärer Regime nicht verführen lassen. Entweder werden die Menschen in diesen Ländern im Politischen die gleichen Rechte einfordern, die sie in der Wirtschaft geniessen, oder das Pendel wird zurückschlagen, und die Regime werden die Schrauben wieder deutlich anziehen. Eine Art sanfte Diktatur, also eine Kombination von Marktwirtschaft und wenig spürbarer, nur notfalls harter politischer Hand, scheint mir kein Versprechen für die Zukunft. Da ist die Schweiz mit ihren zum Teil jahrhundertealten Institutionen das modernere, zukunftsträchtigere Modell.

Ist der Islamismus so etwas wie der militante Sozialismus des Ostens? Haben Sie eine Idee, wie freiheitliche Gesellschaften dieser Bedrohung begegnen sollen?

Ich bin vermutlich genauso ratlos wie die meisten Menschen. Der Islamismus hat sich leider bereits in unseren Gesellschaften eingenistet. Wir müssen sicher jede Getto-Bildung vermeiden, wir dürfen keine rechts-

freien Räume zulassen, und ja, wir müssen wieder deutlich machen, dass freiheitliche Gesellschaften Wertegemeinschaften sind und dass diese Werte eine grosse Kraft haben. Diese Kraft ist uns wegen der Schwindsucht des Christentums, vor allem aber, weil uns Freiheit und Wohlstand zu selbstverständlich geworden sind, abhandengekommen.

Sie haben die NZZ-Zeit erlebt, anschliessend die Zeit als Chef des Think-Tanks Avenir Suisse. Wie sehen Sie die Rolle des Intellektuellen in der Schweiz?

Ich habe in beiden Funktionen unglaublich grosse innere und äussere Freiheiten erfahren. Das war ein Privileg. In der Schweiz herrscht sehr viel Pragmatismus, das ist auch ein Teil des Erfolgs des Landes. Der Kult, der in Paris oder Wien zum Teil um Intellektuelle getrieben wird, ist vielleicht eine Spätfolge der höfischen Kultur. Es ist aber auch nicht so, dass das Nachdenken in der Schweiz verpönt ist. Die Diskussion um das Mobility-Pricing ist ein ganz gutes Beispiel dafür. Ich würde sagen: Völlig wirkungslos ist man als Intellektueller nicht, aber an der Mentalität der Leute zu arbeiten, ist ein Bohren dicker Bretter.

Was ist Ihre wichtigste Botschaft an die Schweiz nach Ihrer jahrzehntelangen Arbeit auf der Kanzel der NZZ und dann an der Spitze von Avenir Suisse? Vielleicht auch die Botschaft an Ihre drei erwachsenen Töchter?

... und an meine Enkelin! Da ist zum einen die Überzeugung, dass die Schweiz eine ganze Menge von wirklichen Besonderheiten aufweist, die sie unbedingt weiterpflegen und nicht dem internationalen Mainstream opfern sollte. Ich denke an direkte Demokratie, Föderalismus oder Gemeindeautonomie, ich denke an die Lehrlingsausbildung, das Milizsystem oder die Konkordanz, die letztlich alle den Pragmatismus dieses Landes reflektieren, ich denke auch an Zuverlässigkeit, an Treu und Glauben, kurz an Handschlagqualität. Zum anderen schwindet meines Erachtens das Bewusstsein dafür, dass die hervorragende Stellung der Schweiz durch Leistung erarbeitet wurde. Und damit das Bewusstsein, dass nur der Wille, immer noch besser zu werden, ein Zurückfallen verhindern kann. In den Debatten über die Masseneinwanderungsinitiative war oft eine gewisse Satttheit zu spüren. Sich zu überlegen, wie man Wachstum besser gestalten, wie man seine negativen Aspekte reduzieren kann, halte ich für wichtig. Aber zu glauben, wir könnten ganz auf Wachstum verzichten, halte ich für einen anthropologischen Unsinn. Das zielt am Menschen vorbei. Wir Älteren müssen versuchen, beides an die nächste und übernächste Generation weiterzugeben. ○



Alpenland auf Instagram

Mehr als 200 000 Menschen weltweit schauen sich regelmässig die Landschaftsfotografien von Martina Bisaz im Internet an. Mit ihrem alten VW-Bus bereist die junge Schweizerin die Heimat.
Von Martina Bisaz (Bilder) und Claudia Schumacher (Text)

«Der Morgen ist eine der besten Zeiten»: Fälensee im Alpsteingebiet.



Ein so schönes Bild vom Fälensee (links) im Appenzellerland hat vor Martina Bisaz vielleicht noch niemand gemacht. Sie hat den perfekten Winkel gefunden, das Licht stimmt, die Berge spiegeln sich kaleidoskopisch perfekt im See. «Das sind schon keine Schnappschüsse», sagt die 35-Jährige. Sie komponiere ihre Bilder sehr genau. Über 200 000 Menschen haben die Reisefotografien abonniert, die Bisaz im Internet auf der Foto-Plattform Instagram teilt. Nach Roger Federer, Stanislas Wawrinka und Michelle Hunziker gehört Bisaz damit zu den erfolgreichsten Schweizern auf Instagram.

Im Dunkeln loswandern

Die Landschaftsfotografien von Martina Bisaz sind idyllisch. Sie sucht die schönsten Flecken der Schweiz. Ganz Heidi-romantisch wird sie dabei aber nicht, oft ist in den Bildern eine



Follower aus der ganzen Welt: Fotografin Bisaz.

gewisse Melancholie spürbar. Wenn sie ihren VW-Bus mit ins Bild nimmt, kommt eine Prise zeitgeistiger Retro-Chic hinzu. «Das ist wohl Zufall», sagt sie. «Es spiegelt einfach meinen Stil und meine Vorlieben wider.»

Spiegelungen sind ein wiederkehrendes Bildelement bei Bisaz, die hauptberuflich als Zeichnerin bei der Kantonsarchäologie Zürich arbeitet. Wie macht sie das? «Wenn man eine schöne Spiegelung erzielen will, muss man früh aufstehen», sagt sie. Für das Bild vom Fälensee seien sie und ihre Kollegin (im Bild) um vier Uhr morgens im Dunkeln losgewandert. «Der Morgen ist eine der besten Zeiten des Tages. Mit etwas Glück herrscht noch Windstille», so Bisaz. Allgemein sei der Sonnenaufgang zusammen mit dem Sonnenuntergang die beste Zeit zum Fotografieren. «Golden hour nennt sich das», sagt sie. «Zu dieser Zeit ist das Licht nicht zu grell, und die Kontraste sind nicht zu hart.»

Als Martina Bisaz vor ein paar Jahren auf Instagram zu posten begann, benutzte sie für die Fotos ihre iPhone-Kamera. Als sie 20 000 Follower hatte, wurde Instagram auf sie aufmerksam und stellte sie in einem kleinen Beitrag auf der Plattform vor. Danach schnellte



2386 m. ü. M.: Bergsee in Lai Grand GR.



Idyllisch: Schmetterling im Val Tuors.



Golden hour: am Flüelapass.



«Das sind schon keine Schnappschüsse»: Matterhorn.

ihre Follower-Zahl auf 60 000. Seit zwei Jahren macht sie nun Bilder mit einer Profi-Kamera und bearbeitet sie anschliessend mit verschiedenen Handy-Apps. «Es soll aber noch natürlich aussehen», sagt Bisaz. «An den Farben verändere ich beispielsweise nicht so viel.»

Wer auf Instagram so grosse Aufmerksamkeit erhält wie sie, kann sich über Markenkooperationen etwas dazuverdienen. VW, Samsung, Emmi – verschiedene Konzerne haben bereits bei Martina Bisaz angeklopft. Für ein bis fünf Fotobeiträge wird sie dann bezahlt. Man sieht Bisaz in der Folge etwa bei einem Picknick, gut sichtbar ein Kaffeegetränk von Emmi im Bild, dazu etwas versteckt der Hashtag #emmilatte. Schleichwerbung nennt sich das im Film. «Aber ich lehne ab, wenn das Produkt nicht zu meiner Arbeit passt», sagt Bisaz entspannt.

Reisen mit anderen *instagrammers*

Was ihr an Instagram gefällt: «Dass ich die Schweiz viel besser kennengelernt habe. Ich bin an Orte gegangen, die ich ohne das Ziel, tolle Bilder zu machen, nie aufgesucht hätte.» Ausserdem hat Instagram einen sozialen Aspekt. Ihre Follower kommen aus der ganzen Welt. Und manchmal trifft sie andere *instagrammer* im richtigen Leben und lernt so neue, interessante Leute kennen. Wenn man sich versteht, geht man auch einmal gemeinsam auf eine Reise und kooperiert bei den Fotoprojekten. Was als Nächstes kommt, weiss Bisaz noch nicht. «Vielleicht ein Buch?», sagt sie.

Martina Bisaz auf Instagram:
https://www.instagram.com/kitkat_ch/



Kaleidoskopisch perfekt: Bergsee im bündnerischen Val Tuors.



Eine Prise Retro-Chic: Versamer Tobelbrücke in der Surselva.

Stiller Anbinder

Didier Burkhalter gilt als zurückhaltend bis konfliktscheu. Für die Schweiz wünscht er sich trotzdem eine offensivere Aussenpolitik.

Von Hubert Mooser

«Didier Burkhalter ist als Bundesrat beseelt von der Idee, dass die Schweiz auch als kleines Land in der Welt eine Rolle spielen könne und müsse», sagt einer, der es wissen muss, SP-Ständerat Didier Berberat. Er kennt den Aussenminister seit den Zeiten, da dieser in der Stadtexekutive von Neuenburg Regie geführt hat. Aber gerade jetzt verspürt Burkhalter wenig Lust auf eine Rolle in der Welt, was ihm viel Kritik einträgt.

Parlamentarier von ganz rechts bis ganz links, von SVP-Nationalrat Claudio Zanetti (ZH) bis SP-Nationalrat Manuel Tornare (GE), monieren, der Aussenminister müsse in einem schärferen Tonfall auf die Entwicklung in der Türkei reagieren – weil Präsident Recep Tayyip Erdogan nach dem gescheiterten Putsch den Notstand verhängte und Tausende verhaften liess. Die Schweiz habe eine starke Beziehung zur Türkei, und dieses «Vertrauensverhältnis» wolle er aufrechterhalten, entgegnete darauf Burkhalter im Westschweizer Radio RTS.

Wenig Rückhalt im Parlament

Das Geplänkel um die Position zur Türkei ist ein Klacks gegen das Gewitter, das Burkhalter bei dem für die Schweiz wichtigsten aussenpolitischen Geschäft erwartet: den künftigen Beziehungen zur Europäischen Union. Der Aussenminister will das Land institutionell näher an die EU anbinden. Aber man bekommt auch hier den Eindruck, dass Bundesrat Didier Burkhalter sich eine Rolle von der EU aufzwingen liess, statt selber eine für die Eidgenossenschaft vorteilhafte Position definiert zu haben.

Denn das Rahmenabkommen bedeutet, dass die Schweiz in allen bilateralen Vertragsbeziehungen wucherndes EU-Recht übernehmen müsste. Bei Konflikten hätte der Europäische Gerichtshof (EuGH), das oberste EU-Gericht, zu entscheiden. Fremde Richter, fremdes Recht – innenpolitisch sind das heisse Eisen. Burkhalters ehrgeizige Pläne sind für viele im Bundesrat und im Parlament nicht mehrheitsfähig und auch nicht prioritär – auch für die neue FDP-Parteichefin Petra Güssi nicht.

Wenn die Geschichte in den kommenden Wochen in die heisse Phase kommt, könnte es sich rächen, dass Burkhalter lieber zum Handshaking mit US-Präsident Barack Obama oder mit Kreml-Herrscher Wladimir Putin abhob oder mit US-Aussenminister John Kerry herumalberte, als an der Heimfront für seine Geschäfte politische Gefechte auszutragen. Burkhalter habe als Aussenminister zwar

intensiv daran gearbeitet, die Beziehungen zu den EU-Ländern zu verbessern, bilanzierte die freisinnige NZZ. Dass er das EU-Dossier, sein wichtigstes Geschäft, tatsächlich im Griff habe, diesen Beweis werde er auf der Schweizer Bühne, wo es weniger diplomatisch-gesittet zu- und hergehe, erst noch antreten müssen.

Burkhalter ist stets sehr reserviert

Burkhalter ist aber kein Bundesrat, der die Nähe zu Parlamentariern sucht. Andere Magistraten wie Doris Leuthard oder Alain Berset veranstalten regelmässig Essen für National- oder Ständeräte aus allen Lagern – zur Besprechung herrschender Probleme. Bei Burkhalter hat man dagegen eher das Gefühl, dass er auf Distanz geht. Der einflussreiche Parlamentarier und Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbandes



Tandem: Burkhalter mit Gattin Friedrun, 1991.

des (SGV), Nationalrat Jean-François Rime (SVP), sagt: «Ich habe als SGV-Präsident Kontakt zu allen Bundesräten – nur nicht zu Burkhalter.» Mit Parteikollege Ruedi Noser, seit 2015 Zürcher Ständerat, verstand sich Burkhalter im Nationalrat bestens. «Wir konnten gut zusammenarbeiten», erinnert sich Noser. Seit Burkhalters Wahl in den Bundesrat hätten sie so gut wie keinen Kontakt mehr, bedauert der Zürcher.

Burkhalter geht zwar freundlich und respektvoll mit allen um, stets ist da aber noch ein letzter Rest an Reserviertheit und Zurückhaltung. «Das war schon immer so», erinnert sich der frühere Neuenburger FDP-Nationalrat Claude Frey – einer, der Burkhalters Karriere förderte. «Unsere Beziehung ging nie über die Zusammenarbeit in der Neuenburger FDP hinaus.» Oberste Devise von Politiker Burkhalter bei seinem zielstrebigem Aufstieg: über dem Parteien-Hickhack stehen. Früh hat er

sich aus der Schusslinie genommen und als Exekutivpolitiker positioniert.

Burkhalter scheut den politischen Nahkampf, er versteckt sich lieber hinter einer Kollegialbehörde.

Und es nervt ihn, wenn die Medien schreiben, der Rahmenvertrag sei sein Projekt. Dabei kommuniziere er doch vor den Medien immer im Namen der Regierung, beklagte er sich vor Jahren gegenüber der Zeitschrift *L'Hebdo*. Im Bundesrat reagiert er zuweilen fast gekränkt, wenn die Kollegen bei seinen Geschäften selbst leiseste Kritik anbringen.

Wer früher – wie FDP-Politiker Jean-Pierre Authier im Neuenburger Gemeinderat – mit ihm zusammengearbeitet hat, lobt seine Schaffenskraft. Burkhalter sei ein überlegter Mensch, der gut zuhören könne, andere Meinungen respektiere und mit stichhaltigen Argumenten für seine Pläne und Projekte eintrete.

Mit 31 Jahren im Gemeinderat

Didier Burkhalter ist in Auvernier aufgewachsen. Der Ort ist für Neuenburger etwa das, was für Zürcher die Goldküste bedeutet. Die Steuern sind tiefer als im Rest des Kantons und die Grundstückspreise unverschämt hoch. Burkhalters Grossvater war Berufsfischer. Eric Burkhalter, der Vater, arbeitete als Ingenieur in leitender Position für das Uhrenunternehmen Longines in Saint-Imier, später für Swiss Timing – einem Teamwork der Uhrenmarken Longines und Omega für Zeitmessung bei sportlichen Grossveranstaltungen. An der Seite von Eric Burkhalter bei Swiss Timing findet man den späteren Fifa-Präsidenten Sepp Blatter als Marketingchef. Diese Verbindung wird für Bundesrat Burkhalter später von Bedeutung sein.

Beruflich wählt er einen anderen Weg als sein Vater. Burkhalter studiert Wirtschaft an der Universität in Neuenburg und entscheidet sich für eine politische Laufbahn. Mit 31 Jahren zieht er in die Stadtexekutive ein. Seine Nominierung scheint eine abgekartete Sache zu sein: Als ihn die FDP anfragt, wohnt er noch in der Nachbargemeinde Hauterive.

Es ist das Jahr 1991. Burkhalter soll den abtretenden, langjährigen Gemeinderat Claude Frey ersetzen. Es gibt zwei Mitbewerber, aber die beiden fallen derart ab, dass sich hinterher alle fragen, ob das bloss Alibikandidaten waren. Noch etwas fällt den Delegierten an diesem Wahlabend auf: Burkhalter ist mit seiner Frau Sabine gekommen, wie sich Madame Burkhal-



Politischer Nahkampf: Burkhalter mit US-Aussenminister Kerry (l.) am WEF, 2016.

ter damals noch genannt hat. «Das war schon ungewöhnlich», erinnert sich ein Anwesender. Aber die Karriere von Didier Burkhalter sei von Anfang an als Gemeinschaftsprojekt von Monsieur und Madame Burkhalter konzipiert gewesen. 1997 liegt für Didier Burkhalter der nächste Karrieresprung in Griffnähe – der Einzug in die Kantonsregierung. Diesmal läuft es weniger gut. Burkhalter gerät in einen Machtkampf zwischen dem FDP-Rivalen Claude Frey, der Burkhalters Kandidatur befeuert, und Staatsanwalt Thierry Beguin, der selber in die Regierung drängt. Am Ende wirft der konflikt-scheue Burkhalter das Handtuch.

Das Präsidialjahr wird seine Sternstunde

Für den ambitionierten Burkhalter rückt nun Bern ins Blickfeld. 2003 wird er – einmal mehr als Nachfolger von Frey – nach Bern gewählt. Nach zwei Jahren ist er bereits Fraktionsvizepräsident. Und im trauten Kreis baut Bundesrat Pascal Couchepin den Neuenburger als seinen Nachfolger auf. 2007 schafft Burkhalter die Wahl in den Ständerat. Zwei Jahre später erfolgt fast planmässig die Wahl in den Bundesrat.

Der Neuenburger Magistrat übernimmt zuerst das Departement des Innern (EDI) von Couchepin, wechselt aber schon nach zwei Jahren fast fluchtartig ins Aussendepartement (EDA). Seine Partei ist nicht erfreut. Burkhalter wird einige Monate später sagen, das EDA behage ihm wesentlich besser. Im EDI sei es hauptsächlich um ein zähflüssiges Ringen um Gesetzesartikel zu technischen Details gegangen. Das Präsidialjahr 2014 wird seine Sternstunde. Burkhalter steht wie nie zuvor in seiner Karriere im Rampenlicht. Stets an seiner Seite ist Madame Burkhalter, die sich inzwischen mit dem Vornamen Friedrun anreden lässt.

Mit seiner Partei hat Burkhalter ein etwas weniger inniges Verhältnis. Seine Vorstellungen von Entwicklungshilfe beispielsweise entsprechen nicht mehr ganz dem Parteiraster. Seine Fans bei der FDP sind Parteisolddaten ohne Einfluss – etwa der Waadtländer Abgeordnete Fathi Derder, der Burkhalter als Uno-Generalsekretär und Friedensnobelpreisträger lanciert hat. Oder SP-Abgeordnete wie Didier Berberat, die eben auch finden, die neutrale Schweiz müsse auf der Weltbühne stärker mittun – wie 2015 in Burundi. Die Schweiz befürchtete einen Bürgerkriegsausbruch und wollte auf Wunsch der USA präventiv reagieren. Burkhalter erinnerte sich in diesem Zusammenhang an das Netzwerk seines Vaters aus alten Longines-Tagen und schickte Fifa-General Sepp Blatter in besonderer Mission an die Front. Der Walliser hatte einen Draht zu afrikanischen Herrschern und sollte nun Burundis Despoten Nkurunziza mit einem Fifa-Job ködern – damit dieser zurücktrete. Aber Burundis Machthaber durchschaute die Absichten, und Blatters Mission scheiterte grandios. ○



Gerhard Pfister.



Norman Gobbi.



Christoph Blocher.



Annina Frey.

«Politische Qualität»

Trübsinn ist im Trend, niederschmetternde Schlagzeilen jagen sich. Halten wir dagegen: Welche Gründe sprechen dafür, zuversichtlich zu sein für die Schweiz? Eine Umfrage.

Gerhard Pfister, Nationalrat und CVP-Präsident — Die Schweiz hat wie kein anderes Land der Welt die Chance, auch im 21. Jahrhundert eine Insel des Wohlstands, der Sicherheit und des Friedens zu bleiben. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass man sich wieder auf die Tugenden und Werte besinnt, die die Schweiz erfolgreich machten: Freiheit, direkte Demokratie, Selbstverantwortung, Weltoffenheit, Föderalismus, Rechtssicherheit, Innovation, Neutralität. All das verbunden mit der Bescheidenheit und Zurückhaltung, die einem Kleinstaat geziemt.

Norman Gobbi, Tessiner Regierungsrat, Lega — «Der Rasen der Nachbarn ist immer grüner», besagt ein italienisches Sprichwort. Von wegen! Euro-Krise, Rezession, Arbeitslosigkeit, Terror oder soziale Unruhen sorgen in unseren Nachbarländern für Schlagzeilen und Unmut. Dass wir im Vergleich dazu auf der Sonnenseite des Lebens stehen, verdanken wir unserer politischen Eigenständigkeit, dem Föderalismus und der direkten Demokratie. Ge-

rade die jüngsten Abstimmungen haben gezeigt, wie wichtig das korrigierende Eingreifen des Volkes ist, um von der Elite verursachte Fehlentwicklungen zu stoppen. Solange dieser Kontrollmechanismus funktioniert und Bestrebungen der Angleichung an unsere Nachbarländer vermieden werden können, bin ich zuversichtlich, dass sich bei uns auch in Zukunft alles im mehr oder weniger grünen Bereich drehen wird.

Christoph Blocher, alt Bundesrat — Wir haben zum Glück weit ausgebaute Volksrechte, die den Politikern Grenzen setzen und ihre grössten Dummheiten verhindern. Ich sehe im Alltag Leute, die voll in der Lebenswirklichkeit stehen, fleissig arbeiten, selber entscheiden – und dies in grosser Selbstverantwortung. Solange wir der direkten Demokratie treu bleiben, passieren weniger Dummheiten, und das stimmt mich zuversichtlich. Ein Blick auf die grossen politischen Gebilde und ihre Beschlüsse genügt.

Annina Frey, Moderatorin — Durch meine Arbeit treffe ich quer durch die ganze Schweiz sehr viele unterschiedliche Menschen – ob zum Beispiel Kulturschaffende oder wie gerade für meine Sommerserie Leute, die sich in einem Sportverein für traditionelle Schweizer Sportarten engagieren. Wenn ich sehe, wie viel Leidenschaft sie für ihre Tätigkeit mitbringen und so die Schweiz positiv mitprägen – ob im Kleineren oder Grösseren –, dann macht mich das in Bezug auf unser Land sehr zuversichtlich. Solange wir den Glauben an uns nicht verlieren, ist alles möglich.

Heinz Karrer, Präsident Economiesuisse — In der gegenwärtigen Situation sind es vor allem zwei Eigenschaften der Schweiz, die mich zuversichtlich in die Zukunft blicken lassen: Innovationskraft und Pragmatismus. Erstere ist besonders ausgeprägt und führt dazu, dass unsere Wirtschaft aus schwierigen Situationen jeweils noch konkurrenzfähiger hervorgeht. Den Pragmatismus sehe ich vor allem als politische Qualität. Unsere Gesellschaft ist offen für Reformen, pflegt aber eine gesunde Abneigung gegen Extrem Lösungen. Mit dieser Haltung werden wir auch in Zukunft erfolgreich bleiben.

Sergio Ermotti, UBS-Konzernchef — Die Anpassungsfähigkeit und die Innovationskraft der Schweizer Firmen, die den Franken-



Thomas Hürlimann.



Anton Affentranger.



Pierre Maudet.



Heinz Karrer.

schock erfolgreich meistern, und die Stärken unseres dualen Bildungssystems, von dem auch ich profitiert habe, stimmen mich zuversichtlich. Auf politischer Ebene glaube ich an unsere liberale Grundhaltung und den für unser Land typischen Pragmatismus. Diese Stärken müssen wir unbedingt bewahren, um zum Beispiel die für unser Land wichtige Beziehung zur EU wieder auf berechenbare Bahnen zu lenken.

Petra Gössi, Nationalrätin und FDP-Präsidentin — Mit Mut, Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und Weitsicht haben die Eidgenossen die Schweiz zu dem gemacht, was wir heute sind: ein weltoffenes Land, das dank Innovationsfähigkeit und Offenheit, aber auch dank Selbstbestimmung und Eigenständigkeit zu Wohlstand gelangt ist. Diese Stärken, die auch unsere heutigen Unternehmer und Gewerbetreibende auszeichnen, haben wir bis heute nicht verloren. Wir müssen nur wollen, dann können wir unseren liberalen Erfolgsweg weitergehen.

Thomas Hürlimann, Schriftsteller — Meinem Cousin Tobias Hürlimann, dem Gemeindepäsidenten von Walchwil, gelang es, dem alten Dorf zwischen See und Berg eine neue Mitte zu geben, einen Platz, besser gesagt: eine Piazza. Tische, Stühle und Sonnenschirme eines Cafés verströmen südliches Flair, es riecht nach frisch gebackenem Brot, und wer seinen



Sergio Ermotti.

Dämmerschoppen trinkt, kann das Leben in all seinen Farben und Facetten an sich vorüberziehen lassen. Dieser Platz ist öffentlich, und er sagt Eingeweihten wie Zuzüglern: «Hier bist du zu Hause.» Die Griechen der Antike, nach Goethe das klügste Volk, das es jemals gab, haben stets vom Marktplatz aus gedacht, gedichtet, gehandelt. Er war die Bühne, auf der sich Athener organisiert haben, und ich bin sicher: Solange sich die Schweiz an diese Struktur hält, wird sie gegen alle Ideologien, Zentralkomitees und Bürokratiemonster bestehen.

Anton Affentranger, Implemia-CEO — Zuversicht bezüglich der Zukunft der Schweiz geben mir unsere Grundwerte: Verlässlichkeit, Qualität und Innovation. Die politische, wirtschaftliche wie gesellschaftliche Offenheit ist dabei zentral: Dafür kämpfen wir. Positiv stimmt mich unsere junge Generation. Sie bleibt – trotz des enormen Wohlstands in diesem Land – «hungrig» und agil. Das ist die Basis für den künftigen Erfolg unserer Schweiz.

Pierre Maudet, Genfer Regierungsrat (FDP) — Das Erfolgsbild Schweiz beruht auf Gleichgewichten in der Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Umwelt, die institutionell werden konnten. Heute, in unserem technokratischen Zeitalter, ist die Versuchung der Abkapselung gross. Unserem Willensstaat ist es immer gelungen, sein ursprüngliches Misstrauen gegen



Petra Gössi.

über neuen und äusseren Elementen als eine Herausforderung zu betrachten. Die Zuversicht liegt darin, dass es so weitergehen wird. Diesen Widerspruch zu meistern, kommt schliesslich allen zugute. «Einer für alle, alle für einen.»

Arthur Honegger, «10 vor 10»-Moderator — Wer im vollklimatisierten Reisebus durch den Sommer fährt, vergisst leicht, wie heiss es draussen ist. Der Schweiz geht es gleich: Angenehm ist's hier, trotzdem wird gern gemotzt. Es ist Mode geworden, etablierte Institutionen zu beknäueln. Der kühle Blick aufs Ganze geht da oft verloren: Kaum ein Land, das nicht mit uns tauschen würde. Nicht weil wir alles richtig machen. Sondern weil wir, dank viel Schweiss und noch mehr Schwein, im Reisebus sitzen, statt uns durch die Hitze zu schleppen.

Jacques Sanche, CEO Bucher Industries — Für Unternehmen sind gut ausgebildete, pflichtbewusste und sich selbst fordernde Mitarbeiter der Schlüssel zum Erfolg. Diese Bedingungen und Werte sind in allen Landesteilen der Schweiz weit verbreitet und prägen die gesamte Bevölkerung. Ein herausragendes Bildungssystem führt zu einer breiten Mittelschicht mit hohem Ausbildungsniveau. Der Pragmatismus herrscht vor und findet auch dank der direkten Demokratie seinen Weg in die Politik. Ich bin für die Schweiz zuversichtlich, solange Schweizer Unternehmen diese Werte auch mittragen.



Arthur Honegger.



Jacques Sanche.



Regula Rytz.

Regula Rytz, Nationalrätin und Präsidentin der Grünen Schweiz — Zuversicht! Weil die bürgerliche Elitepolitik immer wieder korrigiert wird von der Bevölkerung. Wer Prämienverbilligungen abbauen oder Schulgelder einführen will, beisst dank grüner Referenden auf Granit. Zuversicht! Weil sich Tausende von Bürgern/-innen freiwillig im Quartier oder in der Flüchtlingsbetreuung engagieren und die Hetzer rechts liegenlassen. Zuversicht! Weil die kleinen und mittleren Unternehmen fortschrittlicher und nachhaltiger sind als ihre konservativen Wirtschaftsfunktionäre. ○

Das Wunder von Genf

Seine Bücher wurden in vierzig Sprachen übersetzt und in 65 Ländern verlegt: Ein Ortstermin beim erfolgreichsten Schweizer Schriftsteller Joël Dicker.

Von Jürg Altwegg

Am Steuer sitzt Joël Dicker, ein junger, gutaussehender Mann von dreissig Jahren. Dass Schriftsteller für Autos die bessere Werbung sind, weiss man bei Citroën schon länger. Roland Barthes hatte dem Modell DS, sprich: «Déesse» – die Göttin – in seinen «Mythen des Alltags» zwischen der Tour de France und dem Eiffelturm ein literarisches Denkmal errichtet. Und natürlich geht es Citroën bei der Neulancierung der Marke mit dem DS 4 auch darum, George Clooney mit seinem legendären Nespresso-Spot um die Ohren zu fahren. *What else?*

Der Dichter am Steuer ist auf der Suche nach seinen Figuren und der Inspiration. Auf ein James-Bond-Girl als Muse an seiner Seite hat man tunlichst verzichtet. Die Fahrt beginnt im Schreibstau im Pariser Hotel «Le Meurice», in dem die Nazis ihr Hauptquartier hatten und wo Claude Chabrol, Woody Allen, Madonna, Volker Schlöndorff Filme drehten. Von der inneren Blockade erlöst wird der Schriftsteller auf den Strassen durch den Schwarzwald.

Prophetische Analogie

Zwar hatte er einst in Paris ein paar Monate Schauspielunterricht genossen und schon lange davon geträumt, Werbefilme zu machen. Doch der Dichter am Steuer ist echt, Joël Dicker spielt seine eigene Rolle, jene des umschwärmten Erfolgschriftstellers, der auf einen Streich mit seinem Erstling «Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert» die ganze Welt eroberte. In vierzig Sprachen wurde der Roman übersetzt, in 65 Ländern ist er erschienen. Wie im Citroën-Werbespot, zu dem Dicker eine Fünfzig-Seiten-Novelle schrieb, geht es im Roman um einen jungen Schriftsteller. Er heisst Marcus Goldman und schickt sich an, seinem Idol und Lehrmeister, Professor Harry Quebert, zu Hilfe zu eilen: Quebert wird angeklagt, vor mehr als dreissig Jahren ein Mädchen ermordet zu haben. Der Thriller spielt in den Vereinigten Staaten.

Das Erstaunlichste an diesem Erstling ist tatsächlich die prophetische Analogie. In der Literatur sind Schriftsteller meist etwas bizarre, von Selbstquälerei geplagte Aussenseiter und Detektive oft Underdogs. Dicker aber gönnt seinem smarten Protagonisten Marcus Goldman einen sensationellen Durchbruch, wie er ihn selber in den gleichen Dimensionen zielsicher ansteuert: «Die New Yorker Society schwärmte von meinem Buch. Es war kaum zwei Wochen zuvor erschienen und versprach bereits der grösste Verkaufserfolg des Jahres auf dem amerikanischen Kontinent zu werden.»

Genauso spielte sich die Geschichte aus dem Roman in der Wirklichkeit des Pariser Literaturbetriebs ab, als er im Herbst 2012 auf den Markt kam. In den höchsten Tönen wurde «Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert» von der Kritik gelobt. Französische Rezensenten bekundeten nach der Lektüre der 700 Seiten Entzugerscheinungen. Jede Seite ein Adrenalinschub. Oder sie gaben an, reflexartig nach dem Namen des Übersetzers aus dem Amerikanischen geschaut zu haben. Der helvetische Nobody bekam den ersten wichtigen Literaturpreis der Saison, jenen der vierzig «Unsterblichen» von der Académie française. Weitere Auszeichnungen kamen hinzu, und Dicker war auch noch beim Prix Goncourt in der Schlussrunde vertreten. An der Frankfurter Buchmesse hatten die Rechte Preise erzielt, die wahrscheinlich noch nie für das Werk eines Schweizer bezahlt worden waren. Es war das Buch des Jahres. Als die deutsche Übersetzung erschien, schrieb eine Zeitung vom «Wunder von Genf», der Stadt, in der Dicker geboren wurde und noch immer wohnt.

Der eigene Familienroman des Autors ist von der Welt- und Lokalgeschichte geprägt. Dickers Vater ist Französischlehrer, die Mutter Buchhändlerin. Die Grosseltern kamen aus Russland. Mütterlicherseits waren sie Weissrussen, die vor der Revolution fliehen mussten. Den anderen Grossvater – Jacques Dicker – hatte der

«Als mein erster Roman erschien, waren meine Freunde verblüfft – und zum Teil beleidigt.»

Zar nach der gescheiterten Revolution von 1905 nach Sibirien verbannt. 1906 gelang ihm die Flucht nach Genf, wo wenig später auch Lenin eintraf. Jacques Dicker gehörte zu den Organisatoren der antifaschistischen Demonstration in Genf, bei der die Armee dreizehn Menschen erschoss. Als Anwalt verteidigte er den Kommunistenführer Léon Nicole. Nach dem Verbot der Kommunistischen Partei wurde Jacques Dicker 1941 aus dem Nationalrat ausgeschlossen, in den ihn die Genfer mehrmals gewählt hatten.

Ein Wunderkind war Joël Dicker nur mit Einschränkungen. Als Zehnjähriger begründete er *La Gazette des Animaux*, die er während sieben Jahren herausgab. Mit den Tieren hielt er es auch literarisch: Für die Erzählung «Der Tiger» bekam er bei einem Nachwuchswettbewerb den ersten Preis. Doch Joël war ein «mittelmässiger» Schüler, wie er selber sagt: «Ich hatte

keine guten Noten.» Nach der Matur am Collège Madame de Staël wusste er nicht so recht weiter. «Für die Uni schien ich nichts besonders geeignet zu sein. Ich ging nach Paris und machte Theater», als Schauspielschüler, aber ohne dabei entdeckt zu werden. Er kehrte zurück und studierte Jura. «Da ich mich stets für die Schweiz und für Politik interessiert hatte, fiel mir das relativ leicht.» Eine Zeitlang arbeitete er als Schreiber im Parlament – eine Erfahrung, die er mit Michel Houellebecq teilt.

Während des ganzen Studiums machte Dicker, was er schon als Schüler geübt hatte: Er schrieb, immer heimlich, in einem Zimmer in der Wohnung seiner Grossmutter im bürgerlichen Champel-Quartier. Das Haus der Eltern, in dem er aufwuchs, liegt in der Vorortsgemeinde Troinex: «Als mein erster Roman erschien, waren meine engsten Freunde verblüfft – und zum Teil beleidigt. Das Schreiben eines Buches ist so schwierig, dass man das besser nicht ankündigt. Ich funktioniere immer noch so, auch von meinem nächsten Manuskript verrate ich rein gar nichts.» Nur – dass er weiter schreibt, das mag und kann er nicht mehr verschweigen. Nach der «Wahrheit über den Fall Harry Quebert» ist auch «Die Geschichte der Baltimores», die im Frühling in deutscher Übersetzung bei Piper erschien, zum internationalen Bestseller geworden.

Unter Dimitrijevic Fittichen

Journalisten empfängt er in einem italienischen Lebensmittelgeschäft am Boulevard du Pont-d'Arve. Im Hinterraum betreibt der Inhaber ein kleines Bistro. Mit Dicker ist er per du, für das Gespräch stellt er die Musik leiser. Wir reden über das EM-Spiel von gestern, den Brexit, die Schweiz und Europa. Dicker fürchtet um den Austausch mit den europäischen Universitäten. Und um den starken Franken – keineswegs weil seine Honorare in Dollars und Euros abgerechnet werden. «In zwei bis drei Jahren wird es für die Wirtschaft dramatisch.» Aber am Franken hängt sein Herz so sehr, dass er in letzter Konsequenz seinetwegen auf einen EU-Beitritt verzichten würde: «Die Schweiz müsste dazugehören, und wir sind ja auch in vielen Bereichen dabei. Aber wenn ich mir dann ehrlicherweise die Frage nach dem Euro stelle: Nein! Die Währung ist Teil der Identität eines Landes.»

Dass aber dieses – sein – «Land eine kurzfristige Politik auf Kosten der Jugend betreibt, ist meine grösste Sorge». Schulden werde man ihr hinterlassen. Von der AHV sagt Dicker, sie funk-



«Ich werde zum Schweizer, mehr denn je»: Bestseller-Autor Dicker.

tioniere nach dem «Madoff-Prinzip»: «Die Jungen bezahlen für die Alten. Das Ziel war, dass jeder für sich seine Beiträge entrichtet.» Ein Sozialist und Gleichheitsfanatiker wie sein illustrierter Grossvater ist Joël Dicker nicht.

Und auch mit den sensationellen Auflagen seines Erstlings kommt er ganz gut zurecht. Als Belastung für einen zweiten Roman hat er ihn nie empfunden: «Es war sehr viel schwieriger», meint er zurückblickend, «während zehn Jahren Romane zu schreiben, die von allen Verlegern abgelehnt wurden.» Das war noch in keinem Interview zu lesen. «Mein erstes Manuskript hatte ich an Verlage in der Schweiz und in Frankreich geschickt – keiner wollte es dru-

Am Franken hängt sein Herz so sehr, dass er seinetwegen auf einen EU-Beitritt verzichten würde.

cken. Ich schrieb einen zweiten, einen dritten und einen vierten Roman, stets war das Resultat das gleiche.» Erst im sechsten erfand er – unverzagt – die Geschichte vom Senkrechtstart seines amerikanischen Alter Ego Marcus Goldman, mit der für ihn die Wende kam, die sich zaghaft und unspektakulär angekündigt hatte.

Den fünften Roman, den noch immer kein Verleger hatte drucken wollen, schickte Dicker dem Genfer Schriftstellerverband, der einen Preis für unveröffentlichte Manuskripte vergibt. Dieser Text mit dem Titel «Les derniers jours de nos pères», inzwischen als dritter Titel des Autors lieferbar, aber noch unübersetzt, wurde ausgezeichnet. Er dreht sich um den britischen Widerstand im Zweiten Weltkrieg in Südwestfrankreich und stiess auf das Interesse des Lausanner Verlegers Vladimir Dimitrijevic. In Jugoslawien hatte Tito dessen Vater ins Gefängnis gesteckt, als Staatenloser kam Dimitrijevic in die Schweiz und spielte eine Zeitlang als Profi beim FC Grenchen. Er machte eine Buchhandelslehre und begründete den Verlag L'Age d'Homme, den er zu einer Drehscheibe für die Vermittlung osteuropäischer Literatur nach Frankreich ausbaute. Dimitrijevic's grösster Streich war die Erstausgabe von Alexander Sinowjews «Homo Sovieticus», der das Regime fast so heftig traf wie Solschenizyn und auf ähnlich verschlungenen Pfaden in den Westen geschmuggelt worden war. Doch während des Kriegs im zerfallenden Jugoslawien machte Dimitrijevic sein Haus zur Propagandazentrale der Serben und verlegte Schriften von Milosevic und einigen seiner Schergen. Aus Protest verliessen die Westschweizer Schriftsteller das Haus, Dimitrijevic blieb eine verfemte Figur.

Von dieser unmittelbaren Vergangenheit hatte Dicker keinen Schimmer, als ihn Vladimir Dimitrijevic unter seine Fittiche nahm. Die Bosnier und Kosovaren waren die ersten Ausländer in Troinex, Sans-Papiers, er ging mit ihnen zur Schule: «Sie sprachen perfekt Fran-

zösisch, ihre Integration war gelungen und ohne Probleme erfolgt. So habe ich das empfunden und mir während des Spiels gegen Albanien erstmals die Frage gestellt: «Welches ist wohl ihre Sicht auf die Schweiz?»»

Geldregen

Jeden Samstag besuchte er den Verleger in dessen Genfer Buchhandlung Rameau d'Or und drängte ihn zum Publizieren seines Manuskripts. «Er war der Erste, der mir eine Chance gab. «Lies dies, lies das», sagte er mir ständig. Er sprach über alles, «am liebsten über Fussball und Literatur, nur nicht über die Veröffentlichung meines Buchs», und brachte Dicker schier zur Verzweiflung.

Dicker hatte ihm von seinem neuen Manuskript erzählt. Dimitrijevic ermutigte ihn und spürte das Potenzial, das darin steckte: Er leitete in Paris die Co-Edition der «Wahrheit über den Fall Harry Quebert» mit dem Verlag des inzwischen neunzigjährigen Bernard de Fallois in die Wege. Fallois hatte ein halbes Jahrhundert zuvor in Frankreich das Taschenbuch eingeführt. Vladimir Dimitrijevic erlebte die Veröffentlichung des Bestsellers, der auch seinem eigenen Verlag einen Geldregen bescherte, nicht mehr: Er starb auf der Heimfahrt von Paris nach Lausanne bei einem Autounfall.

Die nachfolgende «Geschichte der Baltimores» verlegte Bernard de Fallois im Alleingang. Sie spielt erneut in Amerika, das Dicker bestens kennt. Während seiner Schulzeit hatte er jeweils die Sommermonate in Maine, wo ein Teil der Familie lebt, verbracht. Tja, und die «Baltimores» sind eine Familientragödie, die menschliche Abgründe erschliesst. Der Clinch der Clans mündet in die Katastrophe ohne Katharsis. Gut geschrieben, geschickt erzählt ist der Roman, dessen Handlung erneut von Marcus Goldman vorangetrieben wird, der diesmal die Geheimnisse der Familie ergründet. Seit seinem Erscheinen werden Dickers Bücher mit dem Phänomen von «Fifty Shades of Grey» oder «Harry Potter» verglichen.

Einen Agenten will Dicker nicht, um die Termine und Korrespondenz kümmert sich in Genf eine Assistentin. «Ratschläge sind gut, aber es gibt auch Fragen, die niemand an meiner Stelle beantworten kann.» Als Jurist ist er mit Verträgen und dem Autorenrecht durchaus vertraut. Und über Geld verhandelt Joël Dicker ganz offensichtlich ebenso unbeschwert.

Die Genfer Zeitung *Le Temps* hat ihn gerade in einem Atemzug zusammen mit Roger Federer und Lara Gut einer Generation von erfolgreichen Schweizern zugeordnet, die mit einem neuen Selbstverständnis das Bild des Landes in der Welt verändern. Doch der Sport ist nationaler als die Literatur. Und auch weil sich die exzellente Kulturdiplomatie der Franzosen um den französischsprachigen Dicker kümmert, der nicht in erster Linie ein Schweizer Schriftsteller sein will, wird er im Ausland weniger als



Arbeit am eigenen Mythos: Signierstunde.

Federer und Gut mit seiner Heimat in Verbindung gebracht. Doch seine internationale Ausstrahlung und seine vielen Reisen haben sein nationales Bewusstsein geschärft: «In der Schweiz – und in der Romandie wohl noch mehr – kultiviert man die kantonale Identität. Man ist Waadtländer, Walliser, Jurassier. Wenn ich unterwegs bin, bleibe ich Genfer. Aber ich werde zum Schweizer, mehr denn je.» Nicht nur im Blick der Ausländer, bei denen er seine Bücher vorstellt: «Ich treffe mit Menschen zusammen, die Schweizer sind, und es spielt keine Rolle mehr, aus welcher Region sie stammen.»

«Der wirtschaftliche Aspekt ist für das künstlerische Schaffen sehr wichtig.»

In Bezug auf Lara Gut und Roger Federer macht er durchaus Gemeinsamkeiten aus. Dicker betreibt das Schreiben durchaus als Leistungssport – Pflege und Planung der Karriere inklusive. Hartes Arbeiten, Disziplin sind eine Voraussetzung. Um fünf Uhr steht er auf und geht zur Arbeit – in sein Büro. Wie damals zur Grossmutter. Zu Hause, sagt er, gibt es zu viel Ablenkung. Am liebsten schreibt er bis zum Abend, «das ist der ideale Tag». Von dreissig Fassungen der «Wahrheit über den Fall Harry Quebert» hat er einmal gesprochen.

Während einer Woche war er in Spanien: Interviews, Auftritte, gesellschaftliche Verpflichtungen von acht Uhr morgens bis Mitternacht – die Franzosen haben ihren Botschafter geschickt. Nur kurz bleibt er in Genf. Diese ganzen Programme kann Dicker nur bewältigen, weil er viel Sport treibt. Er joggt durch die «fantastische Landschaft» Genfs, der er eine Schön-

heit bescheinigt, «die einen nie ermüden lässt». Er liebt den See und die Altstadt und den Blick auf den Mont-Blanc. «Wenn ich bei Troinex laufe und sehe, wie auf den Wiesen, wo in meiner Kindheit Schafe weideten, ein Wohnblock hochgezogen wird, geht mir ein Stich durchs Herz. Aber man muss akzeptieren, dass die Stadt wächst.» Er hat für die umstrittene Überquerung des Genfersees gestimmt; mit der Autolobby, gegen die Grünen.

«Es gibt den Faktor Glück»

Seine Auflagen und sein Karrieredenken, in dem die Lust am Schreiben an erster Stelle steht, haben ihm den Neid und die Kritik vieler Kollegen eingetragen. «Es gibt den Faktor Glück, und ich hatte viel Glück», meint Dicker. Das zu ergründen, hält er für sinnlos. «Ich komme nicht aus der Kultur- und Literaturszene», und vielleicht hat sich gerade dieser Aspekt als Segen erwiesen: «Der wirtschaftliche Aspekt ist für das künstlerische Schaffen sehr wichtig. Ich meine gar nicht die Frage, wie viel man verdient. Sondern: Wie muss man vorgehen, damit etwas funktioniert? Es gibt viele Bücher, die gut sind, aber ihr Publikum nicht finden. Man muss alles tun, damit der Erfolg möglich wird.» Joël Dicker hat es getan: «Ich habe draussen vor dem Genfer Fernsehstudio gewartet, um den Journalisten, die ich nur vom Bildschirm kannte, meinen ersten Roman in die Hand zu drücken. Das war nicht immer angenehm.»

Ein Leichtes wäre es jetzt, in der herrschenden Dicker-Konjunktur die abgelehnten Manuskripte aus der Schublade zu holen und auf den Markt zu bringen. Sie würden horrendes Honorare generieren. Über die Themen, von denen sie handeln, schweigt sich der Autor genauso hartnäckig aus wie über sein nächstes Buch: «Ich will sie nicht veröffentlichen, es macht mir mehr Spass, etwas Neues zu schreiben. Sie sind mir gleichzeitig zu nah und zu fern. Es handelt sich um Texte, die ich im Alter zwischen 22 und 25 Jahren geschrieben habe. Jetzt bin ich 31. Vielleicht werde ich sie eines Tages veröffentlichen. Aber ganz sicher nicht in absehbarer Zukunft.»

Den Auftrag zum Citroën-Spot hatte er angenommen, um der Welt zu zeigen, dass nicht nur Spitzensportler und Starschauspieler zum Werbeträger taugen. Schriftsteller sind genauso gut. Doch mit der Renaissance der «Déesse» arbeitet Joël Dicker auch am eigenen Mythos. Ob die zielstrebige Fahrt in die literarische Unsterblichkeit führt, wird sich weisen. Die einsame Spitze der Bestsellerlisten ist schon mal nicht schlecht, ein Anfang ist gemacht. Es soll tatsächlich Literaturfans geben, die das Modell «DS 4» nur gekauft haben, um Dickers Buch zum Auto zu bekommen – sein Titel: «Pour les initiés uniquement», nur für Eingeweihte.

Joël Dicker: «Die Geschichte der Baltimores» (2015), «Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert» (2012). Beide Romane erscheinen im Piper-Verlag.



Ausserrhoden von aussen und innen

Bastion des Liberalismus. Hochburg des Eigenwillens. Der Kanton Appenzell Ausserrhoden hat von jeher einen einzigartigen Ruf. Vieles hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Was konnte bewahrt werden?

Von alt Bundesrat Hans-Rudolf Merz

Die Mobilität der Bevölkerung und damit die Kultur-, Wissens- und Finanzflüsse haben zwar zugenommen. Wir wachsen aber dennoch gewöhnlich entweder in einer dörflichen oder in der städtischen Umgebung eines Kantons auf; diese prägt uns ein Stück weit. Wir werden zu Urnern, Genfern, Tessinern oder eben Ausserrhodern. Von aussen haben die Schriften von Fritz René Allemann («25-mal die Schweiz», 1965) sowie Alain Pichard («Vingt Suisses à découvrir», 1975) diesen Werdegang sichtbar gemacht und gezeigt, wie nützlich es für das genaue Beobachten ist, gelegentlich den Standort zu wechseln.

Allemann betitelte das Kapitel über Ausserrhoden mit «Hochburg des Eigenwillens», und Pichard entdeckte «le bastion du libéralisme»; er unterliess es nicht, auf ein politisch amorphes, konservatives und erneuerungsbedürftiges, aber doch zutiefst freiheitlich gesinntes Staatsgebilde hinzuweisen.

In der Tat: Die Ausserrhoder sind dank ihrer Geschichte vom Alltag bis in die Gesetzgebung liberalen Wesens. Bis vor kurzem gab es keine strukturierte Parteienlandschaft. Die Freisinnigen galten als Volkspartei und stellten lange Zeit sechs von sieben Regierungsräten. Die Sozialdemokratie ist aus der Bewegung des berühmten Weberpfarrers Howard Eugster herausgewachsen und war zweite Kraft. Diese Konstellation hat sich markant verändert. 2015 wurde die Regierung verkleinert, sie besteht nun aus zwei FDPlern, einem SVPLer, einem SPLer und einem Parteilosen. Im Kantonsrat sitzen noch ein Drittel Freisinnige, während SVP, SP, Parteilose und CVP zusammen zwei Drittel der Sitze belegen. In den Gemeinden wählt man nach wie vor meist die «Wägsten» und also meist ohne Blick auf Parteibücher.

Nur vier Jahre nach Pichard meldete sich mit Stefan Sonderegger der erste profunde einheimische Kenner der Neuzeit zu Wort («Appenzeller Sein und Bleiben», 1979). Der erste Satz seines überaus geistreichen und witzigen Buches lautet: «Über das appenzellische Wesen kann kein Nichtappenzeller schreiben – denn er fühlt weder die heimliche Grösse noch den inneren Zwiespalt, schon gar nicht die wetterwendische Launigkeit auf vergnügtem Hintergrund. So gibt es nur Zerrbilder appenzellischer Darstellung von aussen.» Ja, die

Appenzeller sind keine Witzfiguren – im Gegensatz zu denen, die sie als solche wahrnehmen wollen.

1990 ist ein Buch mit dem Titel «Umgang mit der Schweiz» erschienen. Es enthält mehr als hundert Texte, verfasst von Nichtschweizern in den Jahren 1416 bis 1988. Schriftsteller, Komponisten und Wissenschaftler äussern sich in Briefen, Tagebüchern oder Abhandlungen. Die Hitparade der Beobachtungen führt die Landschaft an. Immer wieder begeisterte



Singen statt lamentieren.

vor allem die Grossartigkeit der Bergwelt. Erstaunliche Aufmerksamkeit genoss unsere Demokratie mit ihren Besonderheiten. Die Vorzüge der Kleinheit wurden sehr oft gepriesen. Und schliesslich fanden die Traditionen und das Brauchtum respektvolle Beachtung. Dieses Viereck steckte den Rahmen für das Appenzellische perfekt ab: Alpstein mit Säntis, Landsgemeinde, Streusiedlungen und das Sennische.

Doch wie sieht es nun von innen im 21. Jahrhundert aus? Muss alles neu geschrieben werden? Ausserrhoden erlebte die

Abschaffung der Landsgemeinde, den Verkauf der maroden Kantonalbank, wie die letzte Brauerei ihren Betrieb einstellte und wie die *Appenzeller Zeitung*, einst eigenständiges und liberales Vorzeigebblatt, in den Kopf des *St. Galler Tagblatts* eingegliedert wurde. Diese und andere Ereignisse haben am Selbstverständnis des Kantons genagt und gerüttelt. Der Kanton ist seither «gewöhnlicher» geworden, nicht zuletzt auch infolge zunehmender bundesstaatlicher Zentralismen. Viele seiner Eigenheiten vermochte er immerhin zu bewahren. Ausserrhoden lässt seinen zwanzig Gemeinden nach wie vor grosse Autonomie. Freie Berufe, auch in der Naturheilkunde, und bis zur Absonderlichkeit freie Existenzen haben immer noch Daseinsrecht, ja sind wohlgehit. Das gesunde Misstrauen gegenüber Autoritäten und Vorschriften beherrscht nach wie vor dieses Stück Schweiz. Aber Ausserrhoden hat sich zum modernen Wirtschafts- und Dienstleistungskanton gemauert.

Als Bundesrat habe ich – in eigentlich schon etwas später Berufung – noch eine dritte Sicht gewonnen. Sie verband das Behagen der wöchentlichen Heimkehr aus dem Gestrüpp der Bundespolitik mit dem Respekt gegenüber einem höchst bundestreuen Gemeinwesen. Obwohl ganz am Anfang der Geschichte im Jahr 1405 am Stoss oberhalb des Rheintals noch kriegerisch, musste Ausserrhoden später nie an seine Bundespflichten gemahnt werden. Am Fusse des Säntis haben seither weder Aufstände noch Revolutionen stattgefunden. Im Gegenteil: Wenn etwas Grosses oder etwas Besonderes geschieht, dann wird in Ausserrhoden eher gesungen als lamentiert, entweder das Landsgemeindelied «Alles Leben strömt aus Dir» oder ein Schalklied («Mer sönd halt Appezöller») inklusive eines Abgesangs auf Fatales («... het änn im Sack ken Heller, so rüeft er glich: Juheel!»). Jauchzen und Zauren sind öfters auch die Antworten der Appenzeller auf Provokationen von aussen.

Der Appenzell Ausserrhoder Hans-Rudolf Merz, 73, FDP, war von 2003 bis 2010 Bundesrat.

Grosse Auftritte

Die eine präsidiert die SBB, die andere fördert Kunst, die Jüngste gehört zu den Einflussreichsten der internationalen Modewelt: Das sind die Schweizerinnen der Stunde. *Von Claudia Schumacher*

Kristina Bazan — In der Kategorie «Art & Style» hat das US-Magazin *Forbes* in diesem Jahr eine Schweizerin auf den zweiten Platz der «30 Under 30» gewählt: Die erst 22-jährige Bloggerin Kristina Bazan aus Genf mischt weltweit ganz vorne mit im Milliardenbusiness der Mode. Sie ist eine Frau von vielen Talenten und ein Social-Media-Phänomen mit mehr als zwei Millionen Followern auf allen Kanälen. Ein It-Girl ist sie allemal. Mit ihrem schönen Fashion-Blog «Kayture», den sie gemeinsam mit ihrem Freund betreibt, ist sie so einflussreich geworden, dass *Vogue*-Chefin Anna Wintour sie zu Events einlädt und Victoria's-Secret-Engel gerne einmal den Jet mit ihr teilen. Stilistisch schwankt Bazan zwischen frecher Mädchenhaftigkeit und eleganter Fraulichkeit – eine gelungene Mischung. Die ehemalige Miss-Schweiz-Kandidatin modelte schon für Dior und L'Oréal, Chopard und viele andere. Mit «Out» hat sie zudem gerade einen Popsong lanciert, der runtergeht wie ein kühler Eistee am Strand von Ibiza.

Monika Ribar — Nach der Post hat jetzt auch der zweite grosse Bundesbetrieb eine Frau an der Spitze: Monika Ribar ist seit dem 15. Juni SBB-Präsidentin. Eine Quotenfrau scheint sie nicht zu sein. Experten schätzen ihr Netzwerk als exzellent ein, und ihre Führungsqualitäten im Bereich Transport und Logistik hat sie ebenfalls unter Beweis gestellt. Von 2006 bis 2013 war Ribar CEO von Panalpina, danach amtierte sie als Verwaltungsrätin. Derzeit sitzt sie noch im Verwaltungsrat von Luftansa und Sika. Beim Übernahmestreit zwischen Sika und Saint-Gobain ist eine Verantwortlichkeitsklage gegen sie pendent. Der Streit mit der Aktionärsfamilie Burkard könnte ihrem Image schaden; bis jetzt ist der Ruf der 56-Jährigen allerdings sehr gut. Privat sammelt die kinderlose Ribar gemeinsam mit ihrem Mann Kunst und engagiert sich für Familien in Burkina Faso. Und in Rom hat sie gerade einen Intensivsprachkurs in Italienisch absolviert: Alle Schweizer sollen sie verstehen können.

Daniela Ryf — «Ausnahmeathletin» – das klingt schnell einmal melodramatisch und abgenutzt. Die Solothurnerin Daniela Ryf aber nicht als solche zu bezeichnen, würde ihr kaum gerecht. 2013 machte die Triathletin das, was der Phönix tut: Sie erneuerte sich in einem schmerzhaften Prozess. Bis dato war sie Kurz-

distanz-Spezialistin gewesen. Sie hatte als grosses Talent gegolten, plagte sich dann aber jahrelang mit Verletzungen. Bei den Olympischen Spielen 2012 wurde sie nur Vierzigste. Schliesslich überlegte sie es sich, aufzuhören. In dieser deprimierenden Lage nahm sie aus Neugierde am Ironman in Zürich teil. Und gewann prompt. Von da an wendete sich das Blatt. Ryf wurde zur Ironman-Siegesmaschine. Im letzten Jahr wurde Ryf Ironman-Weltmeisterin auf Hawaii. Und das überlegen mit über dreizehn Minuten Vorsprung. Sie ist Schweizer Sportlerin des Jahres 2015. Ihr Motto: «Alles, was nicht weh tut, ist nur Komfortzone.» Als Triathletin weiss Ryf, was Schmerz bedeutet. Sie sieht ihn als Entwicklungsgenerator: Wenn er einsetzt, überschreitet sie gerade eine Grenze und erreicht ein neues Level. Neben dem Sport studiert die 29-jährige Red-Bull-Athletin Lebensmitteltechnologie in Bern.

Lea Lu — In diesem Jahr hatte Lea Lu den grössten Auftritt ihrer bisherigen Karriere: Sie spielte als Vorband von Coldplay. Dabei trug sie ein lockeres rotes Kleid und sah wieder einmal so aus, als hätte sie gerade erst einen Model-Wettbewerb und einen Preis für das netteste Mädchen von nebenan gewonnen. Aber es ist nicht nur ihr Aussehen oder die Leichtigkeit, sie zu mögen, durch die Lea Lu zu einer der bekanntesten Schweizer Popmusikerinnen avancierte. Die 31-Jährige macht ihre eigene Musik, spielt Gitarre und singt gut. Ihr

In ihrer Wahrnehmung sind Töne, Geräusche und Zahlen mit Farben verbunden.

Aussehen, ihr Wesen, ihre Stimme und ihre Pop-Kompositionen scheinen allesamt sehr ausgewogen und von einer leicht kühlen Lieblichkeit zu sein. Eine Frau aus einem Guss. Lea Lu wurde als Synästhetikerin geboren. Das heisst, in ihrer Wahrnehmung sind Töne, Geräusche und Zahlen mit Farben verbunden. Klingt träumerisch – wie ihre Lieder. In Interviews sagt sie ungewöhnliche Dinge: Wäre sie ein Junge, würde sie Demian heissen, nach einem der Hauptwerke Hermann Hesses. Sie hätte gerne Albert Einsteins Neugierde und sieht sich ebenso von der Musik der Backstreet Boys wie auch von Mozart beeinflusst. Ein bisschen Wunderkind scheint auch in ihr zu



Gelungene Mischung: Bloggerin Bazan.



Volle Verständigung: SBB-Präsidentin Ribar.



Sieg der Neugierde: Triathletin Ryf.



Aus einem Guss: Musikerin Lea Lu eröffnete für Coldplay.



Zu Tränen gerührt: Bundesrätin Leuthard.



Unbestechlich: Kulturprozent-Chefin Graber.

stecken: Bereits mit ihrer Schulband trat Lea Lu am Jazzfestival in Montreux auf, da war sie 18 Jahre alt. Im Moment arbeitet sie an ihrem vierten Studioalbum.

Doris Leuthard — Bei der Eröffnung des Gotthard-Basistunnels war sie zu Tränen gerührt. «Für die Zukunft bedeutet die Realisierung des Projekts Erfolg, Respekt und Mut», sagte die Bundesrätin und Verkehrsministerin Doris Leuthard. In Umfragen und Rankings kommt die CVP-Frau gemeinsam mit Simonetta Sommaruga stets auf die vordersten Plätze der mächtigsten Schweizerinnen. In diesem Jahr stand die Verkehrsministerin mit der Gotthard-Eröffnung im Zentrum des öffentlichen Interesses. Ein Anlass, der nicht so bald vergessen sein dürfte. Auch ihr Löcherkleid nicht, das sie zur Eröffnung trug und mit dem sie die Medien und die Bevölkerung irgendwo zwischen Irritation und Amüsement bestens unterhielt. So sympathisch ist Leuthard: Sie denkt an alle. Jetzt will sie den Verkehr revolutionieren: Die Züge sollen mit Mobility Pricing entlastet werden. Pendler, die zu Spitzenzeiten fahren, sollen mehr zahlen. Fair klingt anders. Die Umsetzung dürfte noch fünfzehn Jahre dauern – hoffentlich fällt der 53-Jährigen noch etwas Besseres ein.

Hedy Graber — «Alle lieben Hedy Graber», schrieb die NZZ über die Chefin des Migros-Kulturprozenten, die zur «Europäischen Kulturmanagerin 2015» gewählt wurde. Graber verfügt jährlich über etwa dreissig Millionen Franken. So viel gibt keine andere private Einrichtung in der Schweiz für Kulturförderung aus. Die 55-Jährige managt stets etwa

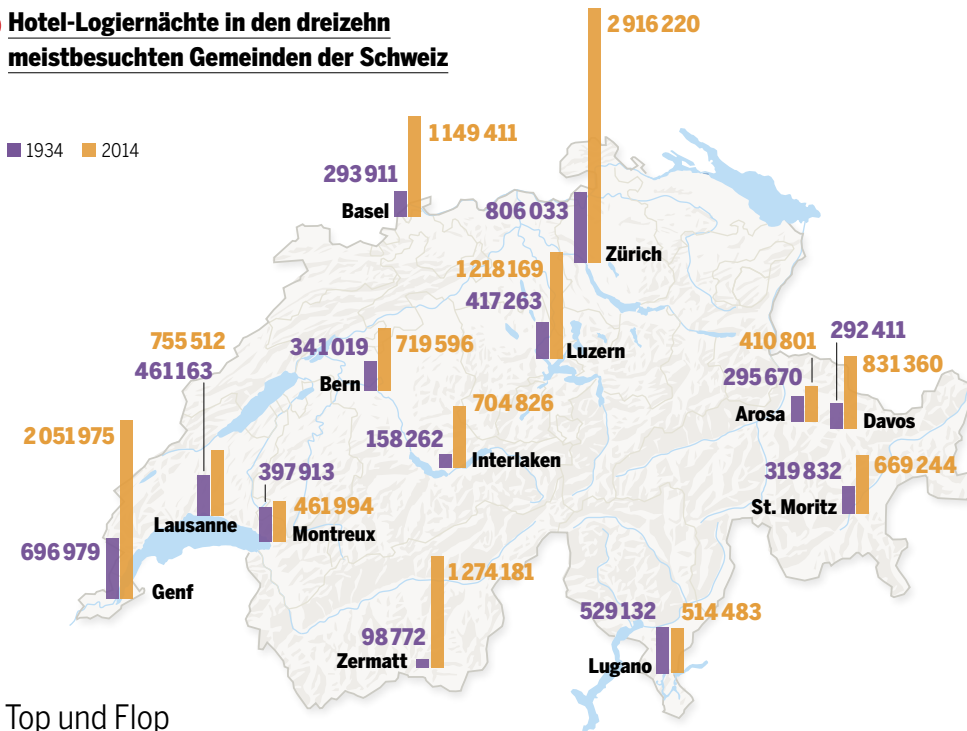
So viel gibt keine andere private Einrichtung in der Schweiz für Kulturförderung aus.

sechzig Förderprojekte parallel. Dabei geht es um Kunst, aber auch um Arbeit und Integrationsthemen. Graber hat die «Grossmütterrevolution» ins Leben gerufen, einen Think-Tank für die heutige Generation von Grossmüttern. Sie hat das Zürcher Löwenbräu-Areal gerettet, das vor ein paar Jahren im früheren Industriegebiet wiedereröffnet wurde. Sie fördert in ihrem Mitarbeiterteam die Frauen. Graber ist eine, die Ideen hat. Keine aalglatte Karrieristin. Die Schule hat sie abgebrochen, später die Matur nachgeholt und Kunstgeschichte studiert. Ihre erste Ausstellung machte sie damals zu Pipilotti Rist – lange bevor sich die grossen Galerien um diese rissen. Es heisst, Graber sei ein Hippie-Mädchen gewesen. Als unbestechlich gilt sie bis heute. Gerade die Richtige, um grosse Geldtöpfe zu verantworten. ○

Zahlen und Fakten

Städtereisen boomen: In Zürich übernachteten mehr Leute als in Zermatt, St. Moritz und Interlaken zusammen. Die Schweizer werden immer älter. Die schlechte Nachricht: Wir sterben trotzdem – allerdings vielfältiger als vor dreissig Jahren. *Von Peter Keller*

1 Hotel-Logiernächte in den dreizehn meistbesuchten Gemeinden der Schweiz



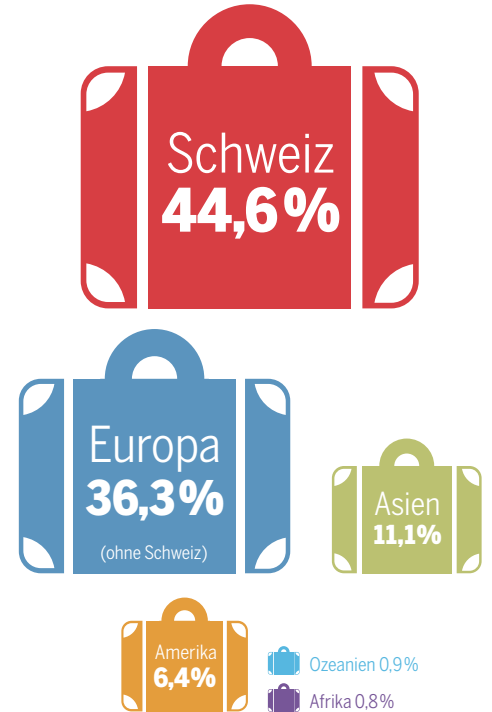
Top und Flop

Kategorie	Rang	Ort	Veränderung
Grösster Zuwachs	1	Zermatt	+ 1290%
	2	Interlaken	+ 445%
	3	Basel	+ 391%
Einbusse, kleinster Zuwachs	1	Lugano	- 3%
	2	Montreux	+ 16%
	3	Arosa	+ 39%

QUELLE: BFS – BEHERBERGUNGSSTATISTIK

2 Anteil der Logiernächte in den Hotels und Kurbetrieben, nach Herkunft der Gäste

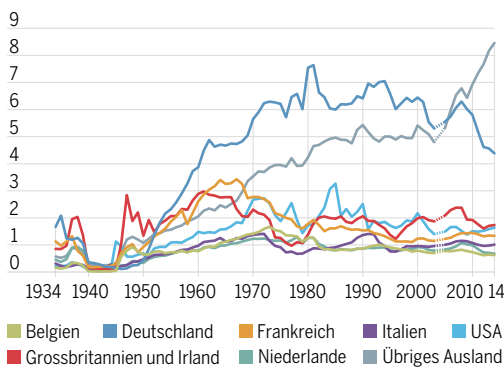
2014, Angaben in Prozent



BFS – BEHERBERGUNGSSTATISTIK

3 Entwicklung der Logiernächte ausländischer Gäste, nach Herkunftsland

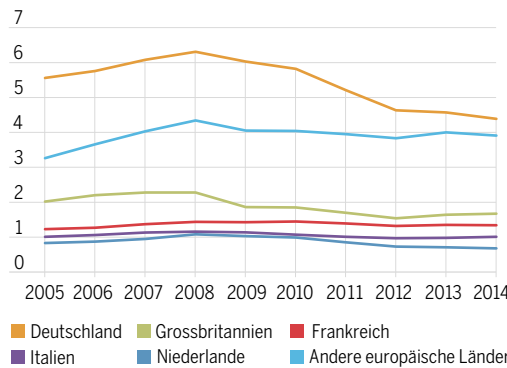
1934 bis 2014, in Mio.



QUELLE: BFS – BEHERBERGUNGSSTATISTIK

4 Logiernächte in Hotels und Kurbetrieben, nach Herkunftsländern Europas

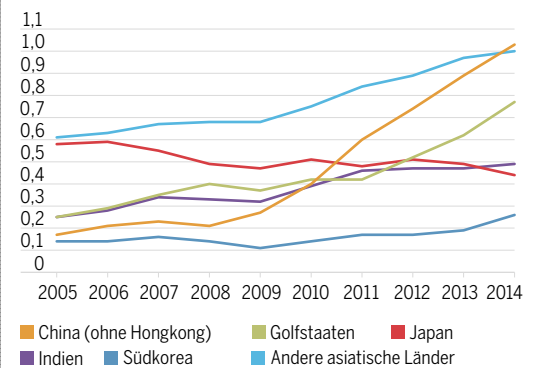
2005 bis 2014, in Mio.



QUELLE: BFS – BEHERBERGUNGSSTATISTIK

5 Logiernächte in Hotels und Kurbetrieben, nach Herkunftsländern Asiens

2005 bis 2014, in Mio.



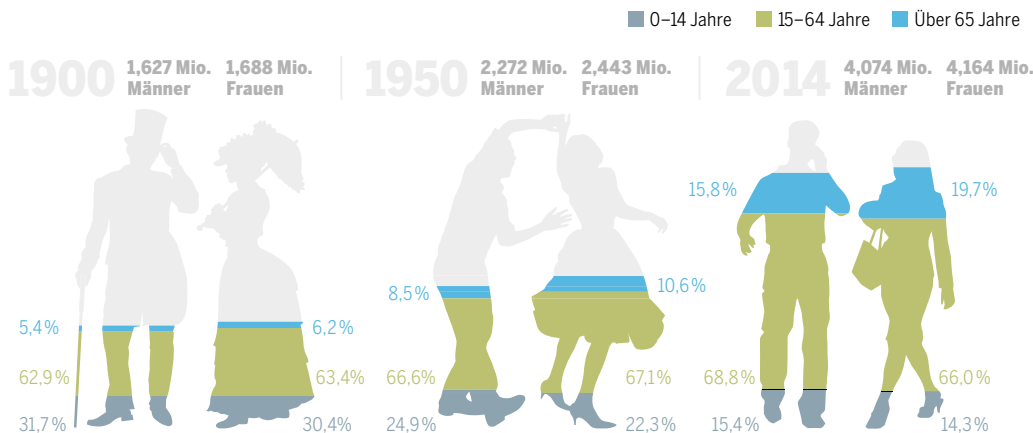
QUELLE: BFS – BEHERBERGUNGSSTATISTIK

1 Der Tourismus bleibt ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Das Tessin stagniert, Graubünden und Wallis legten markant zu. Trotz Heidi, Bergen und Milchschoggi: Die mit Abstand meisten Übernachtungen verzeichnen Städte wie Zürich oder Genf. 2 Die inländische Nachfrage sorgt für Stabilität: Jede zweite Übernachtung wird von Schweizer Gästen generiert.

3 Während der europäische Markt kriselt, entdecken vor allem Asiaten die Schweiz als Feriendestination. Insgesamt hat sich der Tourismus in den letzten zehn Jahren deutlich internationalisiert. 4 Parallel zur Euro-Krise: Die Kurve der deutschen Touristen zeigt nach unten, während der Kurs des Schweizer Frankens nach oben geht. 5 Die Zahl der asiatischen und arabischen

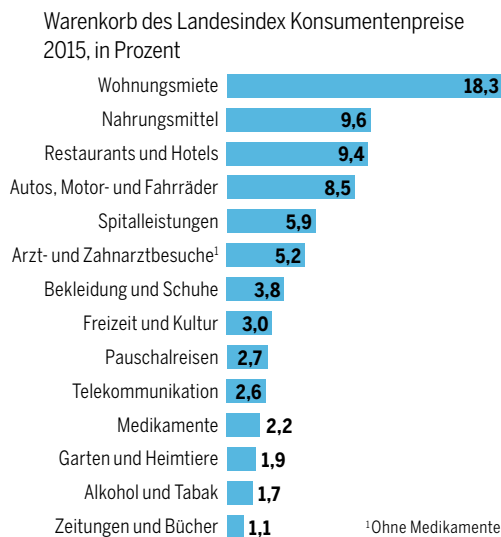
Touristen hat kräftig zugenommen, mit Ausnahme jener der japanischen Gäste. Der heimische Tourismus gilt als *Jammeri*-Branche. Was die Logiernächte betrifft, so ist die Entwicklung jedoch erstaunlich resistent gegenüber weltwirtschaftlichen Turbulenzen. Mit 35,9 Millionen Übernachtungen (2014) liegt das Total deutlich über dem von 2005 – allerdings immer noch

6 Ständige Wohnbevölkerung



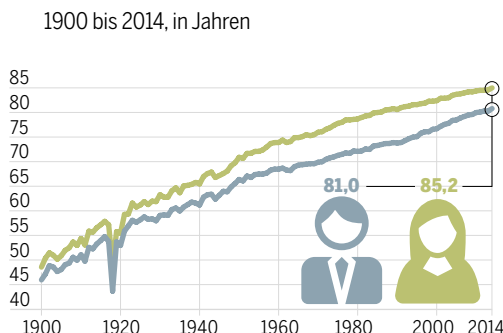
QUELLE: STATISTISCHES LEXIKON DER SCHWEIZ, BFS, 2015

7 Ausgabenstruktur Schweizer Haushalte



QUELLE: LANDESINDEX DER KONSUMENTENPREISE (GEWICHTUNG 2015), BFS

8 Mittlere Lebenserwartung bei Geburt



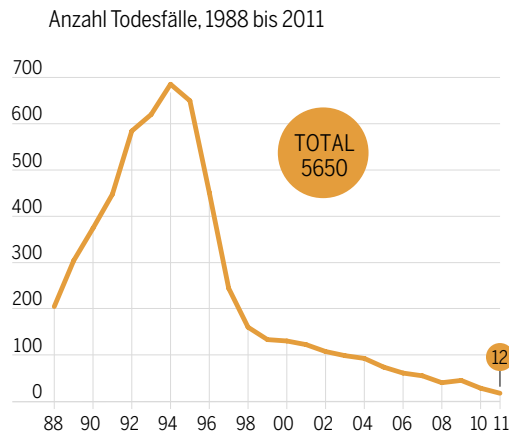
9 Lebenserwartung im Vergleich

Gesamtbevölkerung bei Geburt, in Jahren, 2013

1 Japan	83,4	4 Italien	82,8	7 Österreich	81,2
2 Spanien	83,2	5 Frankreich	82,3	8 Gr.-Brit.	81,1
3 Schweiz	82,9	6 Niederlande	81,4	9 Deutschland	80,9

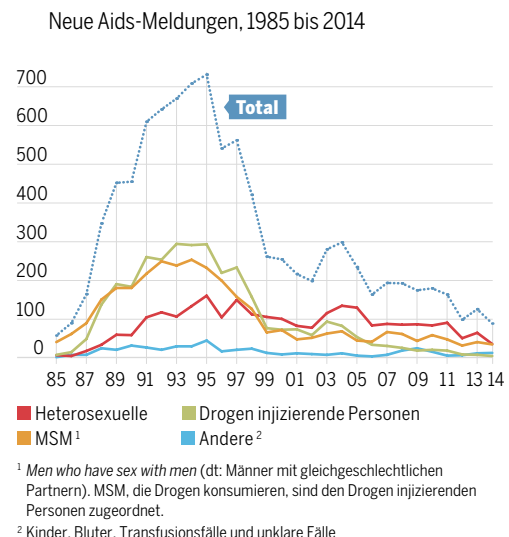
QUELLEN: BFS (2015), OECD (HEALTH DATA)

11 Entwicklung aidsbedingter Todesfälle



QUELLE: BUNDESAMT FÜR GESUNDHEIT

12 Anzahl der Aids-Erkrankungen

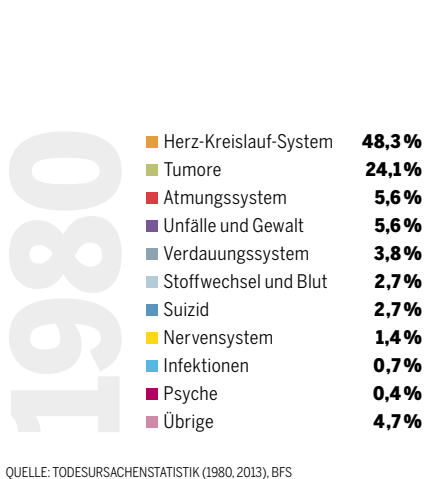


¹ Men who have sex with men (dt: Männer mit gleichgeschlechtlichen Partnern). MSM, die Drogen konsumieren, sind den Drogen injizierenden Personen zugeordnet.

² Kinder, Bluter, Transfusionsfälle und unklare Fälle

QUELLE: BUNDESAMT FÜR GESUNDHEIT

10 Häufigste Todesursachen



QUELLE: TODESURSACHENSTATISTIK (1980, 2013), BFS



2013

Herz-Kreislauf-System	33,2%
Tumore	26,6%
Psyche	7,8%
Atmungssystem	6,3%
Nervensystem	5,1%
Unfälle und Gewalt	4,2%
Verdauungssystem	3,9%
Stoffwechsel und Blut	2,9%
Suizid	1,6%
Infektionen	1,2%
Übrige	7,2%

unter jenem des Rekordjahrs 2008. **6** **8** **9** Von 3,3 Millionen auf über 8,2 Millionen: Die Schweizer Bevölkerung ist im letzten Jahrhundert kräftig gewachsen. Während der Anteil der 15- bis 64-Jährigen stabil bei rund zwei Dritteln liegt, geht die Entwicklung an den beiden Enden der Alterspyramide auseinander: Waren um 1900 nur rund 6 Prozent der Schweizer älter als 64,

sind es heute fast 18 Prozent. Dafür halbierte sich der Bevölkerungsanteil der unter 15-Jährigen von rund 30 auf 15 Prozent. **7** Entgegen der öffentlichen Diskussion («Wohnungsnot») wenden die Schweizer Haushalte seit den siebziger Jahren konstant rund 18 Prozent ihrer Ausgaben für die Wohnungsmiete auf. Ebenfalls entgegen der öffentlichen Wahrnehmung sind die Ausga-

ben für Nahrungsmittel kräftig gesunken: von 31 Prozent (1966) auf rund 10 Prozent. **10** **11** **12** Die Schweizer sterben «gesünder» und aus vielfältigeren Gründen: Der Anteil der Todesfälle durch Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems ist seit 1980 um einen Drittel gesunken. Aids ist nicht besiegt, aber medizinisch weitgehend therapierbar. ○

Abseits der Trampelpfade

Geopolitische Risiken, Frankenstärke und die zunehmende Regulierung sorgen für Unsicherheiten in den Märkten. Gibt es für Anleger überhaupt noch vernünftige Renditen? Welche Risiken sind zu beachten? Einschätzungen und Tipps von Anlagespezialisten aus der Bankenbranche.

Seit der Finanzkrise von 2008 spielen die Finanzmärkte verrückt. Die Zinsen befinden sich auf historisch tiefem Niveau. Trotzdem sind die Investitionen flau. Sechs Anlagespezialisten nehmen Stellung zu den folgenden Fragen:

- 1 — Wo sehen Sie die grössten Risiken für die Weltwirtschaft?
- 2 — Und wo für die Schweizer Wirtschaft?
- 3 — Wo liegen die grössten Chancen für Investitionen?
- 4 — Wo wird zu wenig investiert?
- 5 — Ihre Prognose für den Schweizer Börsenindex SPI per Ende 2016: höher oder niedriger als heute (Stichtag: 26. Juli: 8911)?



David Pinkerton,
Chief Investment
Officer,
Falcon Private Bank

1 — Geopolitische Risiken, verlangsamtes globales Wachstum und die divergierende Geldpolitik der Notenbanken waren

in diesem Jahr mitunter die Ursache für erhöhte Unsicherheit an den Finanzmärkten. All dies deutet auf eine Zunahme der Volatilität und des Risikos hin, eröffnet aber Chancen.

2 — Die Schweiz und der Schweizer Franken werden als vergleichsweise sichere Häfen angesehen. Nichtsdestotrotz ist die Schweiz als Exportland von verlangsamtem Wachstum und damit verbundener schwächerer Nachfrage betroffen. Zudem drückt die anhaltende Frankenstärke auf die Gewinne der Unternehmen.

3 — Der Fokus der Aktienanleger in der Schweiz sollte auf qualitativ hochwertigen Dividendenpapieren liegen, da diese Titel eine deutlich höhere Rendite aufweisen als der lokale Anleihenmarkt. Dieser «Spread» ist im weltweiten Vergleich einer der höchsten.

4 — Die Dividendenrendite von 3,5 Prozent bei Schweizer Aktien ist weiterhin relativ attraktiv. Wir setzen auf global diversifizierte Unternehmen mit starker Bilanz.

5 — Der Schweizer Aktienmarkt ist, wie manche anderen Märkte, schwach ins Jahr gestartet. Nach dem Tief Mitte Februar (–15 Prozent) haben sich die Schweizer Aktien langsam erholt

und stehen momentan noch 3 bis 4 Prozent im Minus. Wir erwarten leicht höhere Preise per Jahresende. Dies hauptsächlich aufgrund der relativen Underperformance, aber auch aufgrund der attraktiven Dividendenrendite von Schweizer Aktien.



Luca Paolini,
Chefstratege, Pictet
Asset Management

1 — Ich sehe drei: Erstens eine mögliche Rezession in den USA, hervorgerufen durch einen weiteren Rückgang der Investitionen, sollte das

Gewinnwachstum enttäuschend sein, sowie eine exzessive und verfrühte Geldpolitikstrafung der Notenbank Fed und eine Korrektur der Aktienmärkte, die einen negativen Einfluss auf das Vertrauen und die Ausgaben der Konsumenten haben kann. Zweitens eine starke Verlangsamung des Wirtschaftswachstums in China auf 4 bis 5 Prozent pro Jahr und damit einhergehende Kapitalabflüsse, die Höchstwerte erreichen, sowie Immobilienpreise, die bei sinkendem Handelsvolumen kollabieren. Das dritte Risiko stellt Europa dar. Wir zählen auf ein solides Wachstum, machen uns aber Sorgen, dass die EZB im Falle eines Kreditereignisses nicht genügend schnell reagieren könnte (etwa mit Blick auf notleidende Kredite des italienischen Bankensystems).

2 — Wir erwarten ein Andauern der positiven Dynamik, jedoch wird das Wachstum klar unter dem langfristigen Durchschnitt bleiben. Die Stimmung bei Konsumenten sowie Investoren hellt sich langsam auf, aber der starke Franken und das schwache globale Wachstum begrenzen das Aufwärtspotenzial.

3 — Bei japanischen und europäischen Aktien sowie Schwellenländer- und Hochzinsanleihen. Gold mögen wir aus taktischen und strategischen Gründen unter der Annahme, dass die Zeiten weiterhin politisch unsicher bleiben. Bei den Sektoren bevorzugen wir Telekommunikations- und Konsumgütertitel.

4 — In den Schwellenländern. Wir sind der Ansicht, dass die tiefen Bewertungen (vor allem auf Währungsseite), das Ende des US-Dollar-Höhenflugs und Inflationshöchstwerte in

Schwellenländern in Kombination mit konkret angekündigten Reformen auf der Angebotsseite in Brasilien, Indonesien, Indien und China Anlagen in Schwellenländern stützen.

5 — Wir erwarten ein bescheidenes Aufwärtspotenzial und sehen den SPI bei 9500. Die globalen Aktien werden steigen in einer Zeit, in welcher die Weltwirtschaft und Gewinnzyklen an einem Wendepunkt stehen und eine weitere Lockerung der monetären und finanzpolitischen Bedingungen zu erwarten ist.



**Nannette Hechler-
Fayd'herbe,** Leiterin
globale Anlagestrategie,
Credit Suisse

1 — Aufgrund der vielerorts steigenden Unsicherheit – politisch, gesellschaftlich und wirtschaftlich – ist wohl das

grösste Risiko, dass das Vertrauen von Konsumenten und Unternehmen schwindet und die unterstützende Geldpolitik einfach nicht greift. Ausserdem behalten wir auch den Kreditmarkt in Asien, besonders in China, im Auge. Dort haben sich Unternehmen stark verschuldet, und wenn es zwei Wirtschaftsfelder sind, die bedrohlich für die Wirtschaft sein können, dann sind es verstimmte Kreditmärkte und einbrechende Immobilienmärkte.

2 — Der Schweizer Exportsektor braucht eine starke europäische Wirtschaft und einen stabilen Schweizer Franken. Die zwei grössten Risiken für die Schweiz sind, dass das Wachstum in der Euro-Zone zurückgehen und es der Nationalbank misslingen könnte, eine Aufwertung des Frankens zu verhindern.

3 — Die grössten Chancen sehen wir bei Schwellenmarktanleihen und Schwellenmarktaktien. Nach der Brexit-Abstimmung werden Zinsen und Renditen eher tiefer als zuvor bleiben, um wirtschaftlichen Risiken entgegenzuhalten. Das ist besonders für Schwellenmarktanlagen gut. Diese sind relativ attraktiv bewertet, bei Investoren jedoch eher untergewichtet und haben Nachholbedarf. Japan könnte ebenfalls wieder anspringen – wie auch der Schweizer und der australische Aktienmarkt. Bei den Währungen erscheint die norwegische Krone besonders attraktiv.

4 — Es besteht grundsätzlich ein Mangel an rendierenden Anlagen, aber wirklich zu wenig investiert wird in Infrastrukturanlagen. Die Welt braucht dringend Infrastrukturinvestitionen, die seit der Finanzkrise zurückgestellt wurden. Geld ist reichlich vorhanden. Es braucht Rahmenbedingungen, welche die Risiken für Investoren mindern.

5 — Wir haben zurzeit einen negativen Ausblick auf globale Aktien, da nach dem jüngsten Rally verschiedene Indikatoren eine teure Bewertung signalisieren und politische Unsicherheiten in den nächsten Monaten erhöht bleiben. Innerhalb des Aktienuniversums haben wir jedoch eine Präferenz für den Schweizer Markt. Die hohe Gewichtung von defensiven Sektoren sollte den SPI unterstützen. Wir erwarten, dass der SPI gegen Ende des Jahres allfällige Verluste wieder wettmachen kann und leicht höher schliesst im Vergleich zu heute.



Christoph Schenk,
Chief Investor
Officer, Zürcher
Kantonalbank

1 — Die Finanzmärkte zeigten sich bezüglich der Auswirkungen des Brexit-Votums nicht allzu beunruhigt; das

Vertrauen in die Geldpolitik der Notenbanken scheint vorhanden zu sein. Schwindet dieses Vertrauen, wird die Fragilität des Finanzsystems evident, und die Wachstumsaussichten trüben sich rasant ein. Zudem können natürlich auch – kaum prognostizierbare – geopolitische Beben die Weltwirtschaft in die Bredouille bringen.

2 — Der erwähnte Vertrauensschwund gegenüber den Zentralbanken würde den Franken deutlich aufwerten lassen – mit den bekannten negativen Folgen für die Schweizer Wirtschaft. Im Weiteren hängt die fristgerechte und insbesondere für die verschiedenen Lager zufriedenstellende Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative als Damoklesschwert über der Schweizer Wirtschaft.

3 — In einem Umfeld mit Negativzinsen und hoher Staatsverschuldung liegen die grössten Investitionschancen bei den klassischen Produktionsfaktoren Arbeit, Boden und Sachkapital. Mit anderen Worten: Mittel- bis langfristig werden sich Investitionen in privatrechtlich organisierte Unternehmen mit hohen Wertschöpfungsbeiträgen auszahlen.

4 — Natürlich sind Infrastrukturprojekte im heutigen Umfeld mit Negativzinsen attraktiv, einige Industriestaaten haben da noch Nachholbedarf. In der längeren Frist gilt es bei den

Treibern der erwähnten klassischen Produktionsfaktoren zu partizipieren.

5 — Das Vertrauen, dass die Notenbanken die Lage im Griff haben, ist (noch) vorhanden. Entsprechend bleiben risikoreichere Anlageklassen gesucht. Das heisst: Der SPI wird Ende 2016 leicht höher notieren.



Martin Neff,
Chefökonom,
Raiffeisen Schweiz

1 — Wir sprechen in unseren Anlagepublikationen schon länger von alternierenden Risiken, die immer wieder zurückkehren und für Un-

ruhe an den Märkten sorgen. So ist nicht auszuschliessen, dass die US-Wirtschaft trotz tiefster Zinsen an Fahrt verliert, zumal sie nun schon sieben Jahre Aufschwung hinter sich hat. Die zögerliche Geldpolitik in Amerika verunsichert die Marktteilnehmer zusehends. Die unbewältigten Probleme in der EU und die lediglich aufgeschobene Schulden- und Bankenkrise in Europa sind weitere Risiken. Chinas Bemühungen, das Wachstum hoch zu halten sind äusserst umstritten und alles andere als nachhaltig. Und dazu sind die geopolitischen Risiken so hoch wie kaum zuvor.

2 — Das Hauptrisiko liegt in unserer harten Währung, die langfristig betrachtet sicherlich ein Segen ist, da sie unsere Stabilität und Standortattraktivität reflektiert. In unsicheren Zeiten wie diesen wird sie aber fast schon zum Fluch. Herrscht Panik an den Finanzmärkten oder Unsicherheit, so muss der Franken jeweils als Hort der Sicherheit erhalten – zuletzt immer häufiger und viel intensiver als in der Vergangenheit. Inzwischen ist der Franken dermassen überbewertet, dass fast alle exportorientierten Zweige mit Ausnahme der chemisch-pharmazeutischen Industrie ernsthafte Schwierigkeiten bekunden.

3 — Privatanleger mit langem Anlagehorizont kommen an Aktien kaum vorbei. Die sind zwar schwindelerregend teuer und daher korrekturanfällig, werfen in Form von Dividenden aber immerhin noch eine Rendite ab, was bei festverzinslichen Papieren kaum mehr der Fall ist. Auch Immobilien – notabene selbstgenutzte – sind nach wie vor ein gutes Investment. Auch wenn die eigenen vier Wände heute teuer sind, wohnt man da immer noch deutlich günstiger als in einem Mietobjekt. Vorsicht sollte man bei Renditeliegenschaften walten lassen, wo professionelles Know-how zwingend ist.

4 — Wir müssen dringend in die Verkehrsinfrastruktur investieren angesichts des alltäglichen

Verkehrskollapses auf den Hauptverkehrsadern. Zwischen Bevölkerungswachstum und Ausbau der Infrastrukturen hat sich eine Schere aufgetan, die dringend geschlossen werden muss, zumal jeder weiss, dass solche Projekte Jahre, ja Jahrzehnte brauchen. Und wir brauchen mehr erschwinglichen Wohnraum, da immer mehr einkommensschwache Haushalte an den Rand der Peripherie gedrängt werden.

5 — Leicht niedriger als heute, bei etwa 8700 Punkten.



Philipp Schöttler,
Asset Class Specialist
im Chief Investment
Office, UBS

1 — In den nächsten Monaten stehen (geo-)politische Risiken im Vordergrund. Bereits länger schwelende Konflikte

können plötzlich aufbrechen, wie das Beispiel Türkei gerade erst gezeigt hat. Auch die US-Präsidentschaftswahl im November birgt Gefahren, wenn die Kandidaten keine klare wirtschaftspolitische Linie erkennen lassen. Und schliesslich muss die US-Notenbank den richtigen Zeitpunkt für die nächste Zinserhöhung finden – auch das ein risikoreiches Unterfangen.

2 — Die Schweizer Unternehmen befinden sich immer noch in einem schwierigen Anpassungsprozess an die Frankenstärke. Dieser verläuft zwar bisher erstaunlich erfolgreich, macht die Wirtschaft aber anfällig für Rückschläge. Eine wirtschaftliche Abschwächung der EU, in die knapp 55 Prozent der Schweizer Exporte fliessen, würde die Schweiz jetzt zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt treffen.

3 — Vor allem ausserhalb Europas. Insbesondere US-Aktien bieten Potenzial. Die Unternehmensgewinne dürften im zweiten Halbjahr wieder steigen. Auch in den Schwellenländern gibt es nach einer schwierigen Zeit jetzt wieder gute Anlagemöglichkeiten. Innerhalb der Schweiz bieten hochwertige Dividententitel die besten Aussichten.

4 — Gerade private Anleger scheuen immer noch vor alternativen und zum Teil illiquiden Anlagen zurück. Dabei bieten Hedge-Funds oder Anlagen in Private Equity/Private Debt sehr gute Möglichkeiten abseits der Trampelpfade und interessante Renditen, die sich in traditionellen Anlagen kaum noch finden lassen.

5 — 2 bis 3 Prozent höher.

Umfrage: Beat Gygi



Essay

Schweizer Freiheit

Ein historischer Annäherungsversuch.

Von Oliver Zimmer und Sonja Burger (Illustration)

«Politische Selbstbestimmung mag, gesamthaft gesehen, die beste Garantie bieten für die Erhaltung bürgerlicher Freiheit, weshalb sie bis heute von den Verfechtern des freien Willens verteidigt wird. Dennoch bleibt festzuhalten, dass zwischen individueller Freiheit und demokratischer Herrschaft keine zwingende Beziehung besteht.»

Isaiah Berlin

Was ist das überhaupt: Freiheit? Auch wenn wir uns wohl darin einig sind, dass unser Leben ohne Freiheit nicht viel wert wäre – die Frage ist, so allgemein gestellt, kaum zu beantworten. Der Versuch, Freiheit im Stile einer Einkaufsliste zu definieren, muss scheitern. Weil die Freiheit an sich nur in der politischen Semantik existiert – oder in den Erlösungsversprechen totalitärer Gruppierungen –, machen solche blutleeren Definitionsversuche wenig Sinn.

Erfassen lässt sich Freiheit am ehesten in ihren jeweiligen Manifestationen. Der historische Blick sensibilisiert uns für die Tatsache, dass Freiheit kein Zustand ist, sondern ständiges Werden. Um Freiheit wird bis zum heutigen Tag auf der ganzen Welt gekämpft – mit und ohne Waffengewalt, auch an Orten, wo Freiheit seit langem in irgendeiner Form verbrieft ist. Denn Freiheit ist ständig bedroht.

In der Praxis – dieses Argument möchte ich hier am Schweizer Fall illustrieren – ist es gerade das Zulassen der Spannung zwischen unterschiedlichen Freiheitsidealen, die Freiheit ermöglicht. Die Erkenntnis, dass diese Spannung unauflösbar ist und bleibt, dass es auf dem Feld des Lebens in Freiheit zu keiner Synthese auf höherer Ordnung kommen kann, ist Voraussetzung freiheitlicher Wirklichkeit. Wo Freiheit als gewonnen gilt – von Experten oder Politikern verstanden, gesichert und verwaltet –, geht sie den Bach runter.

Freiheit, aber welche?

Ein hervorragender Ausgangspunkt, um den Kampf um die freiheitliche Gestaltung unseres Lebens hinsichtlich seiner Formen und Triebkräfte zu beleuchten, stammt vom Politphilosophen und Ideenhistoriker Isaiah Berlin. In seinem berühmtesten Essay zur politischen Theorie unterschied der zeitweilige am All Souls College wirkende Gelehrte zwischen zwei Arten von Freiheit. Beide prägen bis heu-

te als Ideen das politische Ringen um eine freiheitliche Ordnung.

Da ist zum einen die «negative liberty». Bei diesem Verständnis von Freiheit geht es besonders um den Schutz der persönlichen Freiheit vor Eingriffen durch eine externe Gewalt: «The wider the area of non-interference, the wider my freedom.» Wichtig für den Oxford-Philosophen: Diese aufs Individuum zentrierte Freiheit – als politisches Ideal ist sie vergleichsweise modern, ein Kind von Renaissance und Reformation – steht in keiner zwingenden Verbindung zu demokratischer Mitbestimmung am Gemeinwesen. Individuelle Freiheit und Demokratie im Sinne von Self-Government sind keine siamesischen Zwillinge.

Dagegen besitzt jene Variante von Freiheit eine Affinität zur Demokratie, die Berlin als «positive liberty» bezeichnet. Hier geht es nicht um den Schutz der persönlichen Freiheit von äusseren Zwängen, sondern um freiheitliches Handeln zum Zwecke individueller und

Erfassen lässt sich Freiheit am ehesten in ihren jeweiligen Manifestationen.

kollektiver Selbstbestimmung. Im Zentrum steht die Anerkennung von Status und Selbstwert des einzelnen innerhalb eines Kollektivs: «I wish to be somebody, not nobody; a doer – deciding, not being decided for, self-directed and not acted upon by external nature or by other men as if I were a thing, or an animal, or a slave incapable of playing a human role.»

Diese zweite Konzeption von Freiheit – zu ihren philosophischen Leitsternen gehören Kant, Montesquieu und Rousseau – birgt nach Berlin die zumindest latente Gefahr einer die Freiheit des Individuums bedrohenden Utopie. Den Geist von Rousseaus Geschichtsphilosophie wiedergebend, schreibt Berlin: «Freedom is not freedom to do what is irrational, or stupid, or wrong. To force empirical selves into the right pattern is no tyranny, but liberation.» Für die radikalen Verfechter der «positive liberty» – klassische Beispiele bilden der Tugenddiskurs der Jakobiner während der Französischen Revolution sowie linke und rechte totalitäre Bewegungen im 20.

Jahrhundert – heiligt der Zweck die Mittel. Wenn die Menschen nicht begreifen, was Freiheit zu bedeuten hat, dürfen jene, deren Vernunft sie zur Erkenntnis der alleinigen Wahrheit befähigt, sie zur Freiheit zwingen. In dieser radikalen Zuspitzung schlägt die posi-



Dezidiert wirtschaftsliberal und entschieden

ve Freiheitskonzeption um in eine Wegleitung für den Totalitarismus.

Dabei zweifelte Berlin keine Sekunde daran, dass die positive Freiheit einem zentralen menschlichen Bedürfnis entspringe oder dass sie das moderne öffentliche Leben befruchte. In massvollen Dosen verabreicht, hielt er die positive Freiheit für durchaus tugendhaft. Wenn er die positive Freiheit dennoch als problematischer als die negative bewertete, dann deshalb, weil er die Versuchung der Masslosigkeit im Dienste eines mit der Wahrheit gleichgesetzten Entwicklungsprinzips hier für grösser hielt. Etwas technischer formuliert: Die Anhänger der positiven Freiheit neigen nach Berlin zu geschichtsphilosophischer Verallgemeinerung ihres eigenen Wertehorizontes.

Das ist die zentrale Kritik, die Berlin in seinem 1958, also zu Beginn des Kalten Krieges, publizierten Essay gegen die Präferenz für die positive Freiheit vorbringt. Wo die «negative liberty», wo der Schutz des Individuums vor staatlicher und anderen Formen äusserer Einmischung in den Privatbereich vernachlässigt wird, gedeihen Erweckungsideologien, die mit absolutem Wahrheitsanspruch auftreten.

Wie manifestieren sich nun diese beiden Kräfte im historischen Ringen um Freiheit? Berlin entwickelte sein bahnbrechendes Argument im weitgehend keimfreien Raum der politischen Philosophie. Das begründet seine Klarheit und Eleganz. Gleichzeitig erklärt es, weshalb es schwierig ist, seine Begriffe

auf historische Vorgänge ausserhalb der Ideengeschichte anzuwenden. Die von Ungeheimheiten und Verwerfungen geprägte Wirklichkeit der europäischen Freiheitsbewegungen in ihren diversen Ausprägungen – liberal, demokratisch, sozial-radikal – lässt sich weniger gut typologisch glätten als das Gedankengut einflussreicher Philosophen und Pamphletisten. Zwei Ergänzungen scheinen mir am Platze zu sein.

Zum einen ist unübersehbar, dass geschichtsphilosophische Rechtfertigungsmuster auch bei deklarierten Anhängern der negativen Freiheit oft eine zentrale Rolle spielten: Nicht nur Demokraten und radikale Republikaner, sondern auch Liberale rechtfertigten ihre Anliegen im 19. Jahrhundert wiederholt mit dem Anspruch, im Einklang mit einem die Wahrheit verbürgenden historischen Fortschritt zu handeln. Zum anderen liegt das Typische der schweizerischen Entwicklung meiner Meinung nach darin, dass sich diese beiden politischen Bewegungen – die liberale und die demokratische – gegenseitig sowohl inspirierten als auch in ihrer Wirkung begrenzten. Etwas ambitionierter formuliert: Der Motor der politischen Geschichte der Schweiz besteht seit zirka 1830 in der Dialektik von positiver und negativer Freiheit. Sie bestimmt bis heute die politische Kultur und das institutionelle Gefüge des Landes.

Von Liberalen und Demokraten

Heutzutage neigen wir (zumindest in der Umgangssprache) dazu, die Begriffe liberal und demokratisch synonym zu verwenden. Wenn wir uns dem 19. Jahrhundert zuwenden – darin ist sich die Forschung zur europäischen Geschichte einig –, ist die begriffliche Unterscheidung jedoch zentral. Sie führt uns in den politischen Basiskonflikt des langen 19. Jahrhunderts, der in den Werken von Edmund Burke, Alexis de Tocqueville oder John Stuart Mill immer wieder zur Sprache kommt. Der Konflikt, der sich im 19. Jahrhundert zwischen Liberalen und Demokraten entspann, drehte sich zentral um die Frage, was Fortschritt bedeute und wie er praktisch zu realisieren sei. Dieser Konflikt war selbstverständlich nicht auf die Schweiz begrenzt – er wurde damals in ganz Europa, in den USA sowie in Teilen Südamerikas ausgetragen. Das Besondere an der Schweizer Entwicklung bestand indessen im institutionellen Rahmenwerk, das er produzierte und das die politische Kultur des Landes bis heute nachhaltig prägt.

Zum liberalen Lager gehörten in ganz Europa vor allem Männer mit einem Minimum an Grundbesitz und Bildung. Auch wenn sie nach damaligen Kriterien nicht unbedingt reich waren, so besaßen sie doch die Mittel, ihren Kindern eine Ausbildung zu finanzieren, die über die obligatorische Schulbildung hinausging. Ein gewisses Mass an privatem Besitz



demokratisch: Alfred Escher.

und Bildung definierte das liberale Lager. Das zentrale Anliegen liberal gesinnter Zeitgenossen war die rechtliche Absicherung dieser Errungenschaften durch das Instrument der Verfassung. Diese Verfassungsgarantie galt ihnen als ungleich wichtiger als die Frage nach der Präferenz für das monarchische oder republikanische Prinzip. Die meisten Liberalen lebten damals bekanntlich ohnehin in konstitutionellen Monarchien. Republiken wie Frankreich oder die Schweiz waren im Europa des 19. Jahrhunderts die Ausnahme.

Auch im demokratischen Lager fanden sich zahlreiche Juristen und sogar einige Fabrikanten. Deutlich stärker vertreten waren hier jedoch Ärzte, Pfarrer und Lehrer. Der Hauptunterschied zwischen den beiden politischen Bewegungen, zumal in der Schweiz, betraf jedoch die geografische Herkunft sowie die sozioökonomische Lage ihrer Anhänger. Das Zentrum der demokratischen Bewegung bildete die kleinstädtische und ländliche Schweiz, die im europäischen Vergleich schon stark von industriellen Produktionsweisen geprägt war; unter denen, die sich für demokratische Anliegen interessierten, waren auffallend viele Handwerker, kleine Bauern und Arbeiter. Ihre Anliegen wurden ab den 1860er Jahren von der sogenannten Demokratischen Bewegung vertreten, deren Zentren in der Nordost- und Nordwestschweiz lagen.

Dank dieser Bewegung kam es im letzten Drittel des Jahrhunderts zu einem schrittweisen Umbau des repräsentativen hin zu einem direktdemokratischen System. Zu den wichtigsten Forderungen der Demokraten gehörte die Reform des Schulwesens, die Einführung von Taggeldern für Parlamentarier sowie ein progressives Steuersystem. Die anfangs vorab in den Kantonen verankerte demokratische Bewegung erfasste ab den 1870er Jahren den Bundesstaat. Mit der Bundesverfassungsrevision von 1874 wurde dann auch jenes fakultative Referendum eingeführt, dank dem sich die Schweiz bis zum heutigen Tag vom Rest der europäischen Demokratien unterscheidet.

So ganz nebenbei: Auch wenn es sich nicht abschliessend beweisen lässt, so spricht doch ungemein vieles dafür, dass die Schweiz ohne den Erfolg der demokratischen Bewegung heute ein ganz normales Mitglied der EU wäre. Das dürfte wiederum erklären, weshalb diese Bewegung in Diskussionen des modernen Bundesstaates von einigen Schweizer Historikern so selten ins Spiel gebracht wird. Dagegen hätten sich hochoriginelle Marxisten wie der britische Historiker E.P. Thompson oder der amerikanische Politologe James C. Scott bestimmt gerade für dieses – auch im globalgeschichtlichen Rahmen durchaus seltene – Phänomen interessiert. Doch zurück ins 19. Jahrhundert. Führer der demokratischen

Bewegung, wie der Berner Bauernsohn und spätere Verleger und Bundesrat Jakob Stämpfli, bekämpften insbesondere das, was sie das «System Escher» nannten. Diese Wortschöpfung war keineswegs aus der Luft gegriffen. Das «System Escher» bezog sich auf die vom rastlosen Zürcher Unternehmer, Eisenbahnmagnaten und Politiker Alfred Escher verkörperte, dezidiert wirtschaftsliberale Schweiz. Ihre Machtbasis war die repräsentative, bis zum Ende des Ersten Weltkriegs nach dem Majorzwahlssystem funktionierende Demokratie. Für den begabten Journalisten Stämpfli und seine Mitstreiter war die liberale Verfassung von 1848 dagegen bestenfalls *work in progress*. Unmittelbar nach ihrer Verabschiedung kommentierte Stämpfli das bahnbrechende Verfassungswerk überwiegend kritisch. Die Bundesverfassung habe, so beklagte er, «grosse Gewalt, finanzielle und politische, in die Hände weniger gelegt, .aber nur, um die Grossen noch grösser zu machen».

Die Gegner ausgedehnter Volksrechte sahen die Dinge selbstverständlich anders. Für einen Liberalen wie den Freisinnigen Emil Welti stellte die demokratische Bewegung ein Ärgernis erster Güte dar. Das von Stämpfli und anderen Demokraten verlangte Gesetzesreferendum kam gemäss Welti einer Ausdünnung der repräsentativen Demokratie – und damit einer Gefahr für den Fortschritt schlechthin – gleich. Kurz nachdem er 1867 Bundesrat geworden war, wandte sich der Aargauer Jurist und Richter deshalb entschieden gegen Zuge-

Ein gewisses Mass an privatem Besitz und Bildung definierte das liberale Lager.

ständnisse an die Demokraten. Zum von diesen geforderten Gesetzesreferendum meinte er, sich darüber mokierend: «Ich habe das Gefühl, dass der Senn mit dem Code de Commerce und der Stallknecht mit dem Zivilprozess in der Hand, um sich für die Ausübung der Souveränitätsrechte vorzubereiten, eine Karikatur sind.»

Wer steht für den Fortschritt: Stämpfli oder Welti? Diese Frage haben sich Schweizer Historiker nicht nur beim Thema Freiheit immer wieder gestellt, um dann implizit oder explizit Stellung zu beziehen. Auch hier erwies sich die Absicht, ein letztlich moralisches Urteil zu fällen, als wenig erhellend. Wer im 19. Jahrhundert zur politischen Minderheit der gebildeten, mit Grundbesitz ausgestatteten Bürger gehörte, bei dem verursachten Forderungen nach mehr politischer Partizipation verständlicherweise Sorgenfalten. Hätten wir im 19. Jahrhundert die Mittel besessen, in den Eisenbahnbau zu investieren, wir hätten uns mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht nach mehr de-

mokratischer Mitbestimmung gesehnt. Skepsis gegenüber mehr politischer Partizipation war indessen keineswegs auf Eisenbahnkönige wie Escher begrenzt. Die meisten Liberalen waren dezidiert dagegen, Menschen, die weniger besaßen und manchmal auch weniger wussten als sie selbst, politisch gleichzustellen. Aus solchen Motiven heraus befürworteten sie einen nach dem Einkommen definierten Wahlzensus. Liberale schritten – so könnte man ohne Übertreibung sagen – mit gönnerhafter Brille durch die Welt. Ihre Grundhaltung war – das schuldeten sie ihren Interessen und ihrem Ansehen – patriarchalisch-bevormundend. Wer nichts als die obligatorische Schulbildung besass, war nach ihrem Dafürhalten nicht in der Lage, verantwortungsvoll zu handeln. Oder besser gesagt: noch nicht. Mit der Zeit, so besagte das liberale Credo, würden auch die Abkömmlinge der heute noch besitzlosen und ungebildeten Volksschichten zu vollen Mitgliedern der Gesellschaft aufsteigen.

Fanatiker der Gegenwart

Auf den Punkt gebracht hat diese Weltanschauung der Franzose François Guizot, ein hochgebildeter, scharfsinniger Zeitgenosse (übrigens von Haus aus ein Historiker). Als er von unzufriedenen Angehörigen der französischen Nationalgarden aufgefordert wurde, die Einkommensschwelle zur Bestimmung des Wahlzensus zu senken, reagierte er mit dem berühmten Ausspruch: «Enrichissez vous par le travail et par l'épargne!» Mit diesem Satz verteidigte der erste Minister Frankreichs mit der ihm eigenen Intransigenz ein Glaubensprinzip des Liberalismus seiner Zeit. Für die Juli-Monarchie von Louis-Philippe sollte sich diese Haltung allerdings als verheerend erweisen. Als das Regime 1848 auf den Strassen von Paris attackiert wurde, standen die von Guizot kurz zuvor mit Verachtung gestraften Nationalgardisten nicht bereit, um ihn und die Seinen vor dem Umsturz zu bewahren. Das war der Hauptgrund für den Erfolg der Revolution, die Frankreich im Februar 1848 in eine moderate Republik verwandelte – eine Republik, die bereits im Juni desselben Jahres, nachdem radikale Pariser Handwerker und Arbeiter die absolute Gleichheit gefordert hatten, einem napoleonischen Putsch zum Opfer fiel.

Auch dieses zwischenzeitliche Resultat des französischen Freiheitskampfes sollte man nicht moralisch deuten. Weder die Liberalen um Guizot und Louis-Philippe noch ihre Antipoden, die radikalen Demokraten, – also weder die Apologeten der negativen noch die Verfechter der positiven Freiheit – traf irgendeine Schuld an dem, was sich schon bald auf den Strassen von Paris, Lyon oder Marseilles abspielen sollte. Denn beide, so könnte man sagen, handelten ja lediglich nach ihrem besten Wissen und Gewissen.

Das Problem für Frankreich bestand und besteht darin, dass die Lust auf positive Freiheit,

die sich in der Französischen Revolution zwischen 1789 und 1793 erstmals mit grosser Gewalt entlud, nie eine institutionelle Form erhielt, die sie dadurch zähmte, dass sie sie ein für alle Mal als legitim anerkannte. Das erklärt nicht nur, weshalb Frankreich – der Aufstand der Kommunen nach der Niederlage gegen das Deutsche Reich im Krieg von 1870/71 mitgezählt – drei Revolutionen erlebte und warum sich das Land erst mit der von einer relativ kleinen Elite dominierten 3. Republik verfassungsmässig und auch sonst gesehen einigermaßen stabilisierte.

Es erklärt auch, weshalb in Frankreich, neben dem Elitismus der Grandes Écoles und der rigiden Zentralisierung des öffentlichen Lebens, nach wie vor ein Gleichheitsdogma existiert, das, wenn es das Land nicht gerade durch Streiks und blockierte Autobahnen lahmlegt, die Nation gegen Reformen immunisiert. In Frankreich bedient eine mit revolutionärem Tugenddiskurs imprägnierte Vergangenheit bis heute eine Utopie der Gleichheit, die der Freiheit in der Praxis kaum dienlich ist. Wo es zwischen der Freiheit der Strasse und jener, die die Staatsmaschinerie definiert und kontrolliert, keine erprobten Alternativen gibt, verkommt Freiheit zwangsläufig zum Slogan.

Das andere Land, das sich im 19. Jahrhundert mit Nachdruck als moderne Republik konsti-

tuierte, ging diesbezüglich einen anderen Weg. In der Schweiz kam es, was das Verhältnis von positiver und negativer Freiheit betrifft, zu einer spannungsgeladenen Fusion, bei der sich die Pole der beteiligten Bewegungen je etwas abschleiften, ohne abzustumpfen. In der Eidgenossenschaft entlud sich keine grosse jakobinische Revolution, die die Gesellschaft derart spaltete, dass ein starker Zentralstaat

Liberale schritten mit gönnerhafter Brille durch die Welt.

ins entstehende Vakuum vorstossen konnte, um langfristig als einziger valabler Garant politischer Stabilität zu agieren. In den Kantonen kam es seit dem späten 18. Jahrhundert zwar zu einer Vielzahl von Aufständen und Konflikten von mitunter grosser Heftigkeit. Nach dem Bürgerkrieg von 1847 entwickelte sich aber innert weniger Jahrzehnte eine institutionelle politische Form als Ausdruck der Anerkennung sowohl liberaler wie partizipatorischer Freiheitsansprüche. Die Forderung nach demokratischer Mitbestimmung liess sich in der Schweiz auch dank im kollektiven Bewusstsein verankerter historischer Traditionen und kultureller Selbstbeschreibungen nicht mehr bändigen.

Das begünstigte die Entwicklung von etwas, was ich gerade angesichts der heutigen, von quasireligiösen Fortschrittsprojekten geprägten Zeit für die Kultur der Freiheit als noch wichtiger erachte als die Demokratie: In der Schweiz hatten – aufgrund der festgestellten, eigenartigen Verquickung von positiver und negativer Freiheit – geschichtsphilosophisch inspirierte Fortschrittsvisionen, die mit dem Anspruch der Alternativlosigkeit auftreten – ob sie nun «der europäische Weg» oder «Globalisierung» heissen –, immer schon einen schweren Stand.

Gleichzeitig haben solche Entwürfe in einer partizipatorisch geprägten politischen Kultur, wie sie die Schweiz kennt, wenig Chancen auf Verwirklichung. In der Eidgenossenschaft, so könnte man mit Reinhard Koselleck sagen, wird der auf die entfernte Zukunft gerichtete Erwartungshorizont immer wieder an den Erfahrungsraum der Gegenwart zurückgebunden. Darin vor allem liegt für mich bis auf weiteres das Geheimnis der Schweizer Freiheit. Die Schweizer sind Fanatiker der Gegenwart. Und sie bleiben es selbst dann, wenn sie sich anschicken, ihre Zukunft zu gestalten.

Oliver Zimmer lehrt als Professor für moderne europäische Geschichte an der University of Oxford. Sein Buch «A Contested Nation: History, Memory and Nationalism in Switzerland 1761 – 1891» gilt als Standardwerk. Dieser Artikel erschien erstmals am 1. Juli im *Schweizer Monat*.

Der König der Schweiz erbt seinen Titel nicht

Er kämpft im Sägemehl.
Am Eidgenössischen **Schwing- und Älplerfest**.





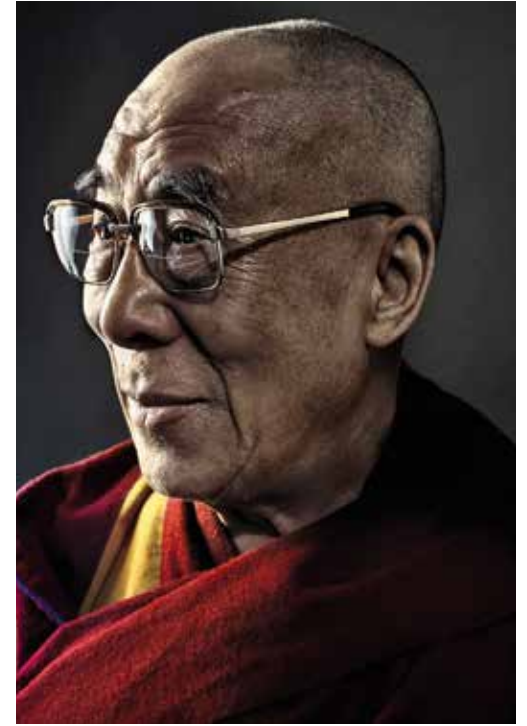
Weltbewegendes, fotografiert von Marco Grob: Musikerin Lady Gaga ...



... US-Politikerin Clinton ...



... Filmstar Clooney ...



... Dalai Lama ...

Über den Erdball hinaus

Früher fotografierte Marco Grob Schwingbesen in einem Oltener Studio. Heute hält vor der Kamera des Schweizer die Weltprominenz still – von George Clooney und Lady Gaga bis zu Barack Obama und dem Dalai Lama. *Von Sacha Verna*

Früh an einem Morgen im vergangenen Dezember klopfte Marco Grob an Gérard Depardieus Wohnwagen auf dem Set der Thriller-Serie «Marseille» in Südfrankreich. Er war für die Werbekampagne der ersten europäischen Produktion des amerikanischen Video-Streaming-Service Netflix gebucht worden und hatte einen Tag Zeit, um den für seine Launen berühmten Schauspieler zu fotografieren. Depardieu liess ihn eintreten und fing sofort an, ihn zu beschnüffeln. An Hals, Schultern, Brust mit seinem berühmten Riesenzinken. Dann sagte er mit starkem französischem Akzent: «Mmmh, Marco, you smell very good!» – Marco, du riechst sehr gut! Es war ihre erste Begegnung. Ein Polaroid vom Abend desselben Tages zeigt die zwei in Kumpelpose, Depardieu mit einer Zigarette im Mundwinkel, die ein Joint sein könnte.

Marco Grob ist einer der international erfolgreichsten Schweizer Fotografen. Und er ist einer der international erfolgreichsten Fotografen überhaupt. Punkt. Vor seiner Kamera hält die Weltprominenz still – vom Dalai Lama über Barack Obama bis zu Lady Gaga. Seine Porträts zieren regelmässig die Titelseiten von Magazinen wie *Time*. Viele seiner Arbeiten wurden mit prestigeträchtigen Preisen ausgezeichnet, darunter einem Emmy für «Beyond



«Das muss man sich mal vorstellen!»: Fotograf Grob.

9/11: Portraits of Resilience». Diese mit einem Dokumentarfilm verbundene Porträtserie zeigt Menschen zehn Jahre nach den Terroranschlägen, George W. Bush ebenso wie einen Mann, der bei einem amerikanischen Raketenangriff im Irak verstümmelt worden war. Beides gehört inzwischen sowohl zur Sammlung des Smithsonian-Museums in Washington als auch zu jener des 9/11-Memorial-Museums am Ground Zero. Über seine Karriere scheint Marco Grob selber am meisten zu staunen. «Das

muss man sich mal vorstellen!» Bei der Erinnerung an den Termin mit Gérard Depardieu schüttelt er den Kopf. «Ich meine, das ist eine Kinolegende. Dann stehst du da um sieben Uhr morgens, und der steckt dir seine Nase in den Kragen. Da hast du wirklich nicht den richtigen Spruch parat.» Dafür schickte er Depardieu später per Eilkurier ein Fläschchen von Calvin Kleins Parfüm «Obsession».

Flucht aus der Mittelmässigkeit

Grob sitzt fünfzehn Stockwerke über dem Broadway auf dem Dach des Gebäudes, in dem sich seine Wohnung befindet. Ein paar Blocks weiter südlich arbeiten im Moment sechs Assistenten an doppelt so vielen Projekten. Mehr New York auf einen Blick geht nicht: Der Freedom Tower glänzt, der Hudson River glitzert,

«Ich hatte nicht einmal den Mut, nach Zürich zu ziehen!»

das Empire State Building blinkt. Marco Grob ist ganz oben und ist doch noch nicht richtig angekommen.

«I was never supposed to be here», lautet der Titel des Textes, den er für seine erste Monografie geschrieben hat. «Ich sollte gar



... Schauspieler Spacey ...

nicht hier sein.» Das meint er ernst. Denn Grob hat über die Hälfte seines Lebens damit verbracht, Angst zu haben. Er wurde 1965 in Olten geboren. In eine «Risikopräventionsgesellschaft», wie er es nennt. «Mein Vater hat nie irgendetwas gewagt und sagte jedem, der es tat, das Scheitern voraus.» Als 1970 die Rakete von «Apollo 13» auf ihrem Flug zum Mond explodierte und die Besatzung verloren schien, holte der Vater seinen Sohn zu sich und erklärte ihm mit einem «Das ist eine Lektion fürs Leben»-Gesicht: «Die werden erfrieren oder ersticken und bis in alle Ewigkeit wie ein Büchlein Fleisch um den Mond rotieren.» Botschaft: «Greif nie nach den Sternen».

Grob senior starb ein paar Jahre danach im Schlaf. Jim Lovell, der Kommandant von «Apollo 13», sass Marco Grob kürzlich an einem Nachtessen gegenüber, 84 Jahre alt und bei bester Gesundheit. «Das muss man sich mal vorstellen!», sagt Grob wieder. «Nicht nur, dass ich diesem Mann gegenüber sitzen darf, sondern die philosophische Seite davon: hier der Mann, der am weitesten weg von der Erde war, und da mein Vater selig, der sich nie bewegt hat. Wer hatte wohl das erfülltere Leben?»

Immer auf der sicheren Seite sein. Sich bloss nie zu viel zutrauen. Es könnte ja etwas schiefgehen. Das glaubte auch Marco Grob. In einem *Studiöli* in Olten – «Ich hatte nicht einmal den Mut, nach Zürich zu ziehen!» – lichtete er deshalb jahrelang Rindsrouladen für Kochbücher und Schneebeesen für den Gerätehersteller Bodum ab. Porträts schoss er nur als Hobby. Dabei machte ihm diese Art der Fotografie am meisten Spass. «Sie fiel mir leicht. Aber was einem leichtfällt, kann ja nicht gut



... US-Präsident Obama ...

sein, oder? Das hat man uns eingebläut.» Einer seiner ältesten Freunde war entschieden anderer Meinung. Der Creative Director Charles Blunier drängte ihn dazu, sich auf die Porträts zu konzentrieren und nach New York zu ziehen. «Seine Bilder hatten für mich schon damals *billboard*-Qualität. Das Zeug zum Gross-Zeigen», so Blunier, der heute in Zürich ein Designstudio führt.

Siebenunddreissig musste Marco Grob werden, um sein Leben tatsächlich zu ändern. Die Mittelmässigkeit, das merkte er, würde ihn sonst verschlingen. 2003 verabschiedete er sich nach Südafrika. Dort lernte er, für Zeitschriften zu arbeiten, indem er für Zeitschriften arbeitete. Er lernte, Bildstrecken zu insze-

nieren, und fand schnell Kunden. Dazwischen tourte er durch Europa: London, Hamburg, Berlin, Paris. Einen festen Wohnsitz hatte er nicht. «Sagen Sie einem Sektionschef der Schweizer Armee einmal, Sie hätten keine feste Adresse – das kapiert der gar nicht.» Diese prekäre Ungebundenheit sei ungeheuer befreiend gewesen. Es war seine geistige Vorbereitung auf New York.

Hillary Clinton war sein Durchbruch

Im Januar 2008 traf er dort ein. Die Finanzkrise hatte Hochkonjunktur. Grob war der sprichwörtliche Nobody, auf den niemand gewartet hatte. Er liess sich trotzdem die Haare schneiden. Zum Glück. Denn seine



... Karo-Stammesmitglied, «National Geographic» ...

Coiffeuse kannte den Agenten des legendären Fotografen Herb Ritts und rief ihn an. Vernon Jolly war bereit, sich Grobs Arbeiten anzuschauen – und war begeistert davon. Die ersten Aufträge kamen vom *New York Magazine*, das bekannt ist für seine originelle Fotografie und das von der ganzen Branche beachtet wird. Dort entdeckte ihn Kira Pollack, die ihm wenig später beim Magazin *Time* prompt ein Cover mit Hillary Clinton ermöglichte. «Das war der Moment, in dem es richtig losging. Ich war über vierzig und wusste: «Jetzt musst du Gas geben.»»

Kira Pollack gilt selber als Institution im Gewerbe und beschäftigt auch Meister wie Martin Schoeller, Platon und James Nachtwey. Sie schätzt Grobs «elegantes Auge» und seine «hervorragende Technik». Alle bewundern seine Schnelligkeit in Situationen, in denen Pressetermine mit Top-Politikern und Wirtschaftsbossen Ruck-zuck-Arbeit erfordern. Pollack: «Marco hat drei Varianten in fünf Minuten.» Bei Steve Jobs brauchte er nur drei Minuten und achtzehn Sekunden. «Nach fünfzehn Sekunden der erste Blitz, ein perfekt orchestriertes Team», sagt Grob. «Vor allem Männer sind von dieser Arbeitsweise beeindruckt.» So US-Vizepräsident Joe Biden («ein Supertyp») bei ihrem letzten Treffen: «You are the quickest son of a bitch out there. Sorry, son of a gun.» Er sei der schnellste Hurensohn da draussen. Pardon, Teufelskerl.

Daniel Humm ist einer von Marco Grobs engsten neuen Freunden. Der Spitzenkoch – sein New Yorker Restaurant «Eleven Madison Park» hat drei Michelin-Sterne und liegt auf Platz Nummer drei der San-Pellegrino-Liste weltbesten Restaurants – stammt wie Grob aus einem helvetischen Provinznest und kam



... Astronaut Kelly.

als Niemand nach Amerika: «Die Ähnlichkeit unserer Herkunft verbindet uns. Und wir werden von demselben Streben nach Perfektion getrieben», so Humm. Beide sagen übereinander: «Ich kenne niemanden, der härter arbeitet.» Beide sind davon überzeugt, dass es ohne Handwerk keine Kunst gibt. Aber keiner von beiden interessiert sich für die Frage, ob das, was sie derart leidenschaftlich betreiben, Kunst ist oder ein Handwerk. Grob: «Darüber sollen andere diskutieren.»

Eine weitere humm-grobsche Gemeinsamkeit: «Wer bei uns ein Rüeblli isst, isst ein Rüeblli, und es schmeckt wie ein Rüeblli, und es ist das beste Rüeblli, das wir kriegen können.» So Humm. Grob: «Wenn du ein Gesicht so zeigst, wie es ist, werden die Leute den Menschen dahinter erkennen.» Mit anderen Worten: keine unnötige Manipulation. «Ich wollte Dick Cheney einmal mit Mephisto-Licht fotografieren, mit Unterlicht», sagt Marco

Beide sagen übereinander: «Ich kenne niemanden, der härter arbeitet.»

Grob. «Nach zwei Bildern merkte ich, dass das nicht funktioniert. Alles, wofür dieser Mann verantwortlich ist, steht ihm auf die Stirn geschrieben.» Lass Rüeblli und Rüebezahl für sich selber sprechen.

Vierzehn Stunden mit Tom Cruise

«Wenn du ...»: So beginnen viele von Marco Grobs Sätzen. «Wenn du vierzehn Stunden am Stück mit Tom Cruise arbeitest ...» («... dann merkst du, der Typ ist ganz in Ordnung»); «Wenn du in der Entourage von

Stephen Hawking auf dein Jugendidol Brian May triffst ...» («... dann verschlägt es dir den Atem darüber, wie dein altes und dein neues Leben sich immer wieder überschneiden»); «Wenn du nach vier Tagen, in denen du bei vierzig Grad dein Equipment durchs Omo Valley geschleppt hast, endlich auf den Stamm der Mursi triffst und in einem improvisierten Studio vor einem dieser Krieger mit seiner abgefuckten AK-47 kniest ...» («... dann realisierst du, dass uns Menschen trotz aller krassen Unterschiede mehr verbindet als trennt»). Bei anderen Klänge derlei nach Namedropping und Aufschneiderei. Bei Marco Grob wirkt es einfach so, als wolle er sich unbedingt richtig verstanden wissen. Ist ihm etwas besonders wichtig, macht er eine bedeutungsschwangere Pause. Rutscht ihm ein englischer Ausdruck in den Dialekt, sagt er entschuldigend: «Da ist das Englische einfach genauer.»

«Materieller Besitz bedeutet mir nichts», verkündet er. «Mit manchen meiner Projekte verdiene ich überhaupt kein Geld.» Das stimmt. Seit 2010 reist er für die Uno quer über den Globus, um mit seinen Bildern auf die Opfer von Landminen und auf die Arbeit von Unmas, des Minenräumdienstes der Vereinten Nationen (United Nations Mine Action Service), aufmerksam zu machen. Eine Ausstellung der Bilder war 2012 im Hauptsitz der Uno in New York zu sehen.

Vieles wagen, um mehr zu gewinnen

«A Year in Space» ist ein anderes von Marco Grobs Herzensprojekten. Für diese Dokumentarserie, die für einen Emmy nominiert ist, begleitete er letztes Jahr das Nasa-Experiment mit den Zwillingbrüdern Scott und Mark Kelly, von denen Scott zur Internationalen Raumstation (ISS) aufbrach, während Mike auf der Erde blieb. «Welcome home & back to #earth Scott!!!», schrieb Grob auf Instagram nach dem Ende der Mission. Neben sein «Willkommen zurück auf der Erde!», stellte er das Porträt, das er kurz vor dem Start des Astronauten gemacht hatte. Er sieht in Scott Kelly einen weiteren Beweis dafür, wie viel man wagen muss, um noch mehr zu gewinnen.

Marco Grob ist vom Spätzünder zum Senkrechtstarter geworden. Trotz Papas Warnung hat er galaktische Ambitionen. Wegen Papas Warnung geht die Faszination, die das Weltall auf ihn ausübt, seit er als Junge die Mondlandung im Fernsehen verfolgt hatte, weit über das Metaphorische hinaus. «Wenn du», sagt er, «morgens um halb zwei mit amerikanischen Astronauten und russischen Kosmonauten an einem Lagerfeuer in Star City hockst, alle mit viel Wodka intus, dann kann es sein, dass dir vor Rührung eine Träne runterfällt.» Triumph sei bei ihm nie laut. «Ich koste ihn wie teuren Wein, und ich denke: «Fuck, hab ich Schwein gehabt.»» ○

Ein Mann macht die Fliege

Ein Vierteljahrhundert lang erklärte Claude Longchamp am Bildschirm dem Volk, wie es bei Abstimmungen und Wahlen entschieden hat. Jetzt übt der prominente Politguru den Ausstieg. Und er stellt sich der immer lauter werdenden Kritik. *Von Markus Schär und Sally Montana (Bild)*

Die Fliege der Nation wartet beim Warenhaus Loeb, in Lederjacke, Jeans und Turnschuhen, mit einer Dächlikappe auf dem bekannten Kopf. Der Bildschirm-Promi grinst: «Ich habe Ferien.» Und er übt auch für den Ausstieg. Der Politikforscher, der seit 1992 dem Volk erklärt, wie es an der Urne entscheidet, hat im Juni die Führung seines Instituts zwei Partnern übergeben. Am 1. Juli 2017 hört er ganz auf, gibt die Fernsehauftritte ab und zieht mit seiner Partnerin um die Welt. Ein Anlass also, auf ein Vierteljahrhundert Schweizer Politik mit Claude Longchamp zurückzuschauen.

Er habe «keine Lust auf ein Porträt, das immer gleich (einseitig) ausfällt wie die gehalten in der *Weltwoche*», schrieb er auf die Anfrage für ein Gespräch. Urs Paul Engeler ätzte tatsächlich vor elf Jahren über den «politischen Guru», er sei «Unterhalter und Beeinflusser der Öffentlichkeit, Seismograf und zugleich Verschieber der politischen Tektonik, omnipräsenter Mediengott mit dem faktischen nationalen Deutungsmonopol». Ohne Übertreibung lasse sich also sagen: «Er ist einer der einflussreichsten und intransparentesten Schweizer Politiker.»

Der Kritiker sprach aber damit nur in gewohnter Schärfe an, was sich seit je gegen das Wirken von Claude Longchamp einwenden lässt: Er lag mit seinen Prognosen gelegentlich daneben, weshalb er sie zu – nicht falsifizierbaren – «Meinungsbildern» erklärte. Er sprach am Fernsehen über Urnengänge, bei denen er selber einer Seite oder auch mehreren Parteien gedient hatte. Oder er riet gar Bundesräten, wie sich dem Volk Vorlagen nahebringen liessen. Und mit Kritik ging Claude Longchamp nie locker um. Die verstorbene NZZ-Redaktorin Monika Rosenberg spottete einst, man müsse ihn «wie ein rohes Ei anfassen». Und der Politikforscher Michael Hermann frotzelte vor zwei Jahren in der NZZ *am Sonntag* über die «grösste Diva des Landes» – er nahm die «unprofessionelle» Aussage allerdings umgehend zurück.

An diesem kalten Sommerabend gibt sich der Politguru im Vorruhestandsmodus aber überraschend entspannt, ja aufgeräumt. Er wartet beim Bahnhof, um den Porträtisten persönlich zum Lokal zu führen, wo das Gespräch stattfinden soll: als Historiker, der als Stadtwanderer auf seinem Blog «Geschichte(n) aus meinem Lebensraum» erzählt und auch Führungen durch oder rund um die Stadt anbietet.

Er fängt an mit der Geschichte der Familie Loeb, also der Juden in Bern; der ehemalige FDP-Nationalrat François Loeb vermachte ihm nach dem erfolglosen gemeinsamen Kampf für den EWR-Beitritt 1992 das Archiv dieser Kampagne. Und er hört – nach zwanzig Minuten gewohnt eloquenter Lektion, gespickt mit Jahreszahlen – auf beim neuen Traiteurlokal «Karl & Co». Der Name stammt nicht von Claude Longchamp, aber er helfe bei der Interpretation, sagt er: Das Lokal ehrt den 1346 gekrönten Gegenkönig Karl IV., dem sich die Privilegien verdanken, dass die Stadt Bern ihr Territorium ausdehnen und damit die alte Eidgenossenschaft heranwachsen konnte.

Während des Studiums in Zürich, sagt der Historiker beim Bier, konnte er mit der Geschichte des Mittelalters noch wenig anfangen. Er mischte im Zeitgeschehen mit, auch als Mitglied des Parteivorstands der SP Schweiz; deshalb machte er in Politologie weiter und fing bei Professor Wolf Linder in Bern eine Dissertation an. Er forschte für den Nationalfonds zur politischen Kultur der Schweiz im Wandel. Und er sah dabei, dass sich die gängigen Theorien nicht auf die Schweiz anwenden liessen: «Die internationale Forschung ging von einem zu passiven Bürger aus.»

In der direkten Demokratie könne sich die Regierung nicht auf das Vertrauen des Volkes

Er mischte im Zeitgeschehen mit, auch als Mitglied des Parteivorstands der SP Schweiz.

verlassen, sondern müsse die Bürger auch in Sachfragen überzeugen, und das misslang ihr bei einigen Themen – Aussenpolitik, Umwelt, Strafrecht – immer öfter. Der Bundesrat lernte also «manchmal schmerzhaft» als Vorreiter, was jetzt immer mehr Regierungen lernen müssen. Das Aufbegehren der Bürger lasse sich nicht einfach als Populismus abtun, also – aus Sicht der Politologen – als Vorstufe des Rechtsextremismus, meint der Forscher: «Die Behörden müssen sich darauf einstellen, rechtzeitig mit den Erwartungen der Bürger umzugehen.»

Die Dissertation schloss der Neo-Politologe nie ab: «Ich rutschte, wie das bei Sozialwissenschaftlern so geht, ungeplant ins Berufsleben hinein.» Die 1959 gegründete Schweizerische Gesellschaft für praktische Sozialforschung (GfS) führte seit 1977 nach eidgenössischen Volksabstimmungen die Vox-Analysen durch.

Ab 1986 machten Peter Spichiger und Claude Longchamp aus dem GfS-Forschungsinstitut eine private AG; es spaltete sich 1998 thematisch und 2004 auch rechtlich in zwei Firmen auf, in Zürich auf Markt- und Sozialforschung, in Bern auf Politikberatung ausgerichtet.

Bemüht um Neutralität

Jetzt gibt Claude Longchamp die Aktienmehrheit an seine beiden langjährigen Mitarbeiter Urs Bieri und Lukas Golder weiter: Der Verkauf ist noch nicht abgewickelt, aber mit einem Exklusivvertrag besiegelt. Der Gründer hält noch das Verwaltungsratspräsidium und schaut zwei Tage in der Woche im Büro vorbei. «Ich habe das dreissig Jahre gemacht», sagt er, «ich renne nicht davon.»

In den ersten Jahren, räumt der Politforscher ein, nahm er selber Partei. Er lieferte so seinem Freund, SP-Präsident Peter Bodenmann, die Daten, um angesichts des Aufstiegs der SVP ab 1992 das Potenzial für eine fremdenfeindliche Politik abzuschätzen und, vor allem, um nach den für die SP erfolgreichen Wahlen 1995 eine neue Politlandschaft mit drei Polen aufzuzeigen. Das sei eine Fehlannahme gewesen, gibt der Stratege heute zu: Für ein tripolares System hätte es ein «geordnetes Zentrum» gebraucht, zwischen FDP und CVP habe jedoch immer «viel zu viel Rivalität» geherrscht.

Richtig politisiert, sagt Claude Longchamp, habe ihn aber der Kampf für den EWR 1992. Dabei beriet er auch den Bundesrat und erhielt sein erstes grosses Mandat, als ihm Justizminister Arnold Koller sagte: «Ich kann mich auf niemanden mehr verlassen.» Fortan half er dem Justiz- und Polizeidepartement bis Ende 2003, also bis zur Abwahl von Bundesrätin Ruth Metzler, die Bürger zu überzeugen – «nur als Mitgestalter, nicht so exklusiv, dass jemand Anstoss daran nahm». Der Politguru arbeite zwar für jeden, der ihn gut bezahle, aber nur auf der Pro-Seite, wenn es um die Öffnung der Schweiz gehe, heisst es seither. «Ich bin für den europäischen Integrationsprozess», stellt er jetzt klar, «aber ich war nie für den EU-Beitritt.»

Ob er heute noch der SP angehöre, tue nichts zur Sache: «Das Wahlgeheimnis gilt auch für mich. Nur so viel: Ich schreibe, wie die Journalisten, die ich kenne, einfach Namen auf meinen Wahlzettel.» Als Forscher habe er gelernt, dass er nicht Partei sein könne, sagt er. Das galt am Bildschirm, wo er 1992 die Abstimmung zum EWR-Beitritt kommentierte, für den er selber gekämpft hatte, spätestens ab



Spezialstatus: Meinungsforscher Longchamp – für einmal ohne Fliege.

2002: «Vorher stützte sich das Fernsehen auf verschiedene Umfrageinstitute; erst 2002 bekam ich meinen Spezialstatus und bemühte mich deshalb um Neutralität.» Diese Stellung verdanke er übrigens Roger Schawinski, merkt Claude Longchamp genüsslich an: Vor den Wahlen von 1999 fürchtete Filippo Leutenegger als Chefredaktor des Schweizer Fernsehens, das kameragewandte Orakel könnte zum aufstrebenden Privatsender Tele 24 abspringen.

Wie er 1991 zum Fernsehen kam, stellt er auch klar: nicht dank der roten Seilschaft am Leutschenbach. Werner Vetterli, in der Chefredaktion verantwortlich für Spezialsendungen, suchte für die eidgenössischen Wahlen (in denen er selber für die SVP den Sprung in den Nationalrat schaffte!) einen Kommentator. Vier Politologen stellten sich dem Kameratest,

«Meine Zeit als Politologe ist ausgereizt, da kommt kein grosser Wurf mehr.»

der junge Claude Longchamp kam am besten rüber – von der *Aalegi* mal abgesehen, was den Forscher im Freizeitlook ein Vierteljahrhundert danach schmunzeln lässt: Weil er sich weigerte, eine Krawatte zu tragen, band man ihm für den Bildschirm eine Fliege um.

Einflussnahme als Mythos

Mit dem Schlips wuchs er zur Autorität heran, je gewichtiger, desto umstrittener. Aufgrund seiner Voraussagen nehme er Einfluss auf Volksentscheide, warfen ihm die Kritiker vor allem vor. «Eine Abstimmung habe ich beeinflusst», räumt Claude Longchamp ein. Als 2009 die allgemeine Volksinitiative wieder aus der Verfassung gestrichen werden sollte, zeigten seine Zahlen zehn Tage vor dem Termin, dass 43 Prozent nicht wussten, worum es ging. «Danach schrieben alle Kommentatoren, man könne dieses Instrument wieder abschaffen.» Abgesehen davon, handle es sich um einen Mythos, sagt der Kritisierte. Die Politologin Sibylle Hardmeier habe vom Nationalfonds viel Geld bekommen, um für ihre Habilitation den Einfluss von Prognosen auf Abstimmungen zu untersuchen: «Sie hat die Arbeit nie abgeschlossen.»

Noch viermal erklärt der Mann mit der Fliege dem Volk, wie es abstimmt. Dann widmet er sich weiter seinen Lehraufträgen an den Unis Zürich und Bern, baut sein Angebot an Stadtwanderungen aus und forscht als Historiker: «Meine Zeit als Politologe ist ausgereizt, da kommt kein grosser Wurf mehr.» Am 21. Mai 2017 ist *Dernière*, und da geht es, nach dem Debüt bei der EWR-Schlacht von 1992, voraussichtlich wieder um das Verhältnis zur EU. Claude Longchamp grinst ein letztes Mal. Sein Abgang richte sich danach, wann seine Partnerin für die Weltreise frei bekomme: «Das wurde nicht im Bundesrat besprochen.» ○

«Die Welt wartet auf die Schweiz»

Walter Reist ist seit sechzig Jahren Vollblutunternehmer, er hat den Fördertechnikkonzern Ferag im zürcherischen Hinwil an die Weltspitze gebracht. Wie sieht er heute den Standort Schweiz?
Von Beat Gygi und Sally Montana (Bild)

Schlaflose Nächte, Ideen wälzen, Erfindungen ausprobieren, den Nerv des Marktes treffen, eine Start-up-Firma gründen, Geldgeber suchen, rasch Produktionsanlagen einrichten, Leute anstellen und wachsen, bis man mit seiner Firma an der Spitze des Weltmarktes steht: Das ist der Stoff für Pioniergeschichten aus dem Silicon Valley, wie sie in dieser Ausgabe erzählt werden (siehe Seite 92). Das Schlagwort heisst «From zero to hero» und zeigt, wie junge, hungrige Unternehmertypen quasi aus dem Nichts Werte schaffen können, die es vorher nicht gab.

Ähnliches hat Walter Reist im Zürcher Oberland vor Jahrzehnten geleistet. Seine Ferag in Hinwil steht für eine atemberaubende Karriere einer Schweizer Firma im weltweiten Medienmarkt. Es war 1953, als Reist als Technikchef bei der Zürcher Firma Daverio, die Transportanlagen für Mühlen und Silos herstellte, einen speziellen Auftrag erhielt: Es ging um eine Anfrage der *Neuen Zürcher Zeitung* bezüglich der Konstruktion einer speziellen Transportvorrichtung für die neuen Druckmaschinen. Bei den damaligen Hochdruckverfahren bestand nämlich das Problem, dass die Farbe auf den Zeitungsseiten nach dem Verlassen der Maschine noch einen Augenblick lang feucht war und verschmierte, wenn man sie berührte oder die Seiten aufeinanderlegte.

Pionier mit Ausdauer

Walter Reist und Kollegen studierten und prübelten, bis sie eine Lösung hatten: ein kettengetriebenes verdrehbares Transportband, an dem die Zeitungsseiten einzeln an einer Art Klammer aufgehängt wurden. So konnte man die Zeitungen nach dem Druckvorgang einige Minuten lang durch die Luft transportieren und trocknen lassen, bevor sie gestapelt wurden. Damit hatte Reist eine Lösung für den schmierfreien Transport von Zeitungen entwickelt, die die Welt erobern sollte. Daverio wollte nicht selber eine zusätzliche Sparte eröffnen, also gab man das Zeitungstransportgeschäft an Reist und Kollegen ab. Die Kette lieferte Hans Fehr, und so kam es, dass sich Fehr und Reist 1957 in der frischgegründeten Ferag in Dietlikon zusammaten, um den neuen Markt zu erschliessen.

Walter Reist konnte sich die einzubringenden 100 000 Franken Kapital leihen. Kurz darauf zahlte er seinen Partner Fehr aus und übernahm Ferag im Alleingang, oder besser gesagt: mit seiner Frau Lotti. «From zero to hero» wur-

de zur Realität: Reist dominierte eine Branche, die es vorher noch gar nicht gegeben hatte. Ferag wurde zum Weltmarktführer, in hartem Rennen gegen den Schweizer Konkurrenten Müller Martini. 1963 wechselte die Firma nach Hinwil, wo bald einmal ein Neubau nach dem andern nötig wurde. Schon früh vertrat der Start-up auch starke traditionelle Schweizer Werte, etwa in der Altersvorsorge für Mitarbeiter oder in der Lehrlingsausbildung. Eine Lehre bei Ferag gilt heute als eine Art Goldwährung für eine Berufskarriere.

Wir treffen Walter Reist am Sitz seiner Gruppe in Hinwil zum Gespräch. Nach der Übergabe der Unternehmensführung 1997 an seine

Tochter Susanne Rau-Reist verliess er auch die Führungsetage und richtete sein Büro, geräumig und voller Anknüpfungspunkte zum Thema Unternehmertum, im Souterrain eines Nachbargebäudes ein. Im Alter von 89 Jahren ist er nach wie vor noch sehr aktiv. Baute er früher primär die Ferag auf, suchte er anschliessend die Diskussion über unternehmerische, gesellschaftliche und politische Themen über die Firma hinaus zu tragen. 1989 hat er die Stiftung Lilienberg Unternehmerforum gegründet. Dieser Tagungsort am Untersee soll den Gedankenaustausch zwischen Wirtschaft, Politik und auch Militärvertretern fördern. Und das ist es, was Reist von den Silicon-Valley-



«Ich startete bei null»: Firmengründer Reist, 89.

Pionieren unterscheidet: Er hat schon sechzig Jahre lang durchgehalten, das hat noch keiner der kalifornischen Champions vorexerziert. Er kann heute im Rückblick auf seine reichen Erfahrungen darlegen, wie es ist, wenn nach der entscheidenden Erfindung, nach dem Firmenstart, nach der Geldsuche, nach dem stürmischen Aufschwung und nach dem Erlangen der Marktführerschaft die neue Phase kommt, in der die langfristige Weiterentwicklung der Firma als unternehmerische Aufgabe im Zentrum steht. Doch fragen wir ihn selbst:

Herr Reist, Sie sind seit über sechzig Jahren als Unternehmer tätig. War es früher einfacher oder schwieriger, ein Unternehmen zu gründen?

Früher waren die Voraussetzungen anders. Damals war der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg voll am Laufen, die Nachfrage nach Produkten, Dienstleistungen und Aktivitäten gross. Heute sind die Märkte meiner Meinung nach viel stärker besetzt. **Es war also früher etwas einfacher?**



Als Unternehmer hatte man es wahrscheinlich mit etwas einfacheren Märkten zu tun. Aber wenn einer Unternehmer werden will, ist es eigentlich immer gleich schwierig oder gleich einfach. Die meisten, die diesen Weg gehen, sind finanziell schwach, denn ihr Interesse gilt primär einer bestimmten Sache, die ihnen besonders liegt. Ob man sich

«Die New York Times wurde auch bald Kunde, ebenso die Prawda in Moskau.»

als Unternehmer entfalten, Leute anstellen kann, ist immer eine Frage der Finanzen. Das gilt heute genauso wie früher.

Wie waren Ihre Finanzen beim Start?

Ich startete bei null. Das Ganze begann, als ich bei der Firma Daverio Zürich als Technikchef arbeitete und eine Anfrage der NZZ kam, im Zeitungstransport eine neue Technik anzuwenden. Ich kannte mich in der Fördertechnik gründlich aus, und die Idee mit den an einer Förderkette einzeln aufgehängten Zeitungen entstand dann durch die Fragestellung der NZZ. So ergab sich im Prinzip ein neuer Markt, und am Schluss hatte ich etwa 4000 Patente.

Und nach der NZZ kamen weitere Kunden?

Ja, viele. Die *Stuttgarter Zeitung* fragte an, dann kamen die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, der *Corriere della Sera*, *Le Soir* in Paris und die *Times* in London. Die *New York Times* wurde auch bald Kunde, ebenso die *Prawda* in Moskau.

Wie viel mussten Sie in Werbung und Marketing investieren?

Praktisch nichts, das ging via Mund-zu-Mund-Propaganda vom einen Verleger zum andern. In der Zeitungsbranche kannte man einander. Ich musste nie Werbung machen, wir mussten einfach gewissenhaft liefern, und das taten wir.

So kannten Sie viele interessante Persönlichkeiten aus der Verlagswelt?

Ich kannte alle, die Rang und Namen hatten: Murdoch, Maxwell, Springer, Burda, viele weitere.

Sie trafen es also nicht schlecht?

Ja, ich hatte eine gute Situation, das hat nicht jeder. Es war ein neues Gebiet, der ganze Zeitungsdruck war damals voll im Aufschwung, die Verlage wechselten von einer eher manuell geprägten Arbeitsweise zu einer automatisierten Form mit dem Rotationsdruck. Mit dieser Welle ist auch Ferag gewachsen und konnte sich als Weltmarktführer etablieren.

Walter Reist schildert aber auch, wie diese Welle später an Kraft verlor, wie der Zeitungsdruck schwächer wurde, während sich der Zeitschriftenmarkt mit Bilddruck und hochwertigen Produkten etwa hielt. Er betont aber auch,

schon in den siebziger Jahren erkannt zu haben, dass die Dynamik im Print nicht ewig weitergehen könne. Das Aufkommen des Fernsehens in den sechziger Jahren sei schon eine Warnung gewesen, und bei Ferag sei man seit langem am Suchen nach anderen Produkten und Anwendungen gewesen. Fördertechnik sei das Hauptthema geblieben, in allen möglichen Arten. Viele neue Patente seien dazugekommen, dann auch Patente auf Rolltechnik, einem neueren Gebiet. Als Kunden gewann man die Post und viele andere grosse Organisationen und Konzerne mit Verteilprodukten. Aber gleichwohl: Der raketennässige Schub des Zeitungsdrucks sei vorbei. Damit tritt eine fundamentale Frage in den Vordergrund:

Muss ein Unternehmen immer wachsen, wenn es unternehmerisch bleiben soll?

Eine gute Frage. Ein Unternehmen kann natürlich nicht immer so wachsen wie in Phasen, in denen ein Produkt oder ein System im Aufbau ist. Irgendwann begrenzt sich die Entwicklung. Und es kommt darauf an, wer das Unternehmen führt. Als ich an der Spitze war, habe ich immer die Innovation vorangetrieben. Meine Tochter und ihr Mann, die 1997 übernommen haben, müssen das Unternehmen anders führen als ich. Sie haben technisch sehr gutes Personal. Aber es ist nicht das Gleiche, wie wenn ein Erfinder, ein technischer Pionier, an der Spitze ist.

Ist diese neue Phase noch eine unternehmerische?

Ja, einfach anders. Das Weiterentwickeln, das Erschliessen neuer Anwendungsgebiete und das Gewinnen neuer Kunden ist genauso unternehmerisch wie die Innovationsphase, denn man bedient und verstärkt den Markt, verbessert die Systeme und Produkte. Aber die nächste Generation muss wieder Innovationen voranbringen, neuen Schub geben.

Also ist in erfolgreichen Unternehmen jeweils zuerst der Schub durch einen Erfinder-Typ nötig, dann aber wird die Verwaltung des Errungenen wichtig?

Ganz genau. Es braucht zuerst einen fähigen Konstrukteur, einen Erfinder, der den Aufbau durchzieht, das ist die Phase der Quantifizierung, der Ausweitung. Dann kommt die Qualifizierung, also die Pflege der Qualität. Das sind jeweils Epochen von ungefähr dreissig Jahren.

Ist denn die Schweiz noch ein guter Ort für innovative Unternehmer?

Die Schweiz ist nach wie vor der beste Standort dafür. Sie ist überschaubar und für Forschung und Entwicklung hervorragend.

Gibt es Hindernisse, wenn Firmen von der Schweiz aus weltweit operieren möchten?

Kein Problem, die Welt wartet auf die Schweiz, deren Ansehen ist hoch, sie gilt als politisch unabhängig und als Hort der Freiheit. ○

Europas Abschied von der Demokratie

Das Brüsseler Managementsystem, also die Verflechtung von Politik und Wirtschaft in der Europäischen Union, hat ein beängstigendes Ausmass angenommen. Der Spielraum der Mitgliedstaaten ist auf ein Minimum geschrumpft. Trotzdem sehe ich Hoffnung. *Von Thierry Baudet und Wieslaw Smetek (Illustration)*



«Ja, Sie haben recht, es gibt ein Manko».

In seinem Klassiker «The Managerial Revolution» (1941), einem düster-utopischen Werk, führt der amerikanische Politologe James Burnham das Konzept der «kontrollierten Demokratie» ein. Gemäss diesem werden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – mehr oder weniger unbemerkt und in kleinen Schritten – die europäischen Bürgerdemokratien durch bürokratische Netzwerke überwuchert, von welchen aus Entscheidungen hinter den Kulissen getroffen werden, weitab von der Wählerschaft und der öffentlichen Debatte.

Während der wirkliche demokratische Einfluss des Volkes dadurch verschwindet, erwartet Burnham ausdrücklich nicht, dass die europäischen Staaten auch dem Namen nach aufgehoben werden. «Die vielen Länder, die effektiv aufhören zu existieren, werden dem Namen nach bestehen bleiben; sie können als Verwaltungs-Untereinheiten bestehen blei-

ben, aber sie haben keine Souveränität mehr.» Auch Wahlen wird es geben; sie geben den Managern Einblick in die Präferenzen der Konsumbürger und bieten darüber hinaus möglichen Gegenkräften ein Ventil.

Burnham sagt also ein Politiktheater in Form von Scheinwahlen voraus, in welchen Politiker gewählt werden, die in allen wesentlichen Fragen gleich denken, die gegen ein festes Monatsgehalt vor den Augen der arglosen Zuschauer in Scheinparlamenten debattieren, während das Ergebnis schon lange feststeht – die Knoten wurden anderswo durchgehauen.

In kleinen Schritten zum Superstaat

Dieses Werk von James Burnham war nicht nur die wichtigste Inspirationsquelle für George Orwells «1984»: Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass Burnham auch einen entscheidenden Einfluss hatte auf Jean Monnet und Robert

Schuman – die geistigen Väter der heutigen Europäischen Union. Ursprünglich hatten diese versucht, mit offenem Visier die «United States of Europe» durch die Parlamente zu loten (um auf diese Weise die Völker auf dem Königsweg in einem kontinentalen Staatsverband unterzubringen), entschieden sich aber, nachdem die französische Nationalversammlung ihre Pläne (unter lautem Absingen der Marseillaise) 1954 versenkt hatte, für genau diese in «The Managerial Revolution» vorgezeichnete schleichende, verstoßene Annäherung, um ihr Ziel doch noch zu erreichen.

Die Eurokraten selbst nennen ihre Strategie «Funktionalismus». Die Absicht ist, dass durch den sogenannten *spillover effect* stets mehr Macht zentralisiert wird. Die eine «Funktion» führt zwangsläufig zur nächsten «Funktion».

Man verkauft etwa die offenen Grenzen als etwas ganz Praktisches, und nach einer gewis-

sen Zeit tut man, wie wenn man überrascht wäre, dass offene Grenzen zwangsläufig eine zentrale Einwanderungspolitik erfordern. Man präsentiert die Einheitswährung als Handelserleichterung, ohne dass damit Souveränität übertragen werde. Wenn sich die (unvermeidliche) Kreditkrise abzeichnet, drückt man die zentrale Budgetkontrolle durch.

In den verlogenen Worten von Monnet selbst: «Wir wünschen, dass die Gemeinschaft Gestalt bekommt in einem allmählichen Veränderungsprozess. Versuche, die Form vorherzusagen, die sie schliesslich annehmen wird, sind ein begrifflicher Widerspruch.» Während er früher noch öffentlich zugegeben hatte, dass er schlichtweg einen föderalen Staat anstrebe, ging es fortan auf einmal um eine «offene Zukunft». Zu viele kritische Fragen zu stellen, sei schädlich: «Dem Ergebnis vorzugreifen, erstickt den Erfindergeist», so Monnet. «Nur mit Durchsetzen, vorwärts und empor, werden wir neue Horizonte sehen.»

Hinter der nach aussen freien Zusammenarbeit nationaler Demokratien versteckt sich unterdessen ein aufgeblähter kontinentaler Superstaat – Schrittchen für Schrittchen aufgebaut und versteckt in den unermesslichen Büros der Brüsseler Bürokratie, in Kommissionssitzungen und in schummrigen Hinterzimmern, in Richtlinien, die manchmal erst Jahre später in Kraft treten, in strategischen Absprachen oder Beschlüssen des Ausschusses der Regionen. Der Spielraum der Mitgliedstaaten ist auf nahezu null reduziert.

Alles war möglich in Eurotopia

Ein Beispiel: Im Sommer 2015 ratifizierte das niederländische Parlament das Assoziierungsabkommen der Europäischen Union mit der Ukraine. In der Folge sammelte mein Think-Tank «Forum für Demokratie» gemeinsam mit einer Anzahl anderer Organisationen inert sechs Wochen mehr als 300 000 Unterschriften für eine (konsultative, nicht bindende) Volksbefragung. Das Referendum fand am 6. April 2016 statt und resultierte in einem massiven Nein von 61 Prozent.

Darauf geschah Erstaunliches: Premierminister Mark Rutte erklärte unverfroren, das niederländische Parlament habe den Vertrag

«Nur mit Durchsetzen, vorwärts und empor, werden wir neue Horizonte sehen.»

zwar ratifiziert – und formell war diese Ratifikation auch erforderlich gewesen –, der Vertrag werde «dennoch ganz normal in Kraft treten», selbst wenn unser Land nun seine Unterschrift zurückziehe. Mit anderen Worten: Unsere ganze nationale Ratifikationsprozedur war nur zum Schein erfolgt. Alle Debatten über Nutzen und Notwendigkeit des Vertrags waren

nichts anderes als Windowdressing gewesen. Natürlich macht die EU noch immer Gebrauch von nationalen Parlamenten und nationalen Ratifikationsprozeduren, natürlich schafft man die Institutionen, welche demokratische «Brot und Spiele» bieten, nicht ab, wohl aber ihre Bedeutung. Das ist exakt das, was Burnham eine Form von «kontrollierter Demokratie» nennt.

Ein paar Monate später ergab sich ein weiteres bezeichnendes Beispiel. Das niederländische Parlament erhielt ein paar Stunden (!) Zeit, um die Pläne der EU über zentrale Regeln für Pensionskassen, welche Hunderte von Seiten umfassten, durchzunehmen. Sollte die zuständige Ministerin diesem grandiosen Regelwerk zustimmen, welches schlussendlich über 1200 Milliarden Euro Pensionskassengelder der Verfügungsgewalt von Brüssel unterstellen würde? Man stimmte tatsächlich einfach so zu. Bestürzt rief ich einen Parlamentarier von der christlichdemokratischen Fraktion an.

Er meinte, es sei zwar in der kurzen Zeit unmöglich gewesen, die genauen Konsequenzen der vorgesehenen Massnahmen abzuschätzen. Im Zweifel auf die Bremse zu treten, sei jedoch keine Option gewesen, weil die Niederlande schon lange kein Vetorecht in den Brüsseler Abteilungen mehr hätten, wo diese Geschäfte beschlossen würden! Der Vergleich mit einem strengen Lehrer drängt sich auf, der seinem Schüler Hausaufgaben aufgibt und sagt: «Das erledigst du, nicht wahr? Machen wir das ab?» Seine Frage ist rein rhetorisch, nur der Form halber gestellt – und sie ist genauso erniedrigend für den Schüler wie die künstliche Scheinzustimmung zu europäischen Beschlüssen für die Völker des Kontinents.

Nationale Politiker werden inzwischen in EU-Gremien hineingewählt, wobei ihnen eine zukünftige Position mit einem grossen (und grösstenteils steuerfreien) Gehalt, mit Chauffeur und anderen ausgezeichneten Arbeitsbedingungen in Aussicht gestellt wird – ohne jegliche Gefahr, von querliegenden Wählern abgewählt zu werden. Unser Finanzminister Jeroen Dijsselbloem wurde sogar während seiner nationalen Laufbahn zum Präsidenten der Euro-Gruppe gemacht – und zwar genau in dem Moment, als die Niederlande wegen Zweifeln an den Stützungs-massnahmen für Griechenland für Probleme sorgten. Eine grössere Verletzung des Gewaltenteilungsprinzips ist kaum denkbar, wurde doch Herr Dijsselbloem auf diese Weise Kläger und Richter gleichzeitig! Aber alles war möglich in Eurotopia. Kaum war er übrigens ernannt, schaffte er die Arbeitsgruppe seines Ministeriums ab, welche Exit-Strategien für den Fall einer nächsten Euro-Krise hätte entwickeln müssen. Zufall? Ich glaube nicht.

Auch das gesellschaftliche Mittelfeld ist in den Griff der EU geraten. Oxfam, der WWF, One World Action und Hunderte (wenn nicht

Tausende) anderer «Wohltäter» erhalten jährlich Millionen Euro an Subventionen – und wer beisst die Hand, die ihn füttert? Durch die EU gegründete «Berufsorganisationen» legen da noch eins drauf. So gibt es die European Federation of Journalists, die European Women's Lobby, die European Cyclists' Federation und so weiter – allesamt Bestandteil des Brüsseler Managementsystems. Und auch sie verteidigen selbstverständlich andauernd den Nutzen einer europäischen Machtausweitung.

Die EU hat sich auch als der beste Verbündete der Grossbetriebe entpuppt. Auch wenn sie sich als Kämpferin gegen Kartelle darstellt, so arbeitet die EU im Kern der Kartellbildung in die Hand, indem die Lobbyisten der grossen Fir-

Der Trick ist just, dass man die europäische Souveränität nicht festnageln kann.

men direkt bei der Kommission am Tisch sitzen (in den sogenannten Expertengruppen). Dort werden Regulierungen aufgesetzt, welche es diesen Multis ermöglichen, ihre Produkte über die gesamte EU auszuschütten, um gleichzeitig, mit Hilfe viel zu strenger Anforderungen, kleine Unternehmen zu vernichten. Man denke an das Schlachtverbot auf Bauernhöfen (offizielles Ziel: «Schutz der Volksgesundheit»). Die Bio-Industrie fährt gut damit und biologische Kleinbetriebe gehen dabei unter.

Man denke an die Regeln für Bed-&-Breakfast-Angebote (zum Beispiel in Bezug auf sanitäre Einrichtungen oder das Halten von Haustieren), welche es für private Unternehmer immer schwieriger machen, die grossen Hotelketten zu konkurrenzieren. Man denke an die Vorschriften für Fensterputzer und für Kondome, für Gemüse und Früchte, für Rohmilchkäse, für weisse und gelbe Scheinwerfer, für Staubsauger mit mehr als 1800 Watt, für Kaffeemaschinen und Vitaminpräparate ... Wenn man genau hinschaut, scheint immer ein Grüppchen grosser, grenzüberschreitender Firmen dahinterzusitzen, die den Mittel- und Kleinbetrieb (wo der eigentliche Wohlstand geschaffen wird und die Innovation stattfindet) an die Wand drücken mit Regulierungen, welche – dem Anschein nach – im Interesse des einen oder anderen vagen guten Zwecks dienen. Dem Tierwohl, der Frauemanzipation, der Umwelt.

Orwellscher «Eurospeak»

Big Business und *big government* gehen so Hand in Hand und bilden ein Konglomerat von Managern, die einander den Ball zuspielen. Deshalb ist auch der Übertritt von der einen in die andere Funktion so einfach. So machte der vormalige Goldman-Sachs-Topmann Mario Draghi einen Transfer zur Europäischen Zentralbank (EZB), während José Manuel Barroso unlängst zu Goldman Sachs umzog. Deshalb

kassiert Guy Verhofstadt, Mitglied des Europäischen Parlaments und Leiter der Liberalen-Fraktion, jährlich 190 000 Euro als Berater für Fonds, welche in die Ausbeutung von Erdgas aus Schiefergestein investieren (unter anderem in der Ukraine).

Dabei ist es wichtig, zu verstehen, dass alle diese Prozesse und Systeme natürlich nicht von einer zentralen Stelle aus gesteuert werden – der Trick ist just, dass man die europäische Souveränität nicht festnageln kann. Im Gegenteil, würde ich beinahe sagen: Die Souveränität ist vollständig verwässert und verdünnt, wie Dampf hat sie sich verbreitet und vermischt. Beinahe niemand mehr hat die Souveränität im Griff. Die Kommission stösst etwas an, der Ministerrat kommt zusammen (Protokolle geheim), der Rat der Staats- und Regierungschefs gibt noch seinen Senf dazu, und dann sind da noch der Gerichtshof, die Beratungsorgane mit den nationalen Politikern, die formalisierten Lobby-Organen, die sogenannten Coreper-Zusammenkünfte und, nicht zu vergessen: das Parlament. Ein Organ mit 751 Mitgliedern, welche von sich selbst behaupten, über 500 Millionen Europäer, die sich untereinander nicht verstehen, zu vertreten, und welche mitreden dürfen in Angelegenheiten, die in und um die EU passieren. *Enfm*, das Resultat von alledem ist eine Maschinerie, die niemand mehr in der Hand hat, die niemand kontrollieren – und die niemand reformieren kann.

Aber das Verstörendste, das auch der grösste Europhile anerkennt, ist, dass diese Tatsache in einer besonders zynischen Manifestation von orwellschem «Eurospeak», welcher der EU so wesenseigen ist, «demokratisches Defizit» genannt wird. Man schaut ernst und gefasst drein und wiederholt: «Ja, Sie haben recht, es gibt ein «demokratisches Manko».» Brillant! Wie wenn es sich um ein vorübergehendes Scheitern handeln würde, das zwar unerwünscht, aber überwindbar ist. Ein Finanzierungsproblemchen, wofür ein Überbrückungskredit nötig ist. Zu wenig Vitamine. Schlafmangel. Etwas, was in jedem Fall rasch geheilt werden kann. Eine Gleichgewichtsstörung, die man binnen kurzem beheben kann.

Der Freiheitsdrang ist grösser

Aber wie es Burnhams Analyse deutlich macht, ist die Abschaffung der Demokratie durch die EU genauso wenig vorübergehend wie überwindbar. Die EU ist nicht so sehr undemokratisch, sondern antidemokratisch. Eine demokratische EU ist unmöglich. Die Pläne von Monnet und Schuman, die 1954 präsentiert wurden und keine Mehrheit fanden, würden auch heutzutage keine Mehrheit finden. Niemand will in den «United States of Europe» leben. Europa ist kein Land. Wir verstehen einander nicht. 500 Millionen Einwohner sind zu viel für eine funktionierende, transparente Volksregierung.

Deshalb müssen Regierungschefs, Parlamente und andere Politiker so tun als ob. Sie müssen so tun, wie wenn die EU kein Staat wäre und nie ein Staat werden soll. Sie müssen so tun, wie wenn sie Einfluss hätten auf die Brüsseler Beschlussfassung. Sie müssen so tun, wie wenn die Menschen dort «demokratisch» gewählt wären und wie wenn sie selbst dem Wähler gegenüber verantwortlich und rechenschaftspflichtig wären – um es «kopernikanisch» zu sagen: Sie müssen so tun, wie wenn sie auf einer Bahn um den Wähler kreisen würden. Aber das ist schon lange nicht mehr der Fall. Sie sind abhängig von Brüssel und dem kontinentalen System einverleibt. Die EU dreht sich nicht um die Nationalstaaten herum – der Nationalstaat ist ein Satellit im blau-gelben Sternensystem der EU geworden.

Im Jahre 1946 schrieb George Orwell eine ausführliche Kritik über Burnhams Denken. Schlussendlich, so hielt er fest, werde die Herr-



Lippenbekenntnisse: EU-Präsidenten Juncker, Schulz.

schaft der Manager nicht überleben, weil es erstens ein geschlossenes Kartell sei, in welchem schliesslich zu schlechte und zu schwache Menschen obenauf schwimmen würden, als dass das System in Gang gehalten werden könnte, und zweitens sei der menschliche Freiheitsdrang zu gross und könne dank der modernen Kommunikationsmittel nicht unter dem Deckel gehalten werden. Obwohl Orwell seinen Roman «1984» auf der düsteren Vision von Burnham aufbaute und eine Welt skizzierte, in welcher die Macht der Manager vollständig und ewig während war, bot er just in seiner politischen Philosophie einen Anknüpfungspunkt für Hoffnung.

Die praktische Umsetzung, der Ausweg sozusagen, ist das Referendum. Überall in Europa hören wir den Ruf nach Plebisziten, nach direkter Einflussnahme des Volkes. Bürger verlangen in massenhaft unterzeichneten Petitionen Mitsprache, Politiker kommen nicht mehr umhin, ihren Wählern direkte Entscheidungsbefugnis zu geloben. Weil die EU gegenüber der «Demokratie» noch stets nur Lippenbekenntnisse ablegt und behauptet – wie unsinnig das

auch ist –, im Namen der Bevölkerung zu handeln, sind Referenden die Achillesferse des Managementsystems. Ein Volksaufstand kann leicht niedergeschlagen, neue politische Bewegungen können isoliert werden, aber Referenden sind dem Zugriff der Manager entzogen.

Koalition der freien Länder

Mit einem Referendum ist der Kampf natürlich nicht gewonnen. Sowohl die Franzosen als auch die Niederländer sagten 2005 mit überwältigender Mehrheit nein zur Europäischen Verfassung. Ein paar Jahre später kam die Verfassung doch noch, einfach unter anderem Namen. Jahrelang blieb es darauf still, bis die Griechen 2015 wieder abstimmen durften und in einem Referendum nein sagten zu den vorgeschlagenen Sparmassnahmen. Die EU beschloss, Premierminister Papandreou abzusetzen und durch einen ungewählten vormaligen Vizepräsidenten der EZB, Papademos, zu ersetzen. Wie lange halten die Eurokraten das noch durch? Das zweite niederländische Referendum in diesem Frühling, die Volksbefragung zum Assoziierungsabkommen mit der Ukraine, kann nicht schon wieder vollständig negiert werden.

Der Entscheid der Briten, aus der EU auszutreten, wird grosse Folgen haben. Im Herbst werden Ungarn und Österreich ein Referendum abhalten über die europäische Immigrationspolitik. Finnland erwägt ein Referendum über den Euro. Im November stimmt Italien ab über die europäischen Sparmassnahmen. Und unlängst liess auch der tschechische Präsident Milos Zeman einen Versuchsballon steigen und brachte ein Austrittsreferendum ins Spiel – den sogenannten Czexit.

Die Koalition der freien Länder wurde bis jetzt angeführt von Norwegen, Island und der Schweiz. Mit Grossbritannien als viertem Mitglied beginnt sie ein Siegerteam zu werden. Mit den britischen Unterhandlungen mit der EU wird eine Alternative zum kontinentalen Superstaat deutliche Konturen annehmen. Eine viel attraktivere Zusammenarbeit auf Basis von Freiheit, Souveränität und Demokratie kann Gestalt annehmen. Jetzt ist der Moment, um durchzugreifen und das Imperium der Manager zu Fall zu bringen. Jetzt ist der Moment, um die kontrollierte Schwindeldemokratie zu ersetzen durch Volksregierungen, die uns Bürgern gegenüber verantwortlich sind – und die in unserem Interesse handeln.

Ich bin voller Hoffnung!



Thierry Baudet, 32, ist niederländischer Publizist, Jurist und Historiker.

Aus dem Niederländischen von Christian Huber



Die Stadt ist zur Falle geworden: Rentnerin Annemarie Odermatt, 75, in ihrer Wohnung in Horgen ZH.

Arme reiche Schweiz

Viele streiten ab, dass es Armut in der Eidgenossenschaft überhaupt gibt. Betroffene widersprechen vehement. «In der Schweiz ist es schlimmer, arm zu sein, als in Afrika», sagt ein Mitarbeiter des katholischen Hilfswerks Caritas. *Von Wolfgang Koydl und Thomas Buchwalder, Hervé Le Cunff (Bilder)*

Für einen angenehmen Ruhestand ist Horgen kein schlechtes Pflaster: hübsch gelegen am See mit Strandpromenade und Badi. Nicht zu gross ist das Städtchen und nicht zu klein, mit vielen Einkaufsmöglichkeiten, Cafés und Beizen. Sogar ein Kino gibt es noch. «Ice Age» zeigt man dort zurzeit und «Independence Day». Wem das alles nicht genügt, der ist nur zwanzig S-Bahn-Minuten vom Zürcher Hauptbahnhof entfernt.

Mit 75 Jahren steckt Annemarie Odermatt mitten drin im Ruhestand. Sie lebt in Horgen, recht zentral, eine Viertelstunde vielleicht bis zum Ortskern, wenn man gut zu Fuss ist. Braucht man einen Rollator wie Frau Odermatt, dauert es freilich deutlich länger. Die Wohnung ist hell und recht geräumig für nur eine Person. Sie ist gemütlich eingerichtet, mit einer gutausgestatteten Küche, mit Fernseher und Telefon. Ein Juwel ist der kleine Balkon:

ein wahrer Wald aus Blumen und Pflanzen, durch dessen Blätter die Sonnenstrahlen hereinfallen.

Schön sollte es also sein in Horgen, doch für Annemarie Odermatt ist die Stadt zur Falle geworden: Sie kann nicht bleiben, weil sie sich das Leben in der teuren Pfnüselküstengemein-

Hier kann sie sich das Leben nicht leisten – und anderswo bekäme sie noch weniger Geld.

de eigentlich nicht mehr leisten kann, und sie kann nicht zügeln, weil sie in anderen Kantonen noch weniger Geld erhielt. Ausserdem kostet auch das Zügeln etwas, ganz zu schweigen davon, dass sich niemand gern nach zwei Jahrzehnten an einem Ort auf seine alten Tage anderswohin verpflanzt.

«Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal Bahn gefahren bin», stellt Frau Odermatt fest. Kein Wunder: Ohne Ermässigung kostet der Tagesausflug nach Zürich mit der S2 stolze Fr. 17.30. «Im Restaurant war ich das letzte Mal im März», erinnert sie sich schliesslich noch. «Da hat mich jemand eingeladen.»

Das Schicksal traf sie im vergangenen Oktober, als ihre schwerbehinderte Freundin starb, die sie gepflegt und mit der sie sich die Wohnung in Horgen geteilt hatte. Mit zwei Einkommen kamen die beiden alten Damen einigermassen über die Runden. Doch seit dem Tod ihrer Freundin ist Annemarie auf ihre eigenen Einkünfte angewiesen: 2049 Franken monatlich von der AHV, dazu Ergänzungsleistungen in Höhe von 1106 Franken, macht 3155 Franken. Nicht viel, wenn nur schon die Miete und obligatorische Versiche-

rungen rund 2200 Franken verschlingen. Frau Odermatt wird allein durch einen glücklichen Umstand gerettet: Ein Cousin ihrer verstorbenen Freundin steckt ihr regelmässig etwas zu. «Sonst hätte ich mich schon längst umbringen müssen», konstatiert sie so trocken, als ob sie von der Begleichung der Stromrechnung sprechen würde.

Doch auch mit diesem aufgestockten Einkommen gilt die Rentnerin als arm in der reichen Schweiz. Legt man die Richtlinien für Sozialhilfe zugrunde, so gelten nach den Zahlen des Bundesamts für Statistik 530 000 Schweizerinnen und Schweizer als arm. Fast doppelt so viele Personen – eine Million – sind von Armut bedroht. Besonders gefährdet sind Alleinerziehende, Rentnerinnen und Erwerbstätige mit einer schlechten Ausbildung. Mehr als 120 000 Menschen zählen zu den *working poor*: Sie leben nicht von Sozialhilfe, sondern von der eigenen Hände Arbeit. Aber oft reicht dieser Lohn nicht für ein lebenswertes Leben.

Abgewetzte Ärmelsäume

Rund 4,6 Prozent der Bevölkerung müssen mit «deutlich erschwerten Lebensbedingungen» zurechtkommen. Was das bedeutet? Dazu gehört jeder, der nicht imstande ist, eine unerwartete Ausgabe von 2500 Franken zu tätigen. Und dazu gehören jene zehn Prozent

«Man muss ganz genau hinschauen, um die Armut zu erkennen.»

der Schweizer, die kein Geld für eine Woche Ferien im Jahr ausserhalb der eigenen vier Wände haben. «Deutlich erschwerte» Umstände plagen zudem jene beschämenden 1,7 Prozent, die sich nur alle zwei Tage eine volle Mahlzeit leisten können. So gesehen gehört Annemarie Odermatt noch zu den Privilegierten im Land.

Aber auch diese Zahlen bilden vermutlich nicht die ganze Wahrheit ab. Bei der Caritas schätzt man, dass ein Drittel der Berechtigten nicht die Sozialhilfen beantragt, die ihnen eigentlich zustehen. Entweder aus Unwissen, aus Angst vor Nachteilen – etwa dem Verlust einer Aufenthaltsbewilligung –, doch meistens ganz einfach aus Scham. Denn der Bedürftigkeit haftet ein Stigma an in diesem Land. Über Armut redet man nicht gerne – weder jene, denen es gutgeht, noch die Armen selbst. Viele streiten gar ab, dass es dieses Phänomen in der Eidgenossenschaft überhaupt gibt. Es herrscht die Einstellung vor, die der böse Witz vom Schweizer Bankangestellten widerspiegelt, der dem flüsternden deutschen Kunden mit einer Baranlage von einer Million laut zuruft: «Sie brauchen nicht zu flüstern – in der Schweiz ist es keine Schande, arm zu sein.»



Alles ausser Gänseleber, Kaviar und Champagner: Caritas-Marktleiter Marco Callegari.

«Die Armut ist unsichtbar», hat Bettina Fredrich festgestellt, die bei Caritas Schweiz in Luzern die Fachstelle Sozialpolitik leitet. «Versuchen Sie doch mal, ein Foto von der Armut in der Schweiz zu machen. Sie hat so viele Facetten, dass es schwierig ist, ihr ein Gesicht zu geben.» Christoph Zingg, Leiter der Sozialwerke Pfarrer Sieber, pflichtet ihr bei: «Man muss wissen, wohin man gehen muss, und man muss ganz genau hinschauen, um die Armut zu erkennen», hat er bemerkt. «Zum Beispiel, wenn an der Migros-Wursttheke die Ware billiger abgegeben wird oder wenn man sich die abgewetzten Ärmelsäume der Kunden ansieht.»

Zuweilen hört man im Gespräch das Argument, dass sich die armen Schweizer nicht so anstellen sollten. Im Vergleich zu wirklich Armen in Afrika oder anderen Teilen der Welt führten sie doch geradezu ein Luxusleben. Gegen diese Anschauung spricht zum einen das «relative Armutskonzept», das den Grad der materiellen Entbehrung in Relation zum «median verfügbaren Äquivalenzeinkommen der Gesamtbevölkerung» misst. Weniger soziologisch formuliert, heisst es: Mit einem Monatslohn von 2500 Euro kann eine Familie in Deutschland recht ordentlich und in Ungarn sogar gut leben. Mit 2500 Franken in der Schweiz steht man ausserhalb der Gesellschaft.

Goldhasen für 25 Rappen

Zum anderen ist da noch etwas anderes, was sich nicht mit Daten und Ziffern fassen lässt, und Marco Callegari kann richtig zornig werden, wenn er davon spricht: die Scham derjenigen, die wenig haben. Er hat in Afrika als Helfer gearbeitet und dort diese angeblich «echte» schlimme Armut kennengelernt. Die gebe es zwar, räumt er ein, aber für ihn gelte dennoch: «In der Schweiz ist es schlimmer, arm zu sein, als in Afrika.» Denn dort sei Armut keine Schande. «Jeder ist arm, und obwohl die Menschen nichts, nichts, nichts gehabt haben, waren sie doch zufrieden.»

Callegari leitet seit der Gründung vor zehn Jahren die Zürcher Caritas-Märkte im Kreis 4 und in Oerlikon. Mit der Lebensmittelbranche habe er sich schon vorher ausgekannt, grinst er spitzbübisch. Bevor er sich damals auf das Inserat der katholischen Hilfsorganisation bewarb, sei er für die Gourmetabteilung bei Jelmoli verantwortlich gewesen. Die nächste Frage nimmt er gleich selbst vorweg: Dies hier mache ihm deutlich mehr Spass, als Foie gras, Malossol und Roederer zu ordern. «Hier mache ich was Richtiges», findet er.

Gänseleber, Kaviar und Champagner gibt es im Caritas-Markt nicht, dafür aber alles, was auch eine Migros im Sortiment führt: 400 Artikel sind es, von Gemüse, Konserven, Pasta, und Milchprodukten über Kosmetik- und Putzartikel bis hin zu diversen Kleidungsstü-

cken. Aber jeweils nur eine Sorte, nicht zwei Regalmeter Joghurt oder Speiseöl. Callegari hat sich Mühe gegeben, den Laden nicht wie eine ärmliche Suppenküche wirken zu lassen, sondern wie einen richtigen Supermarkt. «Das soll kein Laden für Menschen zweiter Klasse sein, die Kunden sollen sich wohl fühlen.» Den Berechtigungsschein für den Einkauf, der vom Sozialamt ausgestellt wird, sieht er denn auch eher wie einen Klub-Ausweis: «Hier darf nur ich einkaufen.»

Es ist schon viel los am frühen Vormittag. Bis zu 200 Kunden sind es im Schnitt am Tag. Vor zehn Jahren waren es nur 15. Vor ein paar Tagen hat der Markt ein paar Schultheke hereinbekommen – viel zu wenige und heiss begehrt zu 19 Franken. Ähnlich aus der Zeit gefallen wirken die anderen Preise: Joghurt 35 Rappen,

«Mir sitzen immer wieder Leute gegenüber, die Architekten, Ärzte oder Firmenbesitzer waren.»

ein Kilo Spaghetti 85 Rappen, eine Kiwi 40 Rappen. Mitten im Sommer sitzen mehrere Lindt-Goldhasen im Regal – für 25 Rappen statt zum regulären vorösterlichen Verkaufspreis von Fr. 3,95. «Wenn eine Mutter kein Geld hat, um ihren Kindern mal eine Schoggi zu kaufen, dann ist es ihr egal, wenn es den Osterhasen im Juli gibt», erklärt Callegari nüchtern. Im Schnitt könne eine Familie 300 bis 400 Franken im Monat sparen, wenn sie hier einkaufe. «Bei einem Monatsbudget von 2000 Franken ist das eine ganze Menge.»

Annemarie Odermatt würde sich freuen über so einen Markt. «In Horgen haben wir ja nichts Gescheites», schimpft sie und meint damit die Migros und den Coop. Denn beide Ketten stehen nicht unbedingt im Ruf, Discounter zu sein. Einen Denner, einen Lidl oder Aldi gar gibt es im feinen Horgen nicht. Aber die Anreise nach Oerlikon wäre für Odermatt zu weit, zu strapaziös und vor allem zu teuer.

Ohne Lobby

Marco Callegari bestätigt, dass die Nachfrage nach Caritas-Märkten gross sei. Derzeit gibt es 24 Läden – von Genf bis St. Gallen, von Basel bis Chur. Ihr Gesamtumsatz hat sich fast jedes Jahr zweistellig erhöht und betrug im letzten Jahr über 13 Millionen Franken. Jeder Expansion sind allerdings marktwirtschaftliche Grenzen gesetzt. Trotz Spenden, günstigen Einkäufen und der Unterstützung von Supermarktketten sind die Märkte Zuschussgeschäfte.

Niemand hat es sich ausgesucht, arm zu sein, darin sind sich alle Gesprächspartner einig. Sicher gebe es – wie überall – auch schwarze Schafe: Schmarotzer, ja Betrüger, welche schamlos die Hilfsbereitschaft der Gemeinschaft ausnutzten. «Leider betonen die

Medien oft solche Einzelfälle», klagt Caritas-Frau Bettina Fredrich. Hinzu komme, dass Minderbemittelte ihrer Meinung nach keine Lobby hätten. Sie weist auf ein Beispiel im Kanton Bern hin: Als man dort ein Sparpaket verabschiedete, wollte man zuerst bei den Behinderten sparen. Ein Aufschrei ging durchs Land. Dann versuchte man es bei der Bildung. Nach dem erneuten Aufschrei kürzte man schliesslich die Verbilligungen der Krankenkassenprämien für Rentner, Alleinerziehende und Ungelernte: «Unterschiedlichste Gruppen, die keinen Fürsprecher hatten», sagt Fredrich.

«Nur geschwiegen, dann geweint»

Oft ist es ein unerwarteter Schicksalsschlag, der einen Mann oder eine Frau aus der Bahn wirft: eine Scheidung, ein Unfall, eine Krankheit, der Verlust des Arbeitsplatzes in fortgeschrittenem Alter, der Konkurs der eigenen Firma. «Die Arbeit hat bei uns einen hohen Stellenwert», hat Zingg von den Sieber-Sozialwerken erkannt. «Wir definieren den Menschen danach, was er schafft.» Wenn dann die Arbeit wegfällt, bricht oft auch gleich das Sozialprestige mit weg.

«Mir sitzen immer wieder Leute um die sechzig gegenüber, die Architekten, Ärzte oder Firmenbesitzer waren», erzählt Callegari, in dessen Caritas-Märkten Langzeitarbeitslose eine Stelle erhalten. In erster Linie geht es nach seinen Worten darum, das erschütterte Selbstvertrauen dieser Menschen wieder aufzurichten, damit sie sich mit grösseren Chancen um eine andere Arbeit bewerben könnten. «Wenn ich mit so einem Mann rede, dann sage ich ihm immer gleich zu Beginn des Gesprächs, dass es reiner Zufall ist, dass ich auf dieser Seite des Tisches sitze und er auf der anderen», erklärt der Marktleiter.

Für Annemarie Odermatt begann die Spirale, die sie unaufhaltsam nach unten zog, mit einer gescheiterten Ehe und einer hässlichen Trennung von ihrem Mann. Es folgten eine schwere Erkrankung, Arbeitsunfähigkeit, zunächst temporär und dann von Dauer. Sie will nicht klagen, sie weiss, dass andere sehr viel schlechter dastehen als sie. Als sie vor einiger Zeit ins Spital musste, hörte sie, wie der Arzt eine etwa Achtzigjährige im Bett neben ihr besorgt fragte, wie sie sich denn ernähre. «Zuerst hat sie nur geschwiegen, aber dann hat sie geweint», erzählt Odermatt. «Ich habe immer gearbeitet, mein ganzes Leben lang, aber jetzt wird die Wohnung immer teurer, und ich habe immer weniger zum Leben», hat sie gesagt.»

Annemarie Odermatt hält inne und wischt sich nun selber ein paar Tränen aus den Augen. «Sind wir schon so weit in diesem Land?», fragt sie – und man weiss nicht, ob sie das selber sagt oder ob sie die alte Dame im Spital zitiert. ○

«Mein Bedürfnis nach Erotik war unstillbar»

Er gehört zu den international bedeutendsten Schweizer Autoren. Paul Nizon, seit vierzig Jahren in Paris zu Hause, spricht über die Verwässerung der Kultur durch Einwanderung, seine Besuche bei Prostituierten und die schwierige Beziehung zu seinem Bewunderer Max Frisch. *Von Rico Bandle und Kira Bunse (Bilder)*

Es ist bei unserem Treffen über 30 Grad warm, Paul Nizon trägt trotzdem Anzug, tadellos, stilvoll, wie immer. Er ist ein Monument der Schweizer Literatur – wenn er auch nicht zu den meistgelesenen Autoren des Landes gehört, so bestimmt zu den einflussreichsten und originellsten. Der französische Autor Frédéric Beigbeder hält ihn gar für «einen der wichtigsten lebenden Autoren unserer Zeit».

Vor vierzig Jahren zog Nizon nach Paris, die Schweiz war ihm zu klein geworden, zu eng. «Diskurs in der Enge» hiess denn auch die Schrift, in der der lebenshungrige Dandy die mentale Eingeschränktheit der Eidgenossen anprangerte; heute ist der Essay ein vielzitiertes Klassiker der Schweiz-kritischen Schriften.

Nizon ist ein Mann wie aus einer anderen Zeit, nicht nur wegen seines Äusseren, sondern auch wegen seiner Ansichten, die der Romancier in seinem Journal und seinen Essays niedergeschrieben hat. Es sind Texte von radikaler Offenheit, Bollwerke gegen die fortschreitende Tendenz, die Ehrlichkeit der politischen Korrektheit zu opfern. Nizon macht keinen Hehl aus seinem elitären Kunstverständnis, schreibt über sein exzessives Liebesleben, das sich zum Teil im Milieu abspielte, seine drei gescheiterten Ehen, über Sympathien und Abneigungen gegenüber anderen Autoren. Er schildert aber auch seine zunehmende Konsternation im Zusammenhang mit Migration, wie er von seinen eigenen rassistischen Anwandlungen überrascht wurde.

Beim Vorgespräch am Telefon hatte sich Nizon noch skeptisch darüber geäussert, ob er zu gesellschaftlichen Themen überhaupt noch etwas Interessantes zu sagen habe. Er halte sich aber gerade in der Schweiz auf, in Baden bei seiner Tochter, ich solle doch einfach vorbeikommen.

Herr Nizon, die Migration ist das ganz grosse Thema in Europa. Vor 36 Jahren haben Sie den Text «Im dunklen Erdteil von Paris. Der Rassismus in dir selber» publiziert. Darin beschrieben Sie die «Masseninvasion» von Afrikanern und wie Sie selbst rassistische Gefühle entwickelten. Wie kam es dazu?

Ich lebte damals in einem Haus, das quasi über Nacht von Schwarzafrikanern, man

könnte sagen Migranten, massenhaft unterwandert, wenn nicht übernommen worden war und in kürzester Zeit herunterkam. Dabei hatte mich die Präsenz von schwarzen und arabischen Bewohnern in meinem Viertel nie im Geringsten gestört – Paris als Hauptstadt einer einstigen Kolonialmacht war ein multikulturelles Vielvölkergemisch, schon immer gewesen, wenn auch nicht wirklich unterm Zeichen der Gleichberechtigung, man denke nur an die Banlieue. Die Abkömmlinge aus der Dritten Welt mit ihrer anderen Mentalität empfand ich nicht als störend, die Vorfälle in meinem Wohnhaus erlebte ich jedoch als naturkatastrophenähnlichen Einbruch – und mit am schlimmsten die in mir aufsteigenden rassistischen Anwandlungen.

«Die ersten Reaktionen waren telefonische Gratulationen von Meienberg und Bichsel.»

Der Text gab bei seiner Publikation 1980 ziemlich zu reden.

Die ersten Reaktionen waren telefonische Gratulationen von Niklaus Meienberg und Peter Bichsel. Es geht im Text ja darum, wie der Rassismus in einem selber entsteht. Jeder Mensch ist anfällig für rassistische Gefühle, aber nicht jeder reflektiert diese Gefühle dann auch.

Sie schreiben: «Der Rassismus wütet in dir selbst und richtet sich selbstzerstörerisch gegen dich. [...] Ich hätte nie von mir gedacht, dass ich anfällig werden könnte für derlei Abwehr- und Verunglimpfungsmechanismen.»

Erstaunlich war: So schnell, wie die Strasse verwahrloste, so schnell ging es dann wieder aufwärts – und zwar dank der Ankunft von Pakistanern. Sie waren sehr fleissig, sehr händlerisch, ganz anders als die Afrikaner, die sie bald einmal vertrieben. Das alles war für mich ein Lernprozess. Die Wohnung konnte ich an die Gruppe Olten verkaufen, die Schweizer Schriftsteller-gewerkschaft, die sie dann an Autoren untervermietete.

Seit jenem Erlebnis hat die Einwanderung in ganz Europa weiter zugenommen. Wie nehmen Sie diese Entwicklung wahr?

Hilflos und mit einem Gemisch aus Scham- und Schuldgefühlen. Ich kannte Paris vor der Globalisierung, vor der Europäischen Union. Jenes Paris habe ich natürlich dem heutigen vorgezogen. Wobei mir klar ist, dass die europäische Entwicklung unaufhaltsam ist. Gerne würde ich sagen: Diese Einebnung, wenn nicht Verwässerung, ist der Preis für den langandauernden Frieden in Europa.

An was genau machen Sie die «Verwässerung» fest?

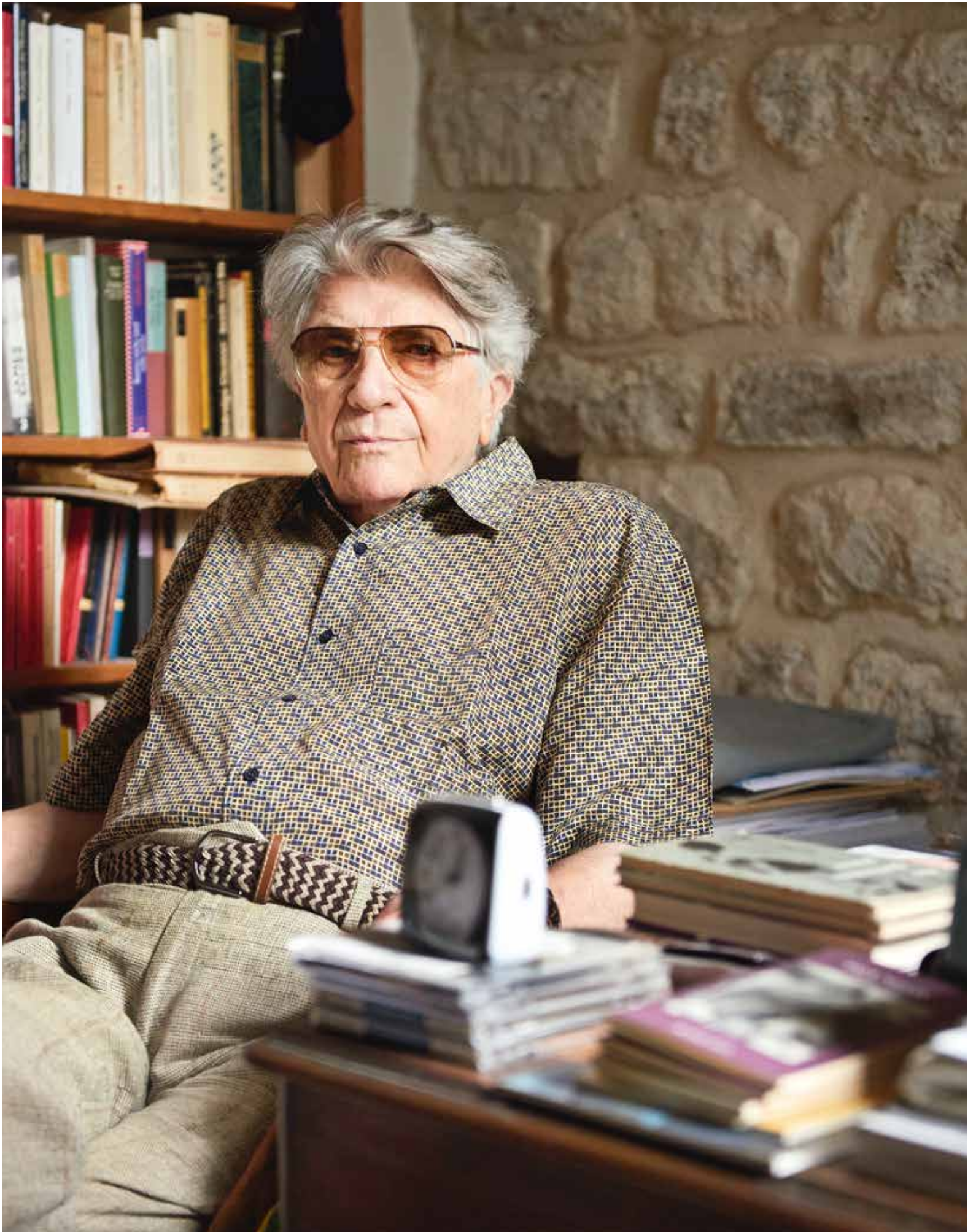
Ich schätzte früher immer den Grenzübertritt, wenn ich in Europa unterwegs war: Da war der Schlagbaum, die Zollbeamten, danach war man in einer anderen Kultur. Das möchte man im vereinigten Europa verschwinden lassen. Alles wird auf eine Art gleichgemacht, es entsteht eine Durchschnittlichkeit, die ihren Reiz verliert. Die enormen Migrationsströme tragen ebenfalls dazu bei. Ein Rückzug in den Nationalismus ist aber keine Alternative. «Nationalismus bedeutet Krieg», hat François Mitterrand gesagt. Da hat er wohl recht: Kriege hatten fast immer mit Nationalismus und Territorien zu tun.

Frankreich hat ökonomisch und gesellschaftlich mehr Probleme als die meisten anderen Länder Europas. Was läuft schief?

In Frankreich funktioniert nichts. François Hollande, eigentlich eine liebenswürdige Figur, ist in den Augen der meisten Leute ein lächerlicher Popanz geworden. So wenig Kredit wie er hatte noch nie ein Präsident.

Vielleicht ist das Land einfach unregierbar mit den starken Gewerkschaften, mit den festgefahrenen Strukturen.

Niemand in Frankreich ist bereit, Privilegien aufzugeben zugunsten des Staatswohls. Eigentlich ist es ja positiv, dass die Leute nicht alles schlucken. Mich hat die aufmüpfige Mentalität immer beeindruckt, zum Beispiel, wenn eine Million Schüler auf die Strasse geht. Wo gibt es so etwas? Wahrscheinlich ist dieses Volk tatsächlich besonders schwer zu regieren, nur starke Persönlichkeiten wie de Gaulle schaffen das. In Frankreich hat die Monarchie trotz Revolution ja nie richtig aufgehört, die Präsidenten sind monarchische Figuren, Alleinherrscher. >>>



«Zwischen den Geschlechtern wüten abgrundtiefe Unterschiede»: Autor Nizon, 86.

Paul Nizon spricht deutlich, sehr überlegt. Er ist ein neugieriger Beobachter, einer, der die Welt begreifen und beschreiben möchte, der seine Beobachtungen aber nie mit politischen Forderungen verbindet. Oft sagt er mit bedauerndem Unterton: «Das ist der Lauf der Dinge» oder «Das lässt sich nicht aufhalten». So auch, wenn er erklärt: «Der französische Lebensstil, der Synonym war für Lebenskunst in jeder Beziehung – von der Ernährung bis zur Liebe –, ist zu einem grossen Teil verschwunden.»

Paris ist bei allen Einwänden bis heute Ihre grosse Liebe. Können Sie sich an Ihren ersten Besuch in der Stadt erinnern?

Das war 1947, also kurz nach dem Krieg. Briten und Amerikaner aus den Besatzungszonen gehörten mit ihren Uniformen zum Strassenbild. Als Kunstkritiker der NZZ reiste ich in den fünfziger Jahren oft hin, um Ausstellungen anzuschauen. Paris war die kulturelle Hauptstadt der Welt, da waren Giacometti, Picasso, Sartre und viele mehr.

Die Stadt zog Sie magisch an.

Mich zog es dahin nicht zuletzt wegen der überwältigenden Schönheit, Architekturschönheit, und ausserdem lockten die «französischen Zustände» mit dem anderen Lebensmodell, dem eklatanten Glückstreben, der erotischen Aufladung in der Luft, der untergründigen Revolutionsbereitschaft, der produktiven Leidenschaft – nicht zu vergessen: Ich war ja ein freischaffender Schriftsteller ohne ausgesprochen bürgerliche Absichten.

Bevor Sie 1977 nach Frankreich zogen, haben Sie im berühmt gewordenen «Diskurs in der Enge» den Zustand der Schweiz beschrieben. Das Land gleiche, «in den Augen des Welthungrigen, ein bisschen einem Ehepaar, das sich aufs Altenteil zurückgezogen hat», schrieben Sie. Die Schweiz sei geprägt durch «Nivellierung», «Gräue», «Gleichschaltung». Sehen Sie das heute immer noch so?

Meine Grunderfahrung in der Schweiz war die Abkapselung. Ich bin im Krieg aufgewachsen, die Grenzen waren geschlossen, man war gezwungen, möglichst wenig mit der Aussenwelt zu tun zu haben. Ich glaube schon, dass diese Mentalität noch nicht ganz verschwunden ist. Ich sagte immer: Die Schweiz wird sich nie öffnen, ausser sie wird von der Welt geschnappt. Wahrscheinlich ist dies jetzt der Fall.

Als der Krieg begann, waren Sie zehn Jahre alt und wohnten in der Länggasse in Bern. Welches sind Ihre prägendsten Erinnerungen an diese Jahre?

Die Väter standen an der Grenze, die Städte waren leer, nur Frauen, Greise und Kinder

waren da. Immer mal wieder unterbrach ein Fliegeralarm den Schulunterricht. Erst 1946, unmittelbar nach dem Krieg, konnte ich zum ersten Mal ins Ausland reisen. Ich fuhr mit einem Freund nach Venedig; für mich war es, als befände ich mich in einem Film des Neorealismus. Alle hatten wir nach dem Krieg einen wahnsinnigen Lebens- und Welthunger.

Haben Sie als Kind während des Kriegs begriffen, was in Deutschland abgeht?

Ja. Ich habe einmal, es muss 1943 oder 1944 gewesen sein, in der US-Botschaft Aufnahmen von Konzentrationslagern gesehen. Täglich fürchtete man, die Deutschen würden einmarschieren.

Später, Anfang der fünfziger Jahre, haben Sie ein Jahr lang in München studiert, wenige Jahre zuvor war das noch das Zentrum des Nationalsozialismus gewesen. Wie haben Sie das erlebt?

München war eine Ruinenstadt, zum Teil hat es aus den Trümmern noch geraucht. Die Stadt befand sich in der amerikanischen Zone, überall waren die GIs. Es herrschte eine auffallende Armut, die Studenten tru-

«Meine Grunderfahrung in der Schweiz war die Abkapselung.»

gen merkwürdige Kleider, so Grossmuttermäntel. Es war eine sehr intensive Atmosphäre, für mich sehr beeindruckend. Bis heute kann ich den Nationalsozialismus nicht wegdenken, wenn von Deutschland die Rede ist. In dem Münchner Studienjahr habe ich übrigens zum ersten Mal geheiratet. Auf dem Standesamt, zwischen zwei Vorlesungen...

Das Gespräch driftet immer wieder ab, Nizon erkundigt sich, welche Schweizer Journalisten aus seiner Zeit vor dem Wegzug nach Paris heute noch aktiv seien. Wir kommen auf Jürg Ramspeck zu sprechen, den früheren *Weltwoche*-Chefredaktor, ich soll ihm doch einen Gruss ausrichten. Irgendwann, es ist mitten am Nachmittag, fragt er, ob ich ein Glas Whiskey wolle, sein Schwiegersohn habe eine schöne Whiskey-Sammlung. Wir stossen an, beim ersten Glas, dann beim nächsten. Wir kommen auf ein zentrales Thema in Leben und Werk Nizons zu sprechen: die Erotik.

In Ihren Büchern spielen Frauen und das Begehren eine zentrale Rolle ...

... Stört Sie das?

Im Gegenteil. Es ist Ihre radikale Ehrlichkeit, die gleichermassen irritierend wie auch bewundernswert ist: Wer gibt schon zu, rassistische Gefühle zu empfinden? Wer redet schon offen über seine Bordellbesuche? Sie tun es einfach.

Ich habe mich auch schon gefragt, weshalb meine Generation von Schweizer Literaten mehrheitlich eine so verklemmte, wortkarge Prosa pflegte, diesen hermetischen Stil, fern von Selbstentblössung. Da gibt es einen einfachen Grund: Es waren alles Lehrer, die konnten nicht riskieren, den Mund aufzureissen. Aber über meine eigene Offenheit habe ich noch nie wirklich nachgedacht. Meinen Sie, die Freimütigkeit sei rücksichtslos?

Höchstens Ihren Frauen und Freundinnen gegenüber, die dann über Ihre Eskapaden lesen müssen. Wie haben sie auf diese Texte reagiert?

Natürlich nicht so positiv, das ist klar. Die Feministinnen in meiner Leserschaft haben das auch nicht besonders geschätzt...

Sie waren ein äusserst gutaussehender Mann, der immer stilvoll aufgetreten ist ...

... Finden Sie?

Auf jeden Fall. Und Sie sind es immer noch. Jedenfalls stellt sich die Frage, weshalb ein solch attraktiver und angesehener Mann zu Prostituierten geht.

Wenn ich nun etwas grossspurig beginne: Es gibt eine alte Allianz zwischen Schriftstellern und Prostituierten. Vor allem in der französischen Kultur. Und dann sind solche Begegnungen Kürzestliebesromane. Lachen Sie ruhig!

Und weniger grossspurig ...?

Ich war sehr allein in meiner ersten Zeit in Paris, ich befand mich in einer Lebens- und Schreibkrise. Die *maisons de rendez-vous*, die ich besuchte, stillten nicht nur meine Bedürftigkeit, sie ersetzten die Menschheit. Dass ich schon sehr früh fasziniert war von der Halbwelt, darf man heute nicht mehr sagen, und wenn man auf der Strasse eine Frau anschaut, wird man straffällig. Was mich betrifft: Das Interesse an der Erotik bestimmt zu einem grossen Teil meine Literatur, meinen Charakter, mein Dasein. Auch die Sprache in meinen Büchern ist eine sinnliche Sprache. Erotik und Sexualität sind die grössten Triebfedern unserer Existenz, für alles, was produktiv ist auf der Welt. Und es ist etwas, was man nie wird ergründen können. Mein Bedürfnis nach Erotik war unstillbar, und ich kann verstehen, dass dies einigen Leuten auf die Nerven ging.

Sie sind nun 86 Jahre alt, wie sehr leiden Sie unter der schwindenden Lust, der schwindenden Manneskraft, die vorher so zentral in Ihrem Leben war?

Gar nicht. Eine gewisse Beruhigung in dieser Hinsicht erachte ich als sehr angenehm. **Es ist eine Erleichterung, wenn der Trieb, das Begehren nachlässt?**

Das Begehren hat abgenommen, die Aufmerksamkeit und die Bewunderungsfähigkeit den Frauen gegenüber aber gar nicht. Wenn das aufhören würde, so wäre das schrecklich.

Schwindet mit dem Sexualtrieb auch die Kreativität?

Mein fast besessenes Interesse an der Erotik hängt bestimmt mit der schöpferischen Prädestination zusammen. Ich habe mir mehr als ein Heil versprochen von der Literatur: Ich wollte nicht einfach nur Erfolg haben und ein gutes Produkt herstellen, sondern etwas Höheres erreichen. In dieser Suche und der Selbsthervorbringung in der Sprache war die Erotik ein wichtiger Motor. Das ist bei vielen Künstlern so. Wahrscheinlich nimmt die Kreativität mit dem schwindenden Sexualtrieb tatsächlich ab. Aber es gibt Leute, die in meinem Alter noch erstaunlich produktiv sind. Zum Beispiel Roman Polanski, Clint Eastwood oder Philip Roth. An diese Beispiele klammere ich mich hoffnungsvoll.

Über das Verhältnis zwischen Mann und Frau haben Sie geschrieben: «Mann und Frau ziehen nie am selben Strick, sie können später aufgrund gemeinsamer materieller Interessen eine gute Freundschaft, Kollegialität, Partnerschaft entwickeln, nie das tiefste Einverständnis.»

Zwischen den Geschlechtern wüten abgrundtiefe Unterschiede. Im Rahmen eines Familienengagements kann eine Beziehung über längere Zeit aufgehen, sonst ist das fast unmöglich. Ich bin selten Paaren begegnet, die liebend und harmonisch geblieben sind.

Weshalb ist das so?

Ich weiss es nicht. Vielleicht hängt das mit dem verschiedenartigen Altern zusammen. Ein grosser Teil der Attraktivität bei der Frau ist die Schönheit, und diese ist ein befristetes Phänomen. Ein Freund von mir, der Schriftsteller Frédéric Beigbeder, hat ein Buch geschrieben, «L'amour dure trois ans» («Die Liebe währt drei Jahre»); als es verfilmt wurde, hat man auch mich dafür befragt. Ich vertrat eine ganz andere These als jene der drei Jahre währenden Liebe: Ich glaube, die Liebe währt ewig, selbst nach einer Trennung. Die Liebe ist noch spürbar da, wir können sie aber nicht mehr aktualisieren.

Paul Nizon hat fast alle grossen deutschsprachigen Autoren seiner Generation persönlich gekannt. Zu einigen pflegte er eine freundschaftliche Beziehung, zum Beispiel zu Friedrich Dürrenmatt, zu Peter Handke und vor allem zu Elias Canetti. Bei anderen tat er offen seine Abneigung kund, zum Beispiel gegenüber Hugo Loetscher («Wir mochten uns nicht riechen, nicht einmal über eine Distanz von vielen Kilometern.») oder Max Frisch.

Sie reden nicht nur offen über Ihre erotische Besessenheit, sondern auch über



«Früh fasziniert»: Bücherwand in Paris.

Ihre Abneigung gewissen Schriftstellerkollegen gegenüber. Vor allem über Max Frisch haben Sie sich immer wieder negativ geäussert, obschon er Ihr grosser Förderer war. Dank seiner Vermittlung sind Sie beim angesehensten deutschsprachigen Verlag, dem Suhrkamp-Verlag, aufgenommen worden.

Kurze Zeit waren Frisch und ich ziemlich eng befreundet gewesen, dann sind wir auseinandergekommen. Ich war sehr eng verbunden mit Elias Canetti, er war die wichtigste Bezugsperson für mich.

Was war denn genau das Problem mit Frisch? Er war ja sehr angetan gewesen von Ihnen, hat Sie überallhin eingeladen. Sie schrieben dann: «Ich kam mir denn tatsächlich irgendwie missbraucht vor durch Frischs Bevorzugung meiner Person.»

Im Gegensatz zu mir war er ein hochpolitischer Mensch. Was mir weniger gefiel: Er war ein Nörgler. Er war auch wahnsinnig neidisch, auf alle, zum Beispiel, weil sie jünger waren als er oder was auch immer. Dass er mich zum Suhrkamp-Verlag gebracht hat, wie immer gesagt wird, stimmt auch nur halb. Ich hatte damals schon eine Zusage vom Piper-Verlag. Da begegnete ich Frisch, er sagte, ich solle mit Piper noch zuwarten, die Leute vom Suhrkamp-Verlag seien gerade in Zürich. Noch am selben Tag traf ich mich mit Verlagschef Siegfried Unseld und einem Suhrkamp-Lektor im Hotel «Urban», legte ihnen ein paar mitgebrachte Notizen und Tonbandaufnahmen vor. Ein oder zwei Stunden später verliess ich das Hotel mit einem lukrativen Vertrag in den Händen. Ich kam mir vor, als sei ich in Hollywood angekommen.

Frisch hatte fantastischen Erfolg.

Im Suhrkamp-Verlag war er immer der meistverkaufte Autor, zusammen mit Hermann Hesse. Ich habe mich von ihm zurückgezogen, ich bin kein Höfling, ich benötige keinen Mentor. Wenn Siegfried Unseld in Paris war, fragte er jeweils, ob ich mitkomme zu Samuel Beckett. Ich lehnte jeweils ab, so etwas brauche ich nicht, ich muss mich nicht

mit erfolgreichen Leuten umgeben. In dieser Hinsicht bin ich eher schüchtern, vielleicht ist es auch falscher Stolz.

Sie gehören zu den meistgelobten Schweizer Autoren, man hat Sie schon für den Nobelpreis vorgeschlagen, auf Bestenlisten der bedeutendsten Bücher in Frankreich und Deutschland standen Werke von Ihnen schon weit oben. Woran liegt es, dass der grosse Publikumserfolg trotzdem ausgeblieben ist?

Wer Erfolg haben will, muss engen Kontakt zum Publikum pflegen. Ich habe immer eher publikumsabgewandt geschrieben, so etwas wie Selbstgespräche geführt. Ich habe «für die Kunst oder für die Katz» geschrieben, wie Robert Walser sagte. Das war wohl ein Fehler. Aber Walser, der zu Lebzeiten bloss ein winziges Publikum hatte, ist jetzt in fünfzig Sprachen übersetzt und wird im Gegensatz zu den meisten Autoren seiner Zeit heute noch gelesen. Auch meine Bücher sind alle noch da, selbst jene, die ich vor vierzig oder fünfzig Jahren geschrieben habe. Die Hoffnung ist also da, dass ich etwas geschaffen habe, das bleiben wird.

Welches waren für Sie die wichtigsten Bücher in Ihrem Leben, ausgenommen die selbstgeschriebenen?

Die Russen natürlich: Lermontow, Tolstoj, Gontscharow. Bei den Angelsachsen: Thomas Wolfe, Malcolm Lowry und einige andere. Als junger Mensch hatte ich eine ganz starke Beziehung zu Goethe. Wichtig für mich ist sicher auch Robert Walser, ich habe ihn schon als Schüler gelesen, völlig perplex. Da war ein so riesiger Sprachaufwand mit so wenig Geschichte dahinter! Als Schüler habe ich das nicht verstanden, und trotzdem hat es mich nachhaltig fasziniert. Durch Walser lernte ich, dass durch die Sprache neben wenig Handlung sehr viel möglich ist, an Emotionen, an Zwischentönen. Ich fühle mich vom Wesen her Walser verwandt. Wichtig für mich war auch Célines «Reise ans Ende der Nacht», das Buch habe ich gelesen, während ich meinen ersten grossen Roman, «Canto», geschrieben habe. Ein unglaubliches Buch, das mich stark inspiriert hat. Und noch ein bedeutendes Buch: Felix Hartlaubs «Im Sperrkreis». Hartlaub war Hitlers Kriegstagebuchführer.

Paul Nizon, 1929 als Sohn eines Russen und einer Schweizerin in Bern geboren, promovierte in Kunstgeschichte und arbeitete als Kunstkritiker bei der NZZ, bevor er sich der Literatur zuwandte. So viel Lob er von der Fachwelt erhält, so erfolglos ist er beim breiten Publikum geblieben – wobei er in Frankreich, wo er seit 1977 lebt, noch mehr Ansehen geniesst als im deutschsprachigen Raum. Zu seinen bekanntesten Werken gehören die Romane «Canto» (1963) und «Das Jahr der Liebe» (1981) sowie «Die Belagerung der Welt» (2013), ein furioser Auszug aus seinen mittlerweile auf über 20 000 Seiten angewachsenen tagebuchartigen Journal-Aufzeichnungen. Nizon war dreimal verheiratet und hat vier Kinder.

Süsser Wahnsinn

Sie gehört zu den wenigen Schweizer Filmregisseuren, die auf dem internationalen Parkett mithalten können. Nun ist Ursula Meier in die Oscar-Academy aufgenommen worden. Seit vielen Jahren lebt sie in Brüssel – die Schweiz aber schätzt sie je länger, desto mehr. *Von Rico Bandle*

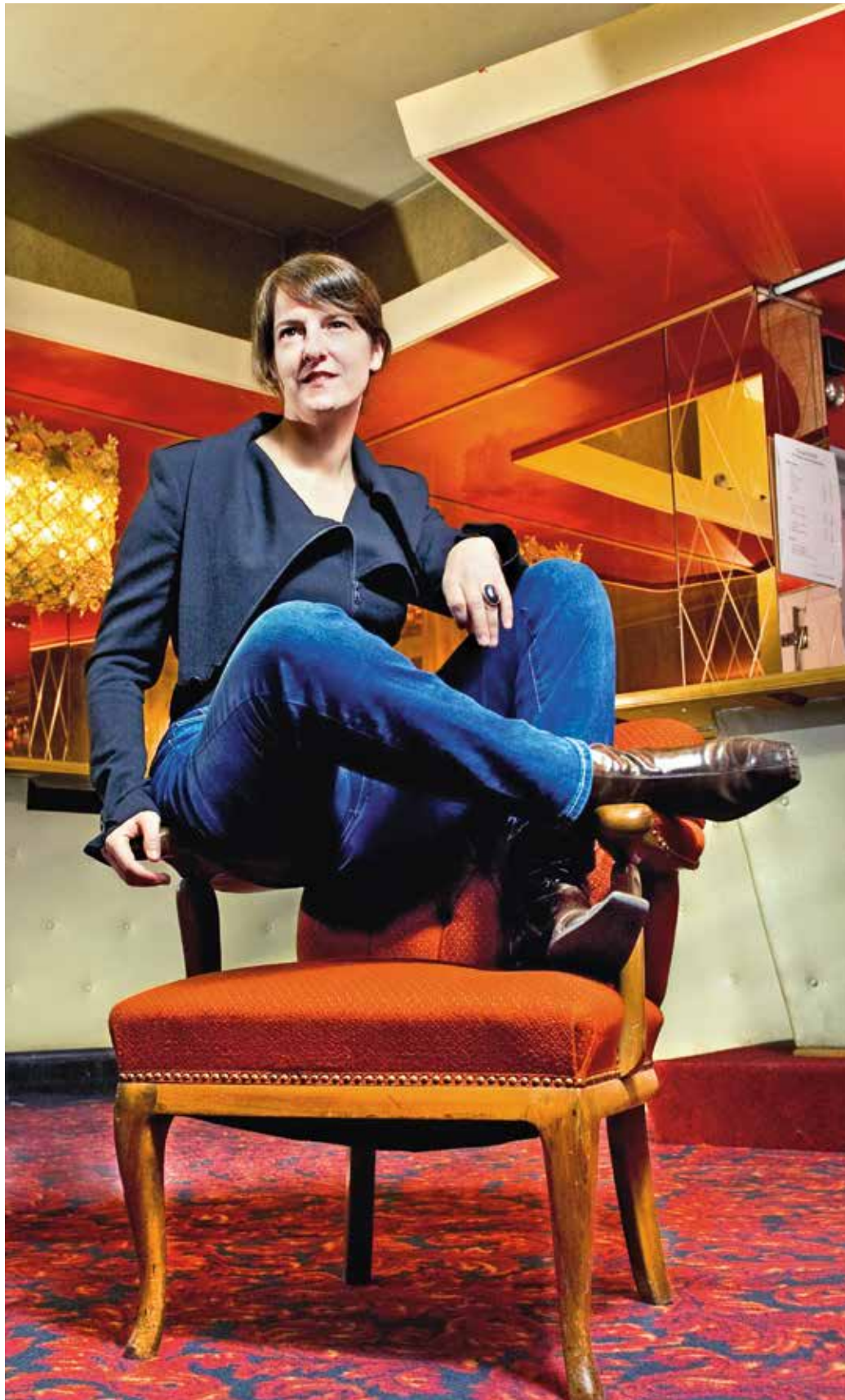
Ausser einigen Insidern hatte ihren Namen noch nie jemand gehört. Bis zum Filmfestival von Cannes 2008. Dort feierte Ursula Meier mit ihrem Kinodebut eine fulminante Premiere. «Home» hiess ihr Film, mit dem französischen Superstar Isabelle Huppert in der Hauptrolle. Überhaupt klang alles sehr unschweizerisch: Das für hiesige Verhältnisse grosse Budget von fünf Millionen Franken, der Drehort Bulgarien, die Ausrichtung auf ein internationales Publikum. Hier wollte jemand gross hinaus – und legte ein Werk vor, wie es die Schweiz lange nicht gesehen hatte: einen eigenwilligen, surrealistisch anmutenden Film über eine Familie, die an einer Autobahn lebt, der weit über das Fachpublikum hinaus für Begeisterung sorgte.

Vier Jahre später legte Meier «Sister» («L'enfant d'en haut») nach, diesmal in der Schweiz gedreht, aber nicht weniger aufwendig – prompt gewann der Film den Silbernen Bären an der Berlinale, einem der wichtigsten Filmfestivals der Welt. «Sister» kam in 45 Ländern in die Kinos, was kaum je ein Schweizer Film geschafft hat. Allein in den USA lief er in 90 Städten, wurde in den bedeutendsten Zeitungen des Landes in grossen Beiträgen meist euphorisch besprochen und prompt auch für den Oscar als bester fremdsprachiger Film nominiert. «Das war wohl auch der Grund, weshalb man mich in die Oscar-Akademie aufgenommen hat», sagt Ursula Meier, die von nun an mitbestimmen darf, wer jährlich die begehrten Trophäen erhält.

Grotesker Blick auf die Abgründe

Wir treffen uns in Villeneuve, dem malerischen Dorf am Genfersee, wo die Regisseurin ihre Ferien verbringt. Vier Jahre ist es her, seit «Sister» in die Kinos kam. «Ich bin an vier Filmprojekten gleichzeitig dran, befinde mich noch im Schreibprozess», sagt sie. «Ein Fernsehfilm, ein deutsch-französischer Kinofilm, ein US-Film und noch ein anderer – es kann sein, dass dann alle kurz hintereinander herauskommen.»

Ihre Filme sind wortkarg; in einem reduktionistischen Stil gedreht, bieten sie einen liebevollen, leicht grotesken Blick auf die Abgründe des Lebens. Sie selbst ist ganz anders: offen, rededreudig, humorvoll. Sie erzählt, wie sie bei Genf direkt an der Grenze aufgewachsen ist, auf der französischen Seite: «Zwischen dem französischen und dem Schweizer Zollhäuschen lagen einige Dutzend Meter. Schon als kleines Kind fragte ich meinen Vater: «Wo sind wir hier, in der



«Zu welchem Land gehören die Kühe hier, die Blumen?»: Filmemacherin Meier.

Schweiz oder in Frankreich? Zu welchem Land gehören die Kühe hier, die Blumen?» Dieses Niemandsland faszinierte mich, es liess Raum für Fantasie, hier ist alles möglich.» Wenn sie sich Geschichten für ihre Filme ausdenke, so suche sie immer nach solchen Zwischenräumen, die man normalerweise nicht beachte.

Mit siebzehn rief sie Alain Tanner an

In «Home» geht es um eine Familie, die ein etwas verrücktes, aber doch funktionierendes Leben führt – solange die angrenzende Autobahn noch wegen Planungsfehlern brachliegt. Als nach zehn Jahren die Blechlawine doch noch heranrollt, gerät alles durcheinander: Die Familie weigert sich trotzig, ihr Zuhause zu verlassen, mauert sich ein, wird zunehmend wahnsinnig. «In Europa wurde ich gefragt, ob die Familie für die Schweiz stehe, in den USA, ob sie sinnbildlich für Europa sei», sagt Meier. Der Film ist deshalb so stark, weil die Antwort offenbleibt, weil es sich um eine allgemeingültige Parabel handelt, ganz in der Tradition von Frischs «Biedermann und die Brandstifter» oder Dürrenmatts «Besuch der alten Dame». Meier sagt, sie habe beim Schreiben mit ihrem Co-Autor schon auch an die Schweiz gedacht, «aber nur kurz», jeder könne in der Geschichte sehen, was er wolle.

Bei Meiers Filmen kommt einem unweigerlich der berühmte erste Satz von Tolstois «Anna Karenina» in den Sinn: «Alle glücklichen Familien gleichen einander, jede unglückliche Familie ist auf ihre eigene Weise unglücklich.» Meiers Biografie allerdings hat mit jenen ihrer Filmfiguren nichts gemein. Sie

In ihrem Schweizer Bergfilm ist in keinem Augenblick die übliche Alpen-Ästhetik zu erkennen.

ist in einer intakten Familie aufgewachsen, der Vater ist Deutschschweizer, war Direktor von ABB in Genf, die Mutter Französin, sie kümmerte sich um die vier Kinder. Am Familientisch wurde viel und heftig diskutiert. «Es begann beim Frühstück und ging beim Nachtessen weiter», sagt Meier.

Sie, mit ihrem Hang zum Skurrilen, habe Mühe gehabt in der normierten Schule. «Ich musste mich immer anpassen.» Das eigenwillige Mädchen wusste früh, was es wollte. Mit siebzehn rief es Alain Tanner an, den Übervater des Westschweizer Autorenkinos, die beiden vereinbarten sich zum Kaffee – Meier wurde später seine Assistentin. Tanner war es auch, der ihr den Besuch der Filmschule in Brüssel empfahl. Dem Rat zu folgen, war die vielleicht wichtigste Entscheidung in Meiers Leben. «Brüssel und ich, das war Liebe auf den ersten Blick. Es ist kein Zufall, dass hier der Surrealismus entstand – ich konnte endlich

meine verrückte Seite ausleben, die immer in mir geschlummert hatte.»

Die Verrücktheit paart sich bei Meier mit Sturheit. Für den Film «Home» suchte sie fast ein Jahr lang nach einem stillgelegten Autobahnstück, das genau ihren Vorstellungen entsprach, sogar in Kanada. Fündig wurde sie in Bulgarien. Um den Hauptdarsteller,



Surreal: Kacey Mottet Klein (l.), Léa Seydoux in «Sister».

einen Jungen, zu finden, hat sie Hunderte, wenn nicht Tausende von Anwärtern angeschaut. «Ich hatte am Schluss das Gefühl, sämtliche Kinder in der Romandie gesehen zu haben.» Auch hier hat sich der Aufwand gelohnt: Mit Kacey Mottet Klein, heute achtzehn Jahre alt, hat sie ein riesiges Talent entdeckt, das mittlerweile in mehreren Filmen mitgespielt hat und dem eine grosse Zukunft vorausgesagt wird.

Bond-Girl in der Hauptrolle

Beim zweiten Kinofilm «Sister» brachte Meier etwas zustande, was man kaum für möglich hielt: einen Bergfilm in den Schweizer Alpen zu drehen, bei dem in keinem Augenblick die Schweiz oder die übliche Alpenästhetik zu erkennen sind. «Sister» ist wie «Home» eine universelle Parabel: Oben befindet sich das Luxus-Skiresort, unten die trostlose Talsohle, wo zwischen Betonblöcken und Industrieanlagen ein Junge mit seiner Schwester lebt, der mit der Bahn hochfährt, um Skis der Touristen zu klauen. Es ist ein Film der Gegensätze, wie man ihn sonst aus Armenvierteln in Südamerika kennt, der aber doch im Herzen der Schweiz spielt. Das ganze Setting wirkt surreal, bei allen depressiven Elementen strahlt der Film aber doch Heiterkeit und Zuversicht aus. Eine der Hauptrollen spielt Léa Seydoux, die mit Tom Cruise in «Mission: Impossible» mitwirkte und zuletzt als Bond-Girl in «Spectre» weltbekannt wurde. «Wahrscheinlich dank ihr hat «Sister» in den USA auch heute noch enorm gute Video-on-Demand-Abrufe», sagt Meier lachend. «Ich hätte den Film erst nach dem «Bond» herausbringen sollen, er wäre wohl noch viel erfolgreicher gewesen ...»

Auch «Sister» möchte Meier nicht als Kritik an der Schweiz verstanden wissen. «Klar, ich

wollte eine Seite der Schweiz zeigen, die man sonst nicht sieht. Aber in erster Linie war ich fasziniert von diesem Niemandsland in der Talsohle bei Monthey VS, dort wollte ich unbedingt drehen.» Meier gehört ohnehin nicht zu den Kulturschaffenden, die mit Schweiz-Kritik um Aufmerksamkeit buhlen. Im Gegenteil. Mehrmals im Gespräch sagt sie: «Ich liebe die Schweiz, je länger, je mehr.» Oder: «Die Schweiz ist mein Land.» Auch legt sie Wert darauf, dass ihr Zweitwohnsitz Schweiz erwähnt wird, hier verbringe sie viel Zeit.

Zwischen Brüssel und der Westschweiz hin und her zu pendeln, hält sie für ideal. «Brüssel ist chaotisch, da herrscht eine *sweet madness*, in der Schweiz funktioniert dafür alles, hier ist es wunderschön. So habe ich beides.» Überhaupt habe sie einiges vom zwinglianischen Geist ihres Zürcher Vaters in sich, auch wenn sie kein Schweizerdeutsch rede. «Die Digitalisierung verleitet viele Regisseure dazu, am Set unzählige Varianten aufzunehmen, schliesslich kostet das Filmmaterial nichts mehr. Beim Editieren wird dann erst geschaut, was am besten passt.» Sie, die Perfektionistin, arbeite ganz anders: «Ich plane alles ganz genau, das Drehbuch, jede Kameraeinstellung ist akribisch vorbereitet, es gibt nicht mehrere Optionen.»

Dass Brüssel nach den Terroranschlägen in Paris so negative Schlagzeilen machte, stimme sie traurig. «Die Stadt wird in den Medien falsch dargestellt. Es ist immer einfach, mit dem Finger auf andere zu zeigen, dabei wissen alle, dass es sich beim Terrorismus nicht um ein Brüsseler Problem handelt, sondern um ein europäisches.» Sie wohnt im Künstlerquartier Saint-Gilles, dort sei die Durchmischung gut, Jung und Alt, Einwanderer und Einheimische lebten friedlich zusammen. Natürlich gebe es in gewissen Quartieren auch Probleme, doch dazu möchte sie sich lieber nicht äussern, das Thema sei zu komplex, um es in wenigen Sätzen abzuhandeln.

Nächster Halt: Hollywood

Auf ihre Zukunftspläne angesprochen, sagt Meier, dass es sie reizen würde, auch einmal einen Blockbuster zu drehen, also einen Film für das Massenpublikum. Nun, da sie vermehrt mit US-Produzenten zu tun habe, stelle sie fest: «Anders als in Europa wird in den USA nicht zwischen Autorenfilmen und Mainstream-Regisseuren unterschieden, also zwischen Hochkultur und Kommerz. Es zählt nur, ob man das Regiehandwerk beherrscht, das finde ich befreiend.» Noch sei sie aber nicht ganz so weit: «Bei einem kommerziellen Film muss man loslassen können, die Handlung gegebenenfalls anpassen, wenn der Produzent es verlangt oder das Testpublikum schlecht auf eine Szene reagiert.» Momentan hätte sie noch Mühe damit. «Aber irgendwann möchte ich das auch noch probieren!» ○



Geben und Nehmen: Ständerat Noser.



Raue Gewässer: UBS-Chef Ermotti.



Historischer Glücksfall: SNB-Präsident Jordan.

An der Spitze

Das gesellschaftliche und institutionelle Gefüge der Schweiz verhindert, dass Einzelne zu viel Macht auf sich vereinen. Trotzdem gibt es immer wieder Männer, die zu einem bestimmten Zeitpunkt über beträchtlichen Einfluss verfügen. Auf diese Schweizer sollte man achten. *Von Florian Schwab*

Ruedi Noser, FDP-Ständerat (ZH) — Politische Überzeugungen hat der frischgewählte Zürcher Ständerat durchaus. Bloss wechseln sie in hohem Tempo. Zur Biegsamkeit bei Inhalten kommt ein riesiges Netzwerk in der Wirtschaft. Er ist Präsident des Branchenverbands ICT Switzerland und Mitglied des Vorstands von Economiesuisse. Sein Talent zum politischen Geben und Nehmen zeigt sich beispielsweise an der PR-Agentur Furrerhugi: Noser gilt als Architekt dieses erfolgreichen Lobby-Gebildes, das innert weniger Jahre den etablierten Platzhirschen in Bern die Butter vom Brot nahm. Kein Zweifel: Ruedi Noser ist der erste Mann seiner Partei im Bundeshaus.

Sergio Ermotti, UBS-CEO — Seit fünf Jahren steuert der Tessiner Kapitän die Grossbank durch raue Gewässer. In dieser Zeit ist sein Schiff kräftiger geworden. Die Börse belohnt dies, im grellen Unterschied zur Konkurrenz. Selbst das Stigma der Staatshilfe scheint überwunden. Neuerdings meldet sich

Ermotti auch mit mutigen politischen Aussagen zu Wort. Der Bundesrat, so monierte er kürzlich in der *Sonntagszeitung*, habe «das Resultat der Parlamentswahlen von Oktober noch nicht ganz berücksichtigt» und politisiere weiter «Mitte-links». Auch stellt sich Ermotti den französischen Begehren um Datenlieferungen entgegen. Das muss man sich als Chef einer Schweizer Bankerst einmal trauen – und leisten können.

Thomas Jordan, Nationalbank-Präsident — Von seinen Entscheidungen hängt Wohl und Wehe der Schweizer Wirtschaft ab. Angesichts der schwelenden Euro-Krise muss Jordan die diffizilen Interessenkonflikte zwischen der Exportindustrie und dem Rest des Landes austarieren: Für das Land und seine Bürger hat sich ein starker Franken historisch als Glücksfall erwiesen. Seit Jordans Entscheidung, die Wechselkursuntergrenze zum Euro aufzuheben, gab es keinen Flächenbrand mehr an den Devisenmärkten, der die

Investoren in Scharen in den Franken getrieben hätte. Eine Bewährungsprobe kommt bestimmt.

Jorge Paulo Lemann, Unternehmer — Der brasilianisch-schweizerische Doppelbürger führt mit einem Vermögen von 31,4 Milliarden US-Dollar (gemäss *Forbes*) spielend sämtliche Listen der vermögendsten Schweizer an. Er schiebt milliardenschwere Firmenbeteiligungen quer über den Erdball. Das Herzstück seines Industrie-Konglomerats ist die Anheuser-Busch-InBev-Gruppe, die weltweit jedes dritte Bier verkauft. Der 76-jährige Lemann wuchs als Kind Schweizer Auswanderer in Brasilien auf und lernte im dortigen Investment-Banking die grosse Kunst der Hochfinanz. Lemanns wirtschaftliche Macht kontrastiert mit seiner öffentlichen Zurückhaltung. Er lebt unauffällig bei Rapperswil-Jona.

Corrado Pardini, SP-Nationalrat (BE) und Unia-Gewerkschaftsboss — In Bern trägt er



Zurückhaltung: Unternehmer Lemann.



Führender Conférencier: WEF-Gründer Schwab.



Impulsgeber: alt Bundesrat Blocher.



Corrado Pardini.



Thomas Staehlin.



Didier Burkhalter.



Gianni Infantino.

den Übernahmen «Jimmy Hoffa», nach dem legendären US-Gewerkschaftsboss des 20. Jahrhunderts. Seit seinem verhandlungstaktischen Meisterstück, mit dem er dem mächtigen Swissmem-Verband einen Mindestlohn aufzwang, ist Pardini der Angstgegner des Arbeitgeberverbands. Sein politischer Instinkt und sein pragmatisches Naturell machen ihn im Parlament zu einem begehrten Bündnispartner. Bei Pardini ist ein Wort ein Wort. Wer von den Linken etwas möchte, der wendet sich zuerst an «Jimmy Hoffa» und nicht etwa an den ideologisch festgefahrenen und unzugänglichen St. Galler Gewerkschaftsbund-Präsidenten Paul Rechsteiner.

Thomas Staehlin, Wirtschaftsanwalt — In jeder Organisation gibt es solche, die vorne stehen, und solche, die im Hintergrund die Fäden ziehen. Manchmal stimmen ihre Gesichter überein. Nicht so bei Economiesuisse. Während die Führungsspitze um Präsident Heinz Karrer und Direktorin Monika Rühl eher repräsentiert, wirken im Hintergrund erprobte Schlachtrösser der Schweizer Konzernwelt. Der einflussreichste Mann in den Hinterzimmern des Wirtschaftsverbands ist der Basler Advokat Thomas Staehlin, ein international bestens vernetzter Wirtschaftsjurist. Auf dem öffentlichen Radar erregt er kein Aufsehen, obwohl er bei wichtigen Firmen wie Kühne+Nagel oder Swisport im Verwaltungsrat sitzt.

Klaus Schwab, Gründer und Präsident des World Economic Forum (WEF) — Auf dem Fundament der Schweizer Neutralität hat er das wichtigste Begegnungszentrum für Spitzenleute aus Politik und Wirtschaft geschaffen. Über dem Genfersee thront sein eindrücklicher Campus, in dem Hunderte Mitarbeiter an Schwabs Mission arbeiten, die «Lage der Welt zu verbessern». Auch wenn dieses Versprechen schwer einzulösen ist, so hat es dem unverwechselbaren Charakterkopf Klaus Schwab doch den Status des führenden Conférenciers der globalen Elite eingebracht. Wohl kein anderer Schweizer kann auf ein eindrücklicheres Arsenal privater Telefonnummern von Staatspräsidenten, Premierministern und Konzernkernern aus aller Welt zurückgreifen.

Christoph Blocher, alt Bundesrat — Der 75-jährige SVP-Doyen bleibt die prägende Gestalt der stärksten Partei des Landes. Gegen den erklärten Willen von «Herrliberg» geht in der SVP wenig. Blocher hat immer wieder bewiesen, dass er im Alleingang Volksabstimmungen gegen die ganze politische Konkurrenz, die Medien und Auguren gewinnen kann. Aus den eidgenössischen Wahlen im letzten Herbst ging seine Partei gestärkt hervor. Sie hat frische, brillante Köpfe in Bern installiert, darunter Blochers Tochter. Derzeit ist das meinungs- und finanzstarke Blocher-Imperium der wichtigste Impulsgeber einer freiheitlichen und unabhängigen Schweiz.

Didier Burkhalter, FDP-Bundesrat — Die Schweizer Regierung ist seit diesem Jahr mit zwei FDP- und zwei SVP-Vertretern nominell bürgerlich besetzt. Allerdings schlägt sich dies bislang kaum in der Politik nieder. Diese Tatsache ist wesentlich auf den linksfreisinnigen Neuenburger Didier Burkhalter zurückzuführen. Ähnlich wie früher Pascal Couchepin sprengt er selbst bei Kernanliegen wie dem liberalen Arbeitsmarkt die bürgerliche Mehrheit, um die linken Truppen hinter seinem geplanten Rahmenabkommen mit der Europäischen Union zu versammeln. Burkhalter schöpft dabei zwar nicht aus wohlverborener Autorität in seinen Dossiers – eher im Gegenteil. Seine Machtfülle fällt ihm als «Zünglein an der Waage» automatisch zu.

Gianni Infantino, Fifa-Präsident — Die Fussstapfen Sepp Blatters sind gross. Dieser hat aus dem drögen Funktionärsverein Fifa eine hochprofitable Sportfirma gemacht, die dann in mancher Hinsicht zum orientalischen Basar verkam. In ihrem Kernbereich brilliert die Fifa mit eindrücklichen Zahlen: Die letzte Fussballweltmeisterschaft versammelte gegen 700 Millionen Menschen vor dem Fernseher – so viele wie kein anderer Sportanlass weltweit. Was die globale Beachtung betrifft, steht der Walliser Infantino damit an der Spitze eines der erfolgreichsten Schweizer Exportprodukte. ○

Abstimmen mit Herz

Wie fremdenfeindlich sind die Schweizer? Welche Rolle spielt die Fussballnationalmannschaft? Wie lebt es sich hier als Einwanderer?

Antworten von Clare O'Dea

«Wissen Sie, warum die Italiener so klein sind?», fragte der Berner Stadtpräsident Alexander Tschäppät das Publikum bei einem Comedy-Event im Jahr 2013. «Weil ihnen ihre Mütter immer sagen: «Wenn du mal gross bist, musst du arbeiten gehen.»»

Mit seiner Amateur-Kabarettnummer versuchte er, komisches Kapital zu schlagen aus dem Klischee von der angeblichen Faulheit der Südländer. «Jetzt mal ehrlich: Ein Neapolitaner mit zu vielen Nebenbeschäftigungen? Können Sie sich das vorstellen? Das ist doch per se so widersprüchlich, wie wenn ich sagen würde, es gebe einen sympathischen Mörgeli.» In grösserer Zahl wanderten Italiener erstmals in den fünfziger und sechziger Jahren in die Schweiz ein. Sie bildeten die grösste Gruppe der ausländischen Bevölkerung des Landes. Jeder vierte Einwohner der Schweiz ist im Ausland geboren, damit hat die Schweiz mit Ausnahme von Luxemburg den grössten Ausländeranteil irgendeines europäischen Landes. Zum Vergleich: In Grossbritannien sind es 13 Prozent, in Polen weniger als 1 Prozent, und in den USA, bekannt dafür, «die Armen, die geknechteten Massen» zu empfangen, wie an der Freiheitsstatue geschrieben steht, sind es ebenfalls nur 13 Prozent.

Milde Xenophobie

Dennoch ist Tschäppät weder ein Donald Trump noch ein Jean-Marie Le Pen, sondern ein ehemaliger Richter und Berufspolitiker der linken SP. Und er wurde selbst zur Lachnummer, als seine müden Scherze Schlagzeilen machten: «Peinlicher Stadtpräsident: Tschäppät macht sich über Italiener lustig», schrieb die sittenstrenge NZZ. «Tschäppät wegen Ausländerwitzen unter Beschuss», titelte der *Blick*. Tschäppät berief sich auf die Freiheit des Komikers und liess verlauten: «Eine grosse Mehrheit kann sehr wohl unterscheiden, wann es um einen Comedy-Auftritt geht und wann um einen ernstesten politischen Auftritt. [...] Ich bedaure, wenn sich jemand durch die Witze verletzt fühlt.»

Milde Xenophobie in Form von plumpen Ausländerklischees ist in der Schweiz weit verbreitet. Gelegentlich geht es aber entschieden weiter. So schaltete 2011 nach einer Messerstecherei in Interlaken die SVP in verschiedenen Zeitungen Inserate mit der Zeile «Kosovaren schlitzten Schweizer auf!» über dem Bild von schwarzen Stiefeln, die auf einer Schweizer Fahne herumtrampeln. «Wer das nicht will,

unterschreibt jetzt die Volksinitiative «Masseneinwanderung stoppen!»» Die beiden Verantwortlichen wurden später wegen eines Verstopfes gegen das Antirassismogesetz mit einer Busse bestraft. Aber das Schweizer Stimmvolk nahm im Februar 2014 die Masseneinwanderungsinitiative an.

Im April 2012 verursachte die *Weltwoche* einen Aufruhr mit einem Titelbild, auf dem ein kleines Roma-Kind mit einer Pistole auf die Kamera zielte. In der Titelzeile wurden Roma und Verbrechen eindeutig miteinander in Verbindung gebracht: «Die Roma kommen: Raubzüge in die Schweiz». Der Autor behauptete, er beschreibe nur das tatsächlich bestehende Phänomen des «Kriminaltourismus» und Missbrauchs von Kindern durch Roma-Banden. Der Schweizer Presserat rügte die *Weltwoche*, mit dem Bild des kleinen Jungen verstosse sie gegen die Medienethik.

Nach den gängigen Klischees sind Menschen aus Ex-Jugoslawien Gauner, Portugiesen bleiben unter sich und weigern sich, die Sprache zu lernen, Nordafrikaner sind Diebe, Schwarzafrikaner Drogenhändler, und Muslime stellen ein Sicherheitsrisiko dar. Diese Klischees sind für die ausländische Bevölkerung demoralisierend, da sie deren wertvollen Beitrag zur Schweizer Gesellschaft nicht gelten lassen; gleichzeitig sind sie eine politische

Mit einem Ausländeranteil von 25 Prozent funktioniert die Schweiz bestens.

Goldgrube: In den letzten zehn Jahren hat es sieben Initiativen gegeben, die zu tun hatten mit Einwanderung, Asyl und ausländischen Verbrechen, und jede beackerte die Gefühle, die mit diesen Klischees verbunden sind.

Bedeutet dies, dass die Schweizer fremdenfeindlich sind? Ich glaube eher, dass fremdenfeindliche Schweizer ihre Meinung gern öffentlich kundtun. Im Vorfeld der Fussball-Weltmeisterschaft von 2014 wurde gemurrt, es gebe in der Schweizer Nationalmannschaft zu viele Einwanderer und Secondos. Die Debatte wurde durch einen der Spieler, Stephan Lichtsteiner, eröffnet. Die meistgelesene Schweizer Zeitung, das Gratisblatt *20 Minuten*, brachte ein Lichtsteiner-Interview mit folgender Einleitung: «Die aktuelle Nati wird vor allem durch Secondos getragen. Lediglich zehn Spieler im 23-Mann-Kader sind Schweizer ohne Migrati-

onshintergrund. Und seit Sommer 2014 hat die Nati auch einen Trainer, der sich nicht nur als Schweizer sieht, sondern nach eigenen Angaben auch als bosnischen Kroaten (geboren in Sarajevo). Gehen der Schweiz die Schweizer



Klassenzugehörigkeit: Spieler der Schweizer

aus? Ist das überhaupt noch eine Schweizer Nati? Es ist kein Geheimnis, dass dieses Thema im ganzen Land kontrovers diskutiert wird.»

Niemand wird ausgeschlossen

Lichtsteiner sprach von Schweizern im engeren Sinn: solchen ohne Migrationshintergrund. Obschon er seine Mitspieler, die nicht reine Schweizer waren, lobte: «Das sind alles tolle Jungs, hervorragende Fussballer, und sie bringen für die Schweiz Leistung», meinte er, die Schweizer Fans wollten mehr Landsleute im Team sehen. «Für mich ist wichtig, was mit der Nationalmannschaft läuft. Wichtig ist mir

darum auch, dass wir auf die sogenannten Identifikationsfiguren aufpassen, weil wir nicht mehr wirklich viele von diesen haben.»

Ich habe Leute sagen hören, manche Spieler trügen das Schweizer Trikot aus zynischen, eigennützigen Gründen. Man kann die Sache aber auch positiv sehen: Die Tatsache, dass so viele Ausländerkinder im Schweizer Fussball zu Ehren kommen, zeugt von einem System, das niemanden ausschliesst, wenn es darum geht, Talente zu fördern. Dass Einwanderer oder Einwandererkinder in der Nationalmannschaft überrepräsentiert sind, hat vermutlich etwas mit der Klassenzugehörigkeit zu tun.

Fussball ist ein billiger Sport und hat dadurch immer schon Aufstiegsmöglichkeiten für Kinder aus ärmeren Schichten geboten. Wer hingegen viele andere tolle Möglichkeiten hat, gibt angesichts der mörderischen Trainingszeiten eher auf.

Angesichts des Geschwafels über Ausländer geht leicht vergessen, dass die Schweiz mit einem Ausländeranteil von 25 Prozent bestens funktioniert und es kaum soziale Konflikte gibt. Trotz der Bemühungen mancher Leute, einen Graben aufzureissen zwischen der einheimischen Bevölkerung und anderen Nationalitäten und ethnischen Gruppen, sind die Schweizer in der Mehrheit tolerant – das verkünden sie aber weniger lautstark als die Gegenseite.

Das Thema Fremdenfeindlichkeit wird in der Schweiz im Auge behalten durch das Staatssekretariat für Migration, die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus sowie die Fachstelle für Rassismusbekämpfung. Eine nationale Studie zum Thema Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, die auf Interviews beruht, welche das Meinungsforschungsinstitut gfs.bern von 2010 bis 2014 durchführte, ergab, dass jeder vierte Schweizer fremdenfeindliche Tendenzen hat. Interessanterweise ist dabei der Unterschied zwischen gebürtigen Schweizern und eingebürgerten beträchtlich: dreissig Prozent gegenüber fünf Prozent. Fremdenfeindlichkeit wurde dabei auf verschiedene Weise gemessen. Man fragte die Leute, wie sie ihre Nachbarn empfänden, wie offen sie ihre Meinung in der Öffentlichkeit äusserten, wie sie sich in der Anwesenheit «anderer» fühlten und mit welchen Klischees oder negativen Ansichten sie einverstanden seien. Es ist auf diesem Gebiet schwierig, direkt vergleichbare Studien zu finden. Gemäss der Studie «British Social Attitudes Survey» sagten 29 Prozent der Befragten in Grossbritannien, sie hätten gewisse Vorurteile gegen Menschen anderer Rassen.

Wenn ein Viertel der befragten Schweizer eine fremdenfeindliche Einstellung hat, bleibt da immer noch eine komfortable Mehrheit von Menschen, die mit dem kulturellen Mix in ihren Gemeinden kein Problem haben. Drei Viertel der Schweizer Bevölkerung arbeiten und leben zusammen mit anderen Nationalitäten, ohne gegen diese einen Groll zu hegen. Auf jede Person, die auf Fragen wie «Möchten Sie, dass es in der Schweiz keine Muslime gibt?», «Sollte die Ausübung des Islam in der Schweiz verboten werden?», «Sollte die Einwanderung von Muslimen verhindert werden?» mit Ja antwortete, kamen drei bis vier Leute, die mit Nein antworteten. Diese Mehrheit stuft verschiedene Nationalitäten nicht automatisch als Kriminelle, Nichtsteuer oder Sozialhilfebetrüger ein. Dank ihrer Toleranz können Ausländer in der Schweiz erfolgreich tätig sein. Menschen, deren Heimatländer ihnen aus politischen oder wirtschaftlichen



Nationalmannschaft.

Gründen keine guten Aussichten zu bieten vermochten, konnten sich hier verwirklichen, darunter Grössen wie Albert Einstein, Charles Chaplin und Nicolas Hayek, der Gründer von Swatch.

Schweizer Finanzfragen, britischer Akzent

Doch nicht nur prominente Ausländer haben in der Schweiz Erfolg. Gemäss einem neueren OECD-Bericht nimmt die Schweiz insofern eine Ausnahmestellung ein, als hier viel weniger Einwanderer Arbeiten erledigen, für die sie überqualifiziert sind: 17 Prozent im Gegensatz zum OECD-Durchschnitt von 32 Prozent. Einwandererkinder erleben auch weniger Diskriminierung: Nur 5 Prozent der in der Schweiz geborenen Einwandererkinder sagten, sie seien diskriminiert worden. Der EU-Durchschnitt lag bei über 20 Prozent. Mittlerweile haben immer mehr Ausländer in Schweizer Spitzenunternehmen das Sagen. Als die Credit Suisse 2015 einen Schwarzafrikaner, den Ivorer Tidjane Thiam, zu ihrem CEO bestimmte, wurde die Entscheidung von den Schweizer Medien begrüsst. Thiam ist nur ein Beispiel für die Bereitschaft der Schweiz, sich auf Talente aus dem Ausland zu stützen. Mark Branson, der Chef der Schweizer Finanzmarktaufsichtsbehörde Finma, ist Brite und äussert sich mit entsprechend starkem Akzent über Schweizer Finanzfragen. Tatsächlich sind mittlerweile zwei Drittel der Topmanager in den dreissig grössten Unternehmen, die an der Schweizer Börse kotiert sind, Ausländer. Die Aktionäre sind allem Anschein nach offen, wenn es um die Frage geht, was Schweizer-Sein heisst.

Tatsächlich bedeuten eine vernachlässigbare Arbeitslosenquote, tiefe Steuern, ein gut-finanziertes Gesundheitswesen und gute

Sozialeinrichtungen, dass es für Schweizer im Alltag wenig zu klagen gibt. Deshalb können sie sich anderer Dinge wegen Sorgen machen, zum Beispiel befürchten, es herrsche Übervölkerung, was in Wohnungsnot und überfüllten öffentlichen Verkehrsmitteln sichtbar werde. Das Thema steht im Zentrum des Interesses, seit die Schweizer Bevölkerungszahl im Jahr 2012 acht Millionen überschritten hat. Zersiedelung ist ein wachsendes Problem im Mittelland, wo die meisten dieser acht Millionen Menschen leben. Im Lauf des 20. Jahrhunderts hat sich die Bevölkerungszahl verdoppelt, und in den letzten Jahren beträgt die Wachstumsrate jährlich mehr als ein Prozent. Motor dieses Wachstums ist vor allem die Einwanderung, aber die Schweizer haben keine Anti-Einwanderer-Märsche im Pegida-Stil veranstaltet, wie sie in Deutschland seit 2014 gang und gäbe sind, da unzufriedene Schweizer die Möglichkeit haben, die Einwanderungspolitik an der Urne mitzubestimmen. Ausländerpolitik bleibt dabei in der Schweiz das Thema Nummer eins.

Europäische Angelegenheit

In der Schweiz wimmelt es von unfreiwilligen Ausländern, Menschen, die eher zufällig, wegen der migratorischen *push- and pull*-Faktoren, hier gelandet sind als aufgrund langfristiger Planung. Wie bereits erwähnt, ist Einwanderung in der Schweiz vor allem eine europäische Angelegenheit. Die Schweiz grenzt an vier grosse Länder, deren Bewohner dieselben Sprachen sprechen wie die Schweizer. Angesichts der Tatsache, dass immer mehr Menschen bereit sind, weit zu reisen, um Arbeit zu finden, und dass es im blühenden Schweizer Arbeitsmarkt offene Kaderstellen in drei Sprachgebieten gibt, ist es wenig verwunderlich, dass das Land so viele ausländi-

sche Cousins und Cousinen anzieht. Bürger dieser angrenzenden Länder – Italien, Deutschland, Frankreich und Österreich – machen 40 Prozent der ausländischen Bevölkerung der Schweiz aus. Andere europäische Nationen stellen weitere 40 Prozent, angeführt von Portugal

Wenn Sie unbedingt Muslim sein müssen, versuchen Sie, nicht zu gläubig zu erscheinen.

(13,1 Prozent), dem Kosovo (5,8 Prozent), Spanien (4 Prozent) und Serbien (3,9 Prozent). 6 Prozent der Ausländer stammen aus asiatischen Ländern, und um die 4 Prozent (je ungefähr 8000 Menschen) stammen aus afrikanischen Ländern, den USA oder der Türkei.

Hohe Hürden

In diesen Zahlen inbegriffen sind Ausländerkinder, die in der Schweiz geboren, aber nicht eingebürgert worden sind; sie unterscheiden sich von ihren Klassenkameraden einzig durch die Farbe ihre Pässe und durch das, was bei ihnen zu Hause gekocht wird. Die Hürden für Einbürgerungen sind in der Schweiz immer schon recht hoch gewesen, nicht zuletzt aus Angst vor Überfremdung. Wer nicht mit einem Schweizer oder einer Schweizerin verheiratet oder das Kind einer Schweizerin oder eines Schweizers ist, muss zwölf Jahre in der Schweiz gelebt haben, bevor er oder sie einen Antrag auf Einbürgerung stellen kann.

Wer Sozialhilfe empfängt, Steuer- oder sonstige Schulden hat, hat kein Anrecht darauf. Wer eingebürgert werden will, muss also entsprechende Dokumente vorweisen und muss in schriftlichen Prüfungen, Befragungen oder beidem beweisen, dass er einer Landessprache mächtig und dass er integriert ist. Dieser langwierige, teure und abschreckende Prozess hat dazu geführt, dass bei den Einbürgerungswilligen ärmere Familien mit tieferem Bildungsniveau untervertreten sind. Ironischerweise hat dieses Festhalten an der hehren Idee, dass das Schweizer Bürgerrecht mit Mühe erkämpft werden müsse, zur Folge, dass Generationen von Menschen künstlich in die Ausländerrolle gedrängt werden, was ihrer Loyalität und Liebe zur Schweiz keineswegs förderlich ist.

Wie es um Fremdenhass steht, findet man am besten heraus, wenn man dessen potenzielle Ziele fragt, wie sie sich fühlen. In der Schweiz wie anderswo kommt es darauf an, ob man als guter oder schlechter Ausländer eingestuft wird. Vom Schweizer Standpunkt aus kann man sich in verschiedener Hinsicht als guter Ausländer qualifizieren. Im Idealfall lebt man schon lange da und beherrscht eine der Landessprachen. Es reicht aber nicht, dass man selbst gesetzestreu und arbeitsam ist: Man muss auch einer Nationalität angehören, die einen guten Ruf hat. In Schweizer Berichten über Verbre-



Im Ganzen kann man optimistisch sein.

chen wird die Nationalität eines Täters oder Verhafteten in der Regel erwähnt. Sogar im Falle von Eingebürgerten wird gern auf deren ursprüngliche Nationalität hingewiesen.

Man ist willkommen, wenn man mit einer Schweizerin oder einem Schweizer verheiratet ist – solange nichts darauf hindeutet, dass man um einer Aufenthaltsgenehmigung willen geheiratet hat. Das nämlich macht einen zu einem schlechten Ausländer. Wenn Sie unbedingt Muslim sein müssen, versuchen Sie, nicht zu gläubig zu erscheinen. Überhaupt stehen Demut und Bescheidenheit einem Ausländer gut an sowie ein Anflug von Dankbarkeit dafür, dass das Glück einen hierher getragen hat. Oh, und wenn Sie in den letzten fünf Jahren eingetroffen sind, ist zu hoffen, dass Sie kein Asylbewerber sind.

Die individuellen Erfahrungen sind dermassen verschieden, dass sich kaum sagen lässt, ob dies für Ausländer in der Schweiz eine besonders günstige oder besonders üble Zeit ist. Im Ganzen, glaube ich aber, kann man optimistisch sein. All dem Überfremdungsgerede zum Trotz werden Ausländer auf sehr organische Weise in die Schweizer Gesellschaft integriert.

Da das Land selbst so vielfältig ist mit von Tal zu Tal und Kanton zu Kanton wechselnden Dialekten, Sprachen und Gebräuchen, sind die Schweizer geübt darin, mit Andersartigkeit umzugehen. Sie wissen, wie es ist, fremd im eigenen Land zu sein, und je grösser die Mobilität auf dem Arbeitsmarkt wird, desto mehr Leute erfahren, wie anstrengend es ist, sich in eine anderssprachige Kultur zu integrieren. Das kann es einem tatsächlichen Ausländer vereinfachen, in der Schweizer Gesellschaft einen Platz zu finden: Er ist nicht der Einzige, der anders ist.

Diversität ist auch innerhalb von Familien an der Tagesordnung: Roger Federer hat eine südafrikanische Mutter, Stan Wawrinka einen tschechischen Grossvater. Die Hälfte der Schweizer Bürger hat mindestens einen ausländischen Grosselternanteil. Die Schweizer stimmen ab mit ihren Herzen: Ebenso viele Schweizer heiraten Ausländerinnen wie Schweizerinnen. Die Eltern der zwölf Kinder, die jeden Morgen vor dem Quartierzentrum in meinem Viertel auf den Schulbus warten, stammen aus neun verschiedenen Ländern: aus der Schweiz, aus Vietnam, Deutschland, Tunesien, Frankreich, Mauritius, Spanien, Peru und Irland. Wenn es regnet, drängen sich alle Kinder im Eingang des Gebäudes zusammen. Bei schönem Wetter spielen sie auf den Schaukeln oder flüstern einander in Zweier- und Dreiergruppen Geheimnisse zu. Fremd ist diesen Kindern nur eines: Fremdenhass. Hoffen wir, das bleibt so.

Bei diesem Text handelt es sich um einen Auszug aus Clare O'Deas Buch «The Naked Swiss. A Nation Behind 10 Myths»; Bergli Books, 229 S., Fr. 26.90, erscheint im Oktober.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Bücher

Licht in die Finsternis

Die aus Irland stammende Journalistin Clare O'Dea zeigt «The Naked Swiss» hinter den Mythen über das Land.



Würde die Ehrenbürgerschaft verdienen: Autorin O'Dea.

Als «irische Journalistin, die in der Schweiz lebt», stellt sie sich auf Twitter vor. Sie kündete Anfang Jahr ein Buch an, «das verändern wird, wie Sie über die Schweiz denken». Und sie schrieb bei der Abstimmung über die Durchsetzungsinitiative, wie sie die Einbürgerung erlebt hatte: «Ich habe drei Schweizer Kinder, ich spreche zwei Landessprachen, ich zahle Steuern. Ich ging nach dem Gespräch auf dem Amt heim und heulte.» Was ist von Clare O'Dea zu erwarten?

Kein Fest nach der Einbürgerung

«Im Ausland, auch bei Freunden, gilt die Schweiz als finster», sagt die zierliche 44-Jährige. Dagegen stehe Irland als «herziges, kleines Land» nicht unter Verdacht. Clare O'Dea wuchs mit einer Gälisch sprechenden Mutter auf und lernte so die Sprachen lieben; sie spricht auch Russisch und Französisch. Dann traf sie an einer irisch-schweizerischen Hochzeit einen Anwalt aus dem Freiburgischen, und sie zog vor dreizehn Jahren zu ihm in die Schweiz.

Die Journalistin fand Arbeit beim globalen Nachrichtendienst Swissinfo, machte also einen Crash-Kurs in Landeskunde: «Ich schrieb sogar über Skirennen, obwohl ich nie zuvor eines gesehen hatte. Das gab

am Montagmorgen ein gewisses Echo – ich hatte das wichtigste Rennen verpasst.» Sie lernte so auch, was sie letztes Jahr für den Schweizer Pass brauchte. «Ich hätte mich schon fünf Jahre früher einbürgern lassen können, aber ich fühlte mich nicht bereit. Ich fand, ich müsse meine Identität opfern.» Mit dem «bürokratischen Prozess» gab es kein Problem, aber eben: Das Gespräch erlebte sie als Verhör, es ging bis hin zur Frage, weshalb sie ihre Zwillingstöchter, als Frühgeburten, in Lausanne und nicht in Freiburg geboren habe.

«Ich wollte ein Fest machen», sagt Clare O'Dea, «aber nach diesem Gespräch mochte ich nicht mehr.» Die Beziehung der Neu-Schweizerin zu ihrer neuen Heimat trübte diese Erfahrung aber kaum, wie ihr Buch zeigt. «The Naked Swiss» stellt «eine Nation hinter zehn Mythen» vor. Die erfahrene Journalistin nimmt sich die Vorurteile über das «finstere» Land vor, die ihren ausländischen Freunden die Sicht auf die Schweiz vernebeln: Die Schweizer seien reich, langweilig oder eben – wie im Vorabdruck – fremdenfeindlich. Und sie tut das, auf die Fakten gestützt, so ausgewogen und gerecht, dass sie gelegentlich die Ehrenbürgerschaft verdienen würde.

Markus Schär

«Es soll keine Gratisbürger geben»

Rolf Schäuble steuerte die Bâloise-Versicherung mit Erfolg. Im Gespräch analysiert er, woran die Schweizer Wirtschaftspolitik krankt, und er zeigt, wie das Land wieder fitter werden kann.

Von Philipp Gut und Savatore Vinci (Bild)

Die *Weltwoche* traf Rolf Schäuble in dessen Haus in Lenzburg AG. Der Blick aus dem Fenster geht auf eine grosse neue Wohnüberbauung, im Hintergrund thront der Stauffberg mit seinem jahrhundertealten Kirchlein. Schäuble hat als Verwaltungsratspräsident und CEO die Bâloise jahrelang geprägt. Er ist bekannt dafür, unerschrocken und klar seine Meinung zu sagen, die auf seiner jahrzehntelangen Führungserfahrung in der Finanzwirtschaft gründet.

Herr Schäuble, betrachten wir die Schweiz einmal unter dem «medizinischen» Gesichtspunkt. Wie lautet Ihre Diagnose?

Verglichen mit andern Ländern, geht es der Schweiz gut. Aber das ist nicht ausschlaggebend, wir wollen schliesslich besser werden. Ich beobachte aber eine markante Verschlechterung auf wichtigen Gebieten. Gemäss der neusten Studie der Weltbank verliert die Schweiz seit 2005 deutlich an Terrain.

Welche Ursachen machen Sie aus?

Die Regulierung ist einer der Hauptpunkte, die uns hindern, mehr Wohlstand zu haben. Es ist unglaublich, was wir heute an Gesetzen und Vorschriften produzieren. Ein anderer Punkt ist die soziale Wohlfahrt mit dem Dreisäulenprinzip. Mit diesem waren wir weltweit führend; aber wir laufen jetzt in eine Katastrophe hinein.

Bleiben wir noch einen Moment bei diesem Vorschriften-Dschungel. Woher kommt das?

Die Politiker sind ja grundsätzlich dazu da, Gesetze zu machen. Aber niemand sagt, sie müssten so viele Gesetze machen. Ereignet sich irgendein einzelner Vorfall, etwa ein Hundebiss, dann ruft man sofort nach einer neuen Vorschrift. Kommt hinzu, dass sich die Politiker profilieren wollen, indem sie permanent Vorstösse einreichen. Ich kenne schlicht keinen Politiker, der sich konsequent für den Abbau von Regulierungen einsetzt.

Mit welchen Massnahmen würden Sie die Regulierungswut eindämmen?

Die FDP spricht sich seit Jahren für weniger Staat und weniger Regulierungen aus, zumindest im Parteiprogramm. Ich bin überzeugt, dass es letztlich nur ein wirksames Mittel gibt: knappe finanzielle Ausstattung. Einfach weniger Geld. Dann sind die sinnlos teuren Projekte nicht mehr möglich.



«Ich vermisse Persönlichkeiten in der Politik»: ehemaliger Bâloise-Chef Schäuble, 71.

Auch der Fiskus zieht die Schrauben an.

Mit der Unternehmenssteuerreform III müssen wir – wohlverstanden auf internationalen Druck hin – Massnahmen ergreifen, die zu etwas weniger Steuereinnahmen führen. Wir haben eine extrem ungleiche Steuerlastverteilung. Die Bundessteuer ist eine reine Reichensteuer. Wenige Prozente der Bevölkerung zahlen 90 Prozent der Steuereinkünfte.

Manche Leute zahlen überhaupt keine Steuern. Eine wachsende Schicht lebt auf Kosten des Staats, also der Mitbürger. Was bedeutet das für die Politik?

Jedermann sollte Steuern zahlen – eigentlich ein Grundsatz, der klar sein sollte. Und wer wirklich nicht zahlen kann, der könnte

das abgelten durch einen Dienst an der Gemeinschaft. Es soll keine Gratisbürger geben. Jeder soll spüren, was der Staat für ihn macht. Was nichts kostet, ist nichts wert, das gilt auch auf diesem Gebiet.

Die Progression bei den Steuern ist gewaltig. Wäre eine Flat Tax nicht gerechter?

Die Progression ist in der Schweiz so krass, dass es nur sehr wenige sehr stark trifft. Und sie hat den negativen Effekt, dass sie Anreize verhindert und Leistung mindert: Wenn ich mehr arbeite, muss ich mehr bezahlen. Die Flat Tax? – Ja, natürlich. Das bedeutet mehr Steuereinnahmen netto bei tieferem Steuersatz. Die Leute könnten somit mehr konsumieren. Auch die Mehr-

wertsteuer könnte man vereinfachen, mit einem Einheitssatz von sechs, sieben Prozent. Der Nussgipfel bleibt ein Nussgipfel, egal, ob sie ihn drinnen oder draussen essen oder beim Beck kaufen.

Dass die Linke möglichst hohe Steuern für die Wohlhabenden will, ist bekannt. Warum schaffen es aber die Bürgerlichen nicht, das System zu reformieren?

Wir müssen zuerst definieren, wer die Bürgerlichen sind. Nicht einmal die ganze FDP ist bürgerlich, die SVP auch nicht immer, etwa wenn es um die Bauern geht. Die CVP ist die unzuverlässigste Partei überhaupt. Möglicherweise wird das im neuen Parlament etwas besser. Das Grundproblem ist: Wir haben einfach keine Persönlichkeiten in der Politik, die etwas konsequent durchziehen. Meine Erfahrung aus zahlreichen Gesprächen ist, dass die Politiker immer gleich reagieren: «Du hast schon recht», sagen sie, verweisen dann aber auf gegenseitige Abhängigkeiten und Kompromisse. Die Politik ist eine riesige Klängelei.

Wie könnte denn der deklamierte bürgerliche Schulterschluss gelingen?

Ich schlage seit Jahren vor, dass sich die bürgerlichen Parteien jeweils auf zwei, drei zentrale Legislaturziele in Kernbereichen einigen. Gelingt das nicht, steuern wir auf den Abgrund zu.

Sie übertreiben!

Schön wär's. Nehmen Sie die soziale Sicherheit: Sie wird immer teurer, irgendwann wird das Geld dafür nicht mehr reichen. Die staatliche Entwicklungshilfe könnte man grösstenteils streichen. Dieses Geld ist zum Fenster hinausgeworfen. Anders ist es mit privater Hilfe, das bringt etwas, im Übrigen auch in den Schweizer Berggebieten. Schliesslich sind auch in der Landwirtschaftspolitik viele Gelder fehlgeleitet. Die Bauern kassieren Milliarden und bringen kaum Wertschöpfung.

Welches Gegenmittel gegen den ausufernden Staat empfehlen Sie?

Am Anfang steht das Anspruchsdenken und nicht mehr die eigene Leistung. Früher hatte der Ernährer der Familie ein Ziel: die Familie durchzubringen. Notfalls schränkte man sich ein. Heute erhebt man Anspruch auf mehrere Ferien pro Jahr und auf mindestens ein Auto. Ähnliches gilt bei der Familienbildung: Man stellt Kinder auf und erwartet, dass der Staat die Kosten übernimmt. Diese Anspruchshaltung finden Sie in allen Bereichen.

Ein von vielen noch unterschätztes Problem ist die Altersvorsorge – ein Kernbereich Ihrer Tätigkeit in der Assekuranz.

Die Entwicklung ist zunächst einmal positiv: Wir werden alle immer älter, und zwar gesünder älter. In der Bundesverfas-

sung haben wir ja das Dreisäulenkonzept. Die erste Säule wird finanziert durch ein Umlageverfahren: Die Jungen zahlen für die Alten. Die zweite ist ein Kapitaldeckungsverfahren, wir sparen zusammen mit dem Arbeitgeber. Die dritte ist die individuelle Vorsorge. Sowohl die erste wie die zweite Säule haben erhebliche Schwierigkeiten: Es gibt immer weniger Zinsen, und immer weniger Junge müssen für immer mehr Alte bezahlen. Die Finanzierung funktioniert so nicht mehr. Wir müssen länger im Erwerbsleben bleiben.

Sie plädieren also für ein höheres Rentenalter?

Angemessen wäre ein Rentenalter siebzig – für Mann und Frau. Heute werden die Frauen früher pensioniert, dabei leben sie länger. Dieses tiefere Pensionsalter wurde einst eingeführt, weil man Überschüsse bei der AHV hatte und damit die Frauen begünstigen wollte. Gleichzeitig müsste man eine Flexibilisierung einführen, etwa für Schwerarbeiterjobs. Damit müssten aber natürlich

«Am Anfang steht das Anspruchsdenken und nicht mehr die eigene Leistung.»

auch finanzielle Einbussen verbunden sein. Die Finanzierung der AHV mittels Mehrwertsteuer ist eine Katastrophe, denn damit verbessern wir ja das in Schiefelage geratene System nicht.

Sind auch Rentenkürzungen nötig?

Das wäre ideal, ist aber wohl politisch nicht realistisch. Wenn es nicht anders geht, ist allerdings auch dies ins Auge zu fassen.

Wie kann der Einzelne vorbeugen?

In der Versicherungsbranche diskutieren wir schon länger über eine vierte Säule: die Pflegeversicherung. Eine pflegebedürftige Person kann im Monat schnell 5000 bis 8000 Franken kosten. Da kommen gewaltige Kosten auf uns zu.

Wichtig für eine prosperierende Zukunft ist auch die Bildungspolitik. Im europäischen Vergleich verzeichnet die Schweiz eine tiefe Jugendarbeitslosigkeit, nicht zuletzt dank dem dualen System und dem hohen Stellenwert der Berufslehre. Allerdings ist ein starker Trend zu einer Akademisierung aller möglichen Ausbildungsgänge auszumachen. Ist unser Erfolgsmodell in Gefahr?

Wir haben zweifellos eine Entwicklung hin zur Über-Akademisierung. Im Kanton Basel-Stadt bekommt man quasi mit der Geburt schon die Matura. Unserer Firma ist es kaum mehr gelungen, kaufmännische Lehrlinge aus Basel-Stadt zu rekrutieren. Es waren aber die Berufsleute, die die Schweizer Industrie gross gemacht haben.

Was wäre zu tun?

Es braucht eine schweizerische Matura, schliesslich kann man nachher die Universität frei wählen. Auch an den Universitäten müssen wir früher und strenger selektionieren. Die Unis müssen anders organisiert werden, und sie sollten auch etwas kosten.

Überproportional wächst die Zahl der Studierenden bei den Phil-I-Fächer.

Wir produzieren Hochschulabgänger, welche die Wirtschaft nicht aufnehmen kann. Niemand braucht alle diese Soziologen und Psychologen. Der Staat ist heute ein Aufgangebecken für Berufe, die es nicht braucht. **Die besten Universitäten der Welt sind privat. Müsste man die tertiäre Bildung in der Schweiz nicht auch privatisieren?**

Natürlich. Doch die Entwicklung läuft dem entgegen, jeder Kanton will eine eigene Hochschule. Der Qualität ist das nicht förderlich.

Wie beurteilen Sie die Fähigkeiten des politischen Personals? Könnte man mit ihm erfolgreich eine Firma führen?

Definitiv, nein! Das politische Personal ist in den vierzig Jahren, soweit ich es verfolge, immer schlechter geworden. Ich vermisse Persönlichkeiten in der Politik. Diese gab es auch bei den Linken, einer der Letzten ihrer Art war Helmut Hubacher. Auch Willi Ritschard war eine imposante Figur. Heute kennt die Linke die ö-Pünktchen nicht mehr: Es dreht sich alles ums Fordern, das Fördern spielt keine Rolle mehr. Aber auch auf der bürgerlichen Seite sieht es nicht viel besser aus.

Woran liegt's?

Heute gehen diejenigen in die Politik, die im Beruf nicht mehr weiterkommen. Die mangelnde Qualität der Basis spiegelt sich dann auch ganz oben, im Bundesrat. Die Regierung in der gegenwärtigen Zusammensetzung ist der Aufgabe nicht gewachsen. Bis jemand in einer grossen Firma an die Spitze kommt, wird er permanent beurteilt. In der Politik gilt das nicht. Nehmen Sie Herrn Parmelin: Der wurde von einem Tag auf den andern von einem Weinbauern zum Chef von Tausenden von Leuten. Selbst Tellerwäscherkarrieren in den USA dauern viel länger. Wie wird man Bundesrat? Indem man von nichts wirklich etwas versteht, dafür von allem ein bisschen etwas, und indem man nirgends aneckt.

Sehen Sie denn gar keine Lichtgestalten?

Es gibt immer Ausnahmen. Ihr Kollege Roger Köppel bringt frischen Wind ins Parlament. Dass sich Frau Martullo-Blocher bei ihrem gewaltigen Arbeitspensum zur Verfügung stellt, ist beeindruckend. Ich finde es lobenswert, dass sich Gerhard Pfister, Albert Rösti oder Petra Gössi das Amt des Parteichefs aufhalsen. Aber solche Figuren lassen sich an zwei Händen abzählen. Das reicht nicht. ○

Jäger der besten Köpfe

Der Romand Aymeric Sallin hat im kalifornischen Woodside einen der wichtigsten Risikokapital-Fonds für Nanotechnologie aufgebaut. Beim Treffen erklärt er, wie die Schweiz mit dem Silicon Valley mithalten kann.

Von Florian Schwab und Marc Olivier Le Blanc (Bilder)

Wer mit einem Uber-Taxi von San Francisco südwärts fährt, wird über eine Message in der App ohne Umschweife in die hiesige Realität hineingezogen: «Code on the road: Beweise deine Hacker-Fähigkeiten und chatte mit dem Uber-Team!» Willkommen im Silicon Valley, wo Computer-Cracks die atemberaubendsten unternehmerischen Erfolgsgeschichten der letzten Jahrzehnte geschrieben haben. Fast vergisst man, die wunderschöne kalifornische Hügellandschaft zu bewundern, die aufs reichhaltigste mit sattgrünen Zypressen und Eukalyptusbäumen übersät ist.

Eine halbe Autostunde von der kalifornischen Metropole entfernt, ist das Silicon Valley der Ort, wo sich kraftstrotzend das Land der unbegrenzten Möglichkeiten erhebt. Drei der vier wertvollsten Unternehmen der USA in-ternet weniger Autominuten: Google in Mountain View, Apple in Cupertino oder Facebook in Menlo Park. Und unzählige andere Firmen, die in ihrem Bereich die Welt erobert haben: LinkedIn, Paypal, Tesla, Uber.

Was ist das Erfolgsgeheimnis dieses Fleckchens Erde, das wie ein Raketenwerfer Innovation um Innovation in die Welt hinausschleudert? Und was kann die Schweiz davon lernen? Wir wollen es wissen und treffen einen Landsmann, der hier mit durchschlagendem Erfolg tätig ist: Der in Freiburg aufgewachsene Aymeric Sallin, 42, hat in Kalifornien eine Firma für Risikokapital (Venture-Capital) aufgebaut, die sich in den letzten zehn Jahren zu einem der wichtigsten Investoren in Nanotechnologie-Firmen entwickelt hat.

Hochleistungssport des Finanzwesens

Unser Ziel ist Woodside, wo die finanziellen Fäden des Silicon Valley zusammenlaufen. Hier lassen sich viele Firmengründer und geniale Unternehmensstrategen mit ihren Familien nieder, sobald das Bankkonto es zulässt. Und Woodside ist der Wirkungsort von Sallin, der seine Firma Nanodimension im Jahr 2012 von Menlo Park, wo die meisten Venture-Capital-Investoren sitzen, hierhin gehievt hat, in die Teppichetage des Silicon Valley. Wenn Geld «smart» ist, wie man an der Wall Street sagt, dann ist es hier in Woodside noch ein bisschen smarter.

Der Grund dafür sind blitzgescheite Unternehmerpersönlichkeiten wie Aymeric Sallin. In einem Oldtimer-Porsche 911 fährt er an sei-

nem diskreten, zweistöckigen Bürogebäude vor. Sallin ist sportlich gekleidet: Jeans und weisses Hemd, modische braune Lederschuhe. Es ist Punkt 8 Uhr, und es ist der dritte Termin, den der Exil-Schweizer an einem Donnerstag wahrnimmt. Wie üblich ist er früh aufgestanden und hat von seinem Home-Office aus die wichtigsten Telefonate nach Europa erledigt. Noch zwei Stunden, und über Zürich legt sich die Abenddämmerung. Bevor er ins Büro fährt, trifft er wichtige Geschäftspartner zum Frühstück. Immer am Montag sitzt er mit seinem Team im Konferenzraum zusammen, dessen Wände sich mit Filzstift beschreiben lassen. «Dieser Termin ist heilig.»

Sein unternehmerisches Flair kultivierte der heutige Risikokapitalist bereits während des Studiums in Lausanne. Er führte eine Agentur, mit der er erfolgreich professionelle Snowboarder managte. Anschliessend war er einige Jahre

Bei Bedarf wird über Nacht die Strategie geändert. Umsetzung: am nächsten Morgen.

lang für ein Strategie-Beratungsunternehmen tätig. «Das war unbefriedigend, weil wir tolle Pläne entwickelten, aber bei der Umsetzung nicht mehr an Bord waren.» Ganz anders heute. «Heute helfen wir den Gründern, ihre Firma aufzubauen, und krempeln selbst die Ärmel hoch, wenn es ein Problem zu lösen gibt.» Bei Bedarf müsse über Nacht die Strategie geändert werden. Umsetzung: am nächsten Morgen. Nanodimension begleitet seine Investments über Jahre und Jahrzehnte. «Vom Labor zum Markt», wie Sallin sagt. Ein diffiziler Weg, bei dem es viele Klippen zu umschiffen gilt.

2007 zog Sallin mit 45 Millionen Euro Investorengeldern (damals rund 70 Millionen US-Dollar) von Zürich in die USA. Die Mission des Physikers mit Diplom von der ETH Lausanne (EPFL): im Silicon Valley die besten Ideen und Firmen aus der Nanotechnologie ausspähen, in sie investieren und beim Aufbau nach Kräften helfen. «Wir schauen uns jedes Jahr rund tausend Firmen an», sagt Aymeric Sallin. Investiert hat er in den letzten acht Jahren in ein gutes Dutzend. Weniger als ein Promille der potenziellen Kandidaten übersteht die Prüfung auf Herz und Nieren. Das Venture-Capital ist der Hochleistungssport des Finanzwesens.



«Wir schauen uns jedes Jahr rund tausend Firmen

Für den Wagnispfad vom Labor zum erfolgreichen Produkt braucht es fundierte Kenntnisse, insbesondere in einem technisch ausserordentlich anspruchsvollen Bereich wie der Nanotechnologie. Hier verschmelzen die neuesten Techniken aus Chemie, Physik und Biologie. Was im Labor gut aussieht, lässt sich meistens nicht grossindustriell herstellen, geschweige denn erfolgreich verkaufen. Internes und manchmal externes Expertenwissen, erklärt Sallin, seien unverzichtbar: «Wir stossen in wissenschaftlich so neue und komplexe Bereiche vor, dass ein einzelner Mitarbeiter von Nanodimension nicht alles verstehen kann.» Darum müsse die Firma als Team funktionieren.

Die technische Komplexität und die Neuartigkeit der möglichen Anwendungen waren ab 2002 in den ersten Jahren eine bleischwere Hypothek für die junge Firma. Sallin, damals



an»: Unternehmer Aymeric Sallin, 42, in Woodside.

noch in der Schweiz, klapperte fast vier Jahre lang das Land nach Investoren ab. Dabei übernachtete er nicht selten im eigenen Auto. Ohne einen Franken Lohn, was ihn Sparsamkeit und ein Bewusstsein für knappe Ressourcen lehrte. «Tausendmal hiess die Antwort <nein>», erinnert er sich mit einem Lächeln. Doch am Ende siegte die Hartnäckigkeit, und Sallin fand die Investoren. «Das Vertrauen, das sie mir gegeben haben, empfand ich als eine enorme Verpflichtung.» Für ein paar weitere Jahre suchte er (erfolglos) mögliche Firmen in der Schweiz und Europa. «Aber es gab sie einfach nicht.» Also kam der Sprung ins Silicon Valley.

Seit mehr als zehn Jahren im Geschäft, hat Aymeric Sallin mittlerweile das, was man einen *track record* nennt: Keines seiner Investments musste er abschreiben. Der Unternehmenswert einiger Firmen, in die er (mit-)investiert hat, ist

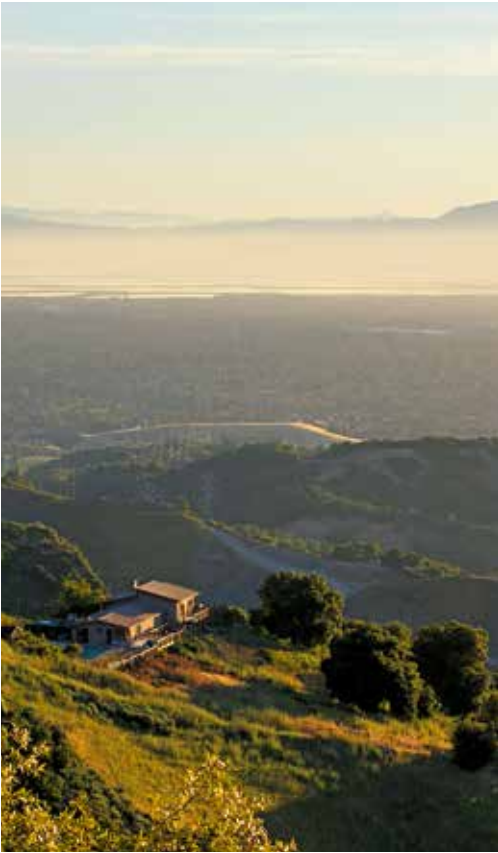
durch die Decke gegangen: vom einstelligen bis weit in den dreistelligen Millionenbereich. Pro Firma. Das sind die *from zero to hero*-Geschichten des Silicon Valley. Trotzdem bleibt Sallin vorsichtig, denn auch eine Raketen-Laufbahn muss sich erst verfestigen.

Perlen mit Hebelwirkung

Eines der ersten Investments ist View. Das Unternehmen hat ein dynamisches Fensterglas entwickelt, bei dem man die Lichtdurchlässigkeit reduzieren kann, ohne an Transparenz zu verlieren. Es macht Fensterstoren überflüssig und hilft dabei, Energie zu sparen. «Die grosse technologische Herausforderung bestand darin, View so gross zu machen, dass es am Markt bestehen kann», sagt Sallin. Mit einer 50 000 Quadratmeter grossen Fabrik beschäftigt das Unternehmen heute 450 Mit-

arbeiter. Letzten Monat gelang Sallin sein zweiter Börsengang. Erfolgreich brachte er Selecta an die Nasdaq, ein Unternehmen im Bereich der Nano-Medizintechnik. Es hat eine bahnbrechende Möglichkeit entwickelt, auf das menschliche Immunsystem einzuwirken. Davon verspricht man sich etwa Immuntoleranz-Therapien und neue Impfstoffe gegen Autoimmunerkrankungen oder Krebs.

Ab 2010, erklärt Sallin, habe eine Verschmelzung der physikalischen, biochemischen und pharmazeutischen Nanowissenschaft eingesetzt. Diese löste eine Hebelwirkung auf die Entwicklung immer leistungsfähigerer Anwendungen für die Medizin oder die synthetische Biologie aus. Auch hier hat sich Nano-dimension Perlen gesichert: Click Diagnostics entwickelt ein Gerät zur molekularen Diagnose von Krankheiten. «Ein Arzt muss keine



Raketenwerfer für Innovation: Silicon Valley.

Proben mehr ins Labor schicken, sondern kann eine Reihe von Krankheiten innert zwanzig Minuten selber und mit hoher Zuverlässigkeit diagnostizieren.»

Die Saat, die Aymeric Sallin in den letzten Jahren sorgsam gepflegt hat, so hofft er, werde ähnlich exponentiell aufgehen, wie dies bei vielen Internet-Start-ups der Fall war. «Die Produkte, in die wir investieren, sind kompliziert und enthalten viel geschütztes geistiges Eigentum. Einige unserer Unternehmen können zwanzig Jahre lang wachsen und haben das Zeug dazu, eine Nestlé oder General Electric der Zukunft zu werden.»

In der Schweiz habe er bislang leider kein einziges Unternehmen mit ähnlichem Potenzial gefunden, beklagt Sallin. An der Wissenschaft liege es aber nicht. Die ETH und die EPFL seien Einrichtungen von Weltrang. Was in der Schweiz fehle, sei zumindest im Bereich Nanotechnologie etwas anderes: Bevor man die grosse Produktion in Angriff nehmen könne, müsse man sie ausserhalb des Labors erproben. «Das ist in der Schweiz unmöglich, weil die dazu notwendige, privatwirtschaftliche Hightech-Infrastruktur nicht in der nötigen Grössenordnung vorhanden ist.» Sollte sich ein solches «Ökosystem» entwickeln, müsse die Schweiz finanzielle Mittel bereitstellen. Er regt ein öffentliches Anlagevehikel (*sovereign wealth fund*) an, das gezielt Hightech-Firmen anziehen soll. «Immer neue Technoparks bringen nichts», findet er.

Zudem empfiehlt Sallin der Schweiz, ihre Champions ETH und EPFL zu pflegen. Diese



Zug im Visier: Xapo-Gründer Casares.

müssten sich auf den globalen Wettbewerb ausrichten. Der ETH-Bereich habe Big Data, Energie und Wasser als seine Schwerpunkte definiert. «Bei Big Data muss man mit dem Silicon Valley mithalten, bei Energie und Wasser mit China.» Die beiden eidgenössischen Hochschulen müssten ihren Spitzenforschern Löhne bezahlen, die mit den weltweit führenden Institutionen mithalten können. Zwar habe man bislang Glück gehabt mit den Spitzen von ETH

Auf dem Rückflug hat er stets Raclette- und Fonduekäse aus Rohmilch im Reisegepäck.

und EPFL, aber «der ETH-Präsident verdient 350 000 Franken, der Präsident von Stanford verdient zwei Millionen US-Dollar.»

Wie kann die Schweiz die besten Köpfe anziehen? Sallin springt auf, verlässt den Raum und kommt kurze Zeit später in Begleitung eines zweiten Mannes wieder: «Das ist Wences Casares. Er hat seine Büros bei uns im unteren Stock.» Casares, stellt sich heraus, ist einer der interessantesten Fintech-Unternehmer im Silicon Valley. Er stammt aus Argentinien und hat als Zwanzigjähriger dort einen der ersten Internetprovider gegründet. Später hat er Lateinamerika-weit ein Portal für Online-Finanzdienstleistungen aufgezogen, das er dem spanischen Banco Santander für 750 Millionen US-Dollar verkauft hat. Danach gründete er die Firma Xapo, die als grösster Speicher für die Internetwährung Bitcoin gilt.

Bislang bietet Xapo seine Dienstleistungen von den USA aus an. Nun möchte Casares sein weltweites Geschäft (ohne USA) in ein anderes Land auslagern. In die engere Wahl kamen Singapur, London und die Schweiz. Am Ende entschied sich Casares für Zug. «Die Schweiz», sagt er, «hat das Zeug dazu, zum Silicon Valley der Fintech zu werden.» Für das Land spreche zuvorderst die hohe Vertrauenswürdigkeit. «Wenn ich in Thailand einen Kunden vor die Wahl stelle, sein Geld in der Schweiz oder in London zu verwahren, wird er die Schweiz wählen.» Das gelte auch für Bitcoins.

Blick in den Kühlschrank

Zudem sei man es in der Schweiz gewohnt, mit der ganzen Welt zu handeln. «Nicht umsonst haben so viele global tätige Unternehmen ihren Sitz in der Schweiz.» Wer weltweit etwas verkaufen wolle und dafür kulturelle Sensibilität benötige, finde dafür die nötigen Leute und Fähigkeiten. Anders in den USA; diese seien sich selbst genug. In trockenen Tüchern ist der Umzug von Xapo nach Zug aber noch nicht. «Die Schweiz wird nicht von selbst zum Silicon Valley der Fintech werden», sagt Casares. Dafür brauche es die Entschlossenheit, aber auch entsprechende Handlungen und Entscheidungen seitens der Politik und der Regulatoren.

Dass die Wahl auf Zug gefallen ist, hat auch mit der Fürsprache seines Freundes Aymeric Sallin zu tun. Dieser sei eine Art Botschafter der Schweiz im Silicon Valley geworden. «Wer etwas über die Schweiz wissen will, geht zu Aymeric», sagt Internetunternehmer Casares. In seinem Reisegepäck führt dieser auf dem Rückflug von der Schweiz stets Raclette- und Fonduekäse aus Rohmilch vom Produzenten seiner Wahl mit und veranstaltet damit weiterhin beliebte Schlemmereien.

«Hier im Silicon Valley spielt es keine Rolle, woher man kommt, welche Hautfarbe man hat oder mit welchem Akzent man spricht», sagt Sallin zum Schluss des Gesprächs. Casares und er seien hier Ausländer und hätten alle Möglichkeiten. Wer bereit sei, sich voll für eine Sache einzusetzen, bekomme seine Chance. «Auch wenn das heisst, dass man keinen Samstag und keinen Sonntag mehr hat.» Wenn er sich eine Firma für ein Investment ansehe, dann mache er den Kühlschrank auf: «Wenn es Bier im Kühlschrank hat, dann ist das ein gutes Zeichen. Es heisst, dass die Mitarbeiter am Abend nicht früh nach Hause gehen, sondern es geniessen, Teil eines Teams und einer Familie zu sein.» In all seinen Investments beteiligt Sallin die Angestellten am Eigenkapital der Firma. «Und zwar von der Sekretärin bis zum CEO.» Das gebe Motivation und eine ganz andere Verbindung zwischen Angestellten und Unternehmen. «Durch Lohnarbeit wird man nicht reich. Aber möglicherweise durch das Miteigentum an der Firma, an deren Aufbau man gearbeitet hat.» ○

Didier Tell

Von **Andreas Thiel** — Der Bundesrat macht Theater.



Die Personen der Handlung:

- Didier Tell
- Sein Sohn Alain Tell
- Ueli Stauffacher
- Seine Frau Simonetta Stauffacher
- Johann Schneider-Fürst
- Guy de Melchtal

- Der Juncker Jean-Claude Gessler
Ort der Handlung: die Rütliwiese
Regie: Doris Leuthard

Ueli Stauffacher: Eidgenossen! Wir wollen uns den fremden Vögten nicht länger beugen!
Simonetta Stauffacher: Wieso? Dieser Gessler ist doch ganz nett.

Ueli Stauffacher: Wie kannst du so was sagen, Schatz?

Simonetta Stauffacher: Er hat mich geküsst.

Ueli Stauffacher: Hör mal, Simonetta, das Drama beginnt damit, dass der Tell todesmutig bei Föhnsturm den verfolgten Konrad Baumgarten über den See rudert, weil dieser den Burgvogt von Unterwalden erschlagen hat, der seine Frau hatte schänden wollen. Und jetzt, wo wir Schwyzer, Urner und Nidwaldner uns auf der Rütliwiese versammelt haben, um uns gemeinsam des habsburgischen Jochs zu entledigen, kommst du und sagst, der Gessler sei doch ganz nett...

Regisseurin Doris: Aber Ueli, wir haben doch den ganzen ersten Akt umgeschrieben: Im Einklang mit anderen Vogteien in ganz Europa ersetzen auch die Eidgenossen ihre Wasserräder durch Windräder. Anstatt bei Föhnsturm unter Lebensgefahr über den See zu rudern, ist Tell zu Hause in seiner Windmühle und mahlt Mehl.

Ueli Stauffacher: Ach so, ich verstehe. Und da der Föhn im Gegensatz zum Wasser, das immer fliesst, nur selten weht, bricht eine Hungersnot aus. Das Volk erhebt sich, die Eidgenossen versammeln sich auf dem Rütli und schwören bei Gott, sich künftig nicht mehr nach fremden Gesetzen zu richten.

Didier Tell: Ich würde lieber nicht bei Gott schwören. Kann ich stattdessen ein Wahlversprechen abgeben?

Ueli Stauffacher: Was machst du denn hier, Tell? Du müsstest doch gefangen genommen worden sein, weil du des Gesslers Hut nicht gegrüsst hast.

Didier Tell: Aber ich habe den Hut doch gegrüsst.

Ueli Stauffacher: Du hast Gesslers Hut gegrüsst?

Didier Tell: Ja.

Ueli Stauffacher: Wieso?

Didier Tell: Weil ich schlau bin.

Ueli Stauffacher: Du nennst es schlau, einen fremden Hut zu grüssen?

Didier Tell: Ja, denn wer den Hut nicht grüsst, wird gefangengenommen.

Simonetta Stauffacher: Und hat dich der Gessler auch geküsst?

Guy de Melchtal: Womöglich in der Hohlen Gasse?

Didier Tell: Durch die Hohle Gasse reite ich nicht mehr, seit ich da mal eine Busse gekriegt habe, weil ich auf der Flucht vor dem Vogt zu schnell hindurchgeritten bin. Seither halte ich mich an die Gesetze des Vogts und grüsse auch seinen Hut. Das erspart mir viel Ärger mit dem Vogt.

Ueli Stauffacher: Und das sagst du vor deinem Sohn? Schäm dich, Didier! Alain, ich hoffe, du wirst nicht wie dein Vater.

Alain Tell: Nein, ich möchte Vogt werden.

Ueli Stauffacher: Dann handeln wir halt ohne Tell. Liebe Landsleute von Uri, Schwyz und Unterwalden, liebe Auns-Mitglieder, wir werden den Hut des Vogts nicht mehr grüssen.

Johann Schneider-Fürst: Übung abbrechen, Kameraden! Es ist alles aus.

Ueli Stauffacher: Wieso?

Johann Schneider-Fürst: Ich komme gerade vom Gessler. Er sagt: «Der Hut bleibt.»

Ueli Stauffacher: Aber grüssen werden wir ihn nicht mehr!

Johann Schneider-Fürst: Vergiss es. Gessler hat gesagt, das Grüssen des Hutes sei unverhandelbar.

Guy de Melchtal: Und jetzt?

Didier Tell: Keine Panik, ich habe ja mittlerweile einen recht guten Draht zum Gessler. Deshalb habe ich ihm vorgeschlagen, den Hut stehen zu lassen, aber die Anweisung, diesen zu grüssen, aufzuheben.

Guy de Melchtal: Und darauf ist er eingegangen?

Didier Tell: Ja, denn ich habe ihm versprochen, dass wir selbst ein Gesetz erlassen werden, welches uns dazu verpflichtet, seinen Hut zu grüssen. Damit bleibt unsere Selbstbestimmung gewahrt.

Regisseurin Doris: Wunderbar, bravo! Jetzt müssen wir nur noch den letzten Akt einstudieren, in welchem die Gesslerburg zu einer Mautstelle für die Hohle Gasse umgebaut wird.

Didier Tell: Aber dort steht doch schon ein Blitzkasten.

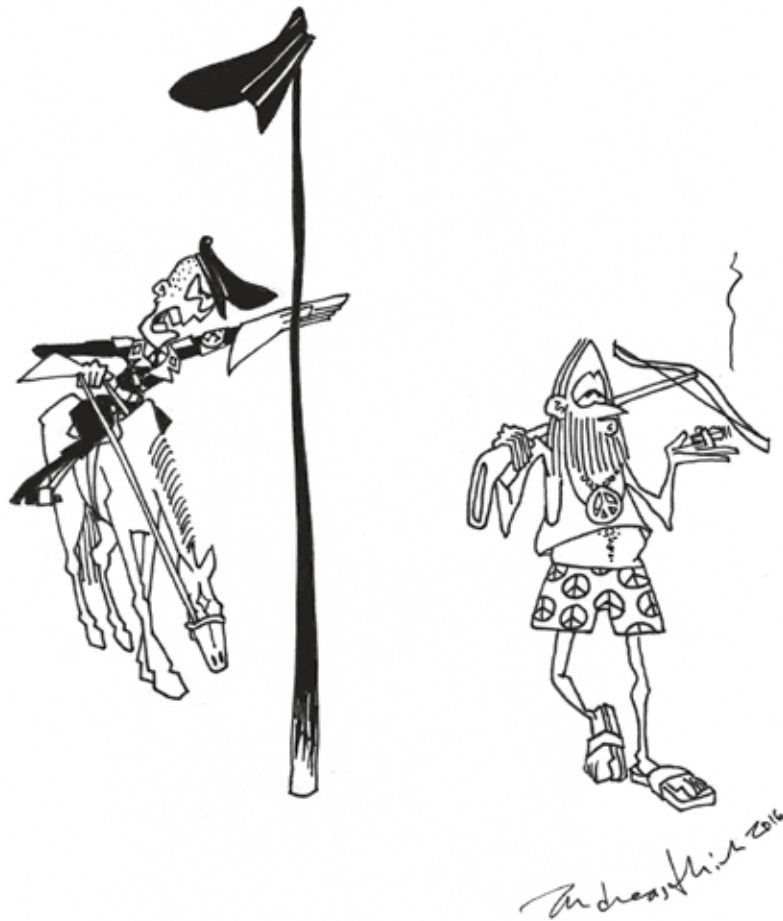
Regisseurin Doris: Ja, aber jetzt führen wir auch noch ein Road-Pricing ein.

Ueli Stauffacher: Hast du den Tell vom Schiller gelesen?

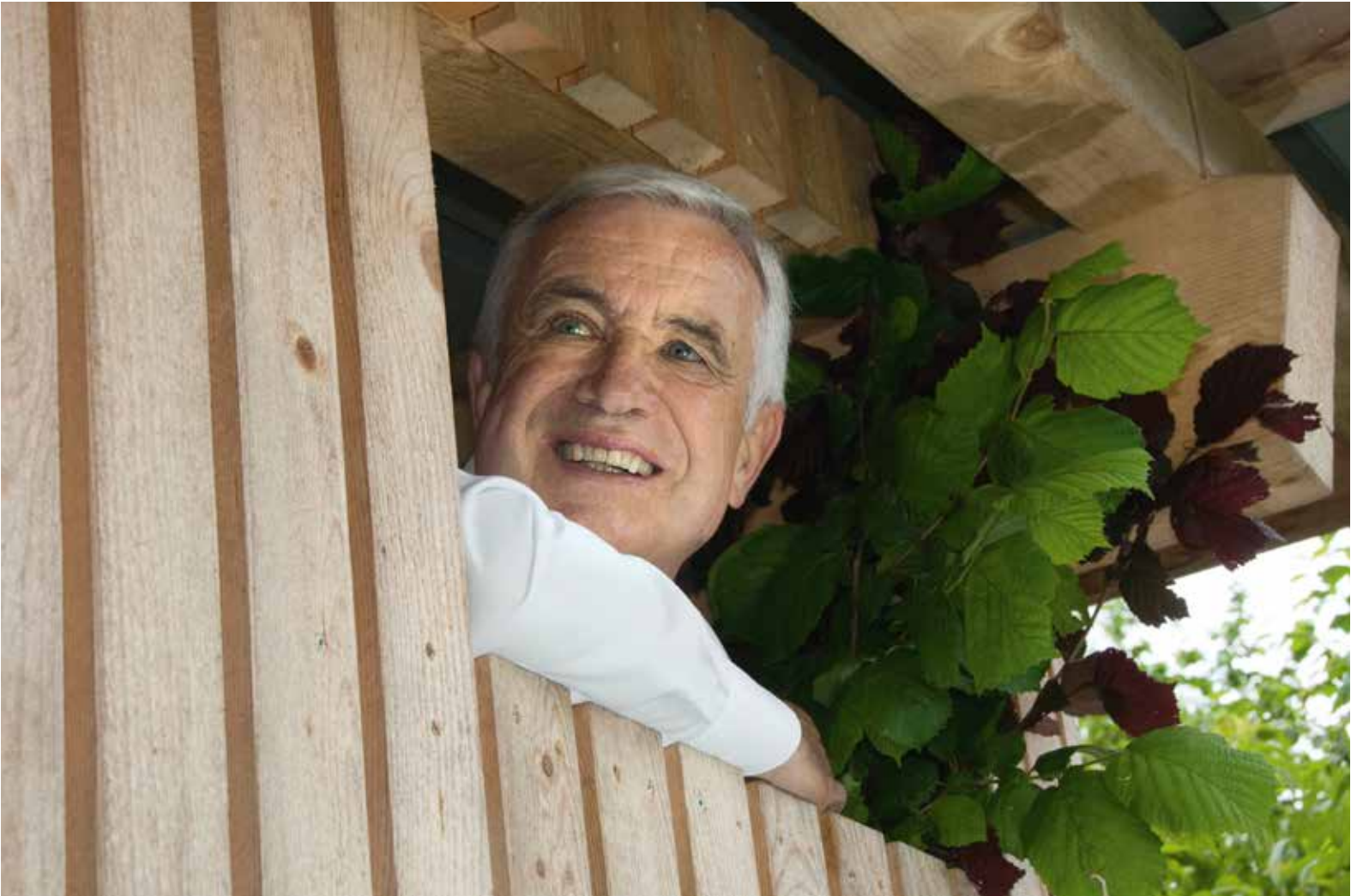
Guy de Melchtal: Ja. Warum?

Ueli Stauffacher: Heisst da nicht einer von Gesslers Söldnern «Leuthard»?

Guy de Melchtal: «Leuthold» heisst er, und der andere heisst «Friesshardt».



«Aber ich habe den Hut doch gegrüsst.»



«Fressen und gefressen werden»: Naturbeobachter Latour, 69, im selbstgebauten Hochsitz.

«Libellenlarven sind Mittelstürmer»

Der Thuner Hanspeter Latour hat im Profi-Fussball nie einen Titel gewonnen. Trotzdem erlangte er den Ruf als Kulttrainer. Jetzt erklärt er die Natur.

Von Thomas Renggli

Innereriz, ein Idyll zwischen Berner Oberland und Emmental. Hier wohnt die musikalische Familie Oesch, im Restaurant «Zur Sennerei» wird am Stammtisch gejasst. Die Chalets heissen «Bärgsunneschyn» oder «Bergheim». Und auf der Geissegg blickt Hanspeter Latour fasziniert in seinen Naturweiher. 120 einheimische Pflanzenarten zählt der Berner Oberländer in seinem prächtigen Garten mit dem grosszügigen Naturweiher. Die Gämsen und Füchse beobachtet er von einem selbstgebauten Hochsitz neben dem Chalet aus.

Der Thuner machte eine Lehre als Laborant. Mit dem FC Thun («Das Wunder von Thun») startete er eine einzigartige Karriere als Fussballtrainer. Er ist sozusagen die Verkörperung des Bodenständigen und Währschaften. Und er hat in fünfeinhalb Jahrzehnten im Fussballgeschäft – zunächst als Torhüter, später als Stratege an der Seitenli-

nie – eine Authentizität und Bescheidenheit behalten, die in diesem oft überhitzten Geschäft selten sind.

Herr Latour, während der Euro in Frankreich beschäftigte das Schweizer Fernsehen praktisch jeden Ex-Nationalspieler und arbeitslosen Trainer als Experten. Nur Sie sah man nicht. Was ist los?

Nach der WM-Endrunde 2014 in Brasilien habe ich mich selbstbestimmend als pensioniert erklärt. Ich könnte noch heute jeden Abend irgendwo auftreten, aber ich habe bewusst einen Punkt gesetzt – nicht, dass ich ausgebrannt oder nicht mehr motiviert wäre, aber ich wollte Abstand vom Fussball gewinnen und mich neu ausrichten.

Aber verstummt sind Sie nicht?

Nein. Aber ich halte mich bewusst zurück. Ich habe meinen Radius auf den einen Kilometer

in meinem naturnahen Garten eingeschränkt – und auf das Beobachten von Tieren und Pflanzen. Der Fussball interessiert mich natürlich noch immer, aber er bestimmt heute nicht mehr meinen Lebensrhythmus.

Bald erscheint Ihr nächstes Buch «Das isch doch e Schwalbe!» – worum geht es?

Um Naturbeobachtungen. Ich habe mich voll auf dieses Projekt konzentriert – in den vergangenen anderthalb Jahren täglich. Während des ersten Schweizer EM-Spiels gegen Albanien kam meine Frau ins Wohnzimmer gestürzt und sagte mir aufgeregt, man höre den Kuckuck im Garten. Sie werden es kaum glauben, aber ich habe meine Kamera gepackt und bin sofort rausgelaufen. Leider habe ich den Vogel doch nicht vor die Linse gekriegt.

Sind Ihre Feldstudien eine Art Therapie?

Das weiss ich nicht. Ich wollte meine Perspektive ändern – etwas Neues erleben. Na-

türlich ist ein Spiel wie Aarau–Sitten auch gut, aber Schwalben, Libellen oder Gämsen zu beobachten, erfüllt mich momentan mehr. Der Fussball holt mich aber immer wieder ein. Als ich frühmorgens auf einer Alp sass, lag da ein Harass mit leeren Féchy-Flaschen. Da musste ich unweigerlich an Giovanni Trapattoni denken: «Flasche leer!» Ich treffe auf meinen Beobachtungszügen viele Menschen – und werde erkannt. Aber niemand will mit mir über die Natur sprechen. Alle wollen über Fussball diskutieren.

Es braucht wohl noch Überzeugungsarbeit, damit Sie als Biologe wahrgenommen werden.

Ich bin weder Biologe noch Fotograf. Aber genau darin liegt der Reiz. Ich halte fest, was ich sehe – ohne dabei einen wissenschaftlichen Anspruch zu erheben. Das könnte ich auch gar nicht. Mein Vater war ein Naturkundler und Vogelexperte. Als

«Niemand will mit mir über die Natur sprechen. Alle wollen über Fussball diskutieren.»

Kind habe ich ihn oft begleitet. Doch dann kam der Fussball dazwischen. Jetzt hole ich das damals Verpasste nach. Und ich realisiere: Vieles, was mir mein Vater erzählt hat, ist mir noch heute präsent und hilft mir mehr als das, was ich in den Büchern lese.

Sie haben Ihr Natur-Gen also geerbt?

Vermutlich. Mein Vater hat Kanarienvögel gezüchtet – aber er war nie auf den Kanaren. Und trotzdem besass er eine grosse Weltoffenheit. Die Menschen waren für ihn alle gleich. Das Wort «Ausländer» habe ich in meiner Kindheit nie gehört.

Schwalben sind im Fussball ein Ärgernis.

Dass Beschiss zum Erfolg führen kann, ist nicht gut. In der Natur hat das Thema eine Dimension mehr: Allein in der Schweiz gibt es sieben Schwalbenarten. Stellen Sie sich vor, die Schiedsrichter im Fussball müssten zwischen Mehlschwalben, Uferschwalben und Felsschwalben unterscheiden. Fussballerisch sind aber die Rauchschwalben am schlimmsten – Schwalben und Rauch gehören nicht ins Stadion.

Sorgen Sie sich um den Fussball?

Es gibt Tendenzen, die mich nachdenklich stimmen. Ich denke nicht nur an das unverhältnismässig viele Geld, das im Spiel ist. Wirklich schlimm sind die Ausschreitungen und Gewaltexzesse. Man dachte, diese Auswüchse seien vorbei – und dann sah man an der EM diese wüsten Bilder. Wenn sich Familien nicht mehr in Stadien wagen, müssen sich alle hinterfragen – auch die Spieler.

Was hat ein Biotop mit einer Fussballmannschaft gemeinsam?

Mehr, als man denkt. Sowohl in einem Biotop wie in einer Mannschaft muss ein Gleichgewicht herrschen. Extreme sind nicht gut. Es geht nur miteinander, aber natürlich herrscht auch ein Gegeneinander – fressen und gefressen werden quasi. Trainer und Umfeld sind stark gefordert, wenn sie dreisig Egoisten zu einer Einheit formen sollen. Es wird bis zum Äussersten gekämpft und oft die Grenze des Fairplay überschritten. Im Biotop gibt es keine Rangliste – aber Sieger und Verlierer sehr wohl.

Sind Libellenlarven eher wie Mittelstürmer oder Innenverteidiger?

Eindeutig Mittelstürmer – denn sie leben ausserordentlich räuberisch. Aber sie dürfen die Defensive nicht vernachlässigen. Wenn sie von der Larve zur Libelle werden, sind sie sehr verletzlich und können leicht ertrinken. Kommt im falschen Moment ein Gewitter, werden ihre Flügel nass – und die Libellen sind flugunfähig. Aber diese Tierchen spüren die Wetterlage – sie haben die Intuition, die auch im Fussball wichtig ist.

Das tönt philosophisch.

Etwas Philosophisches ist sicher dabei. Aber wie gesagt, bringe ich nur zu Papier, was ich sehe. Ich gehe nicht in die Tiefe. Authentizität und Glaubwürdigkeit sind mir bei dieser Arbeit ebenso wichtig wie früher als Trainer.

Sind in der Naturbeobachtung Glücksgefühle wie im Fussball möglich?

Aber sicher. Vor ein paar Tagen habe ich einen Regenbrachvogel in meinem Garten gesehen – ein seltenes Ereignis. Ich habe umgehend den Telefonhörer in die Hand genommen und der Vogelwarte Sempach Meldung erstattet.

Glauben die Mitarbeiter in Sempach, dass Latour eine Vogelbeobachtung meldet?

Natürlich. Wir waren dann sofort in einer angeregten Diskussion – und ich äusserte die Hoffnung, dass es sich sogar um ein Brutpaar handeln könnte. Doch der Ornithologe meinte, dass es nur ein einzelnes Exemplar sein könne – ein Durchzügler. Ich sagte, dass man dies nicht so genau wisse. Schliesslich habe auch nie jemand damit gerechnet, dass sich der FC Thun je für die Champions League qualifiziere.

Flattern noch andere seltene Vögel in Ihrem Revier umher?

Gestern flog ein Bienenfresser an mir vorbei. Auch das ist aussergewöhnlich. Ich habe ihn danach noch mehrere Stunden gesucht, um ihn fotografieren zu können – leider vergeblich. Vögel sehen und Vögel fotografieren sind komplett verschiedene Dinge.

Nahe bei Ihrer sportlichen Fachkompetenz liegt die Beratertätigkeit für den Schwinger Thomas Sempach.

Thomas stammt aus Heimenschwand ganz in der Nähe. Uns verbindet eine echte Freundschaft. Einmal pro Woche spreche ich mit ihm und probiere ihn zu motivieren. Technisch kann ich ihm nichts beibringen, aber mental sind meine Tipps wohl von gewissem Wert. Man muss bedenken, dass Thomas einen Bauernhof betreibt und zusätzlich an zwei Tagen als Bauarbeiter arbeitet. Daneben muss er noch trainieren. Das ist ein immenser Aufwand. Es freut mich jedes Mal ausserordentlich, wenn er gut schwingt.

Sind Schwinger die ehrlicheren Sportler?

Schwinger sind geerdet und bodenständig. Am Abend eines Festes sitzen alle zusammen und reden miteinander. Dass sie sich abschotten, mit Kopfhörern rumsitzen und nur mit ihren Handys kommunizieren, käme nie in Frage.

Was bedeutet Ihnen Heimat?

Die Schweiz ist meine Heimat – und sie ist ein kleines Paradies. Viele Menschen sind sich dessen nicht bewusst. Die Natur ist intakt, die Wirtschaft läuft, die Behörden erledigen ihren Job. Natürlich schimpfe ich manchmal auch über die Steuerrechnung, gleichzeitig muss ich aber sagen: Wir kriegen sehr viel zurück. Denn wir leben in einem funktionierenden Land.

Was denken Sie, wenn Sie vom «Balkangraben» in der Nationalmannschaft hören? Früher hatten wir den Röstigraben. Sind wir ein Land von Gräben?

Vielleicht. Aber wir sind auch ein Land von Menschen, die Brücken bauen. Das zeigt der Fussball am besten.

Während Ihrer Bundesliga-Zeit in Köln machten Sie aus Ihrer Schweizer Herkunft nie ein Geheimnis. Ihr Dialekt wirkte ungefiltert. Nahm man Sie deswegen in Deutschland aber vielleicht zu wenig ernst?

Das glaube ich nicht. Ich habe immer die Schweizer Tugenden vorgelebt – und bin damit weit gekommen. Ich verstecke meine Herkunft nicht und bin gerne Patriot. Durch meine Vogelbeobachtungen habe ich übrigens einen deutschen Biologieprofessor kennengelernt – ausgerechnet einen Kölner. Auch hier schliesst sich ein Kreis.

Und was, wenn Christian Constantin oder Ancillo Canepa anruft und sie als Helfer in der Not verpflichten will?

Dann sage ich: «Es ist wahnsinnig nett, dass Sie an mich denken. Aber ich bin zu weit weg vom Ball.» Das Kapitel Profi-Fussball ist für mich abgeschlossen, aber das Interesse bleibt. Wenn ich am Montag die Zeitung lese, dann suche ich immer zuerst die Resultate meiner alten Klubs: von Dürrenast bis Köln.

Hanspeter Latour hat eine 35-jährige Karriere als Fussballtrainer hinter sich. Er stand am Ursprung des «Wunders von Thun», erweckte die Zürcher Grasshoppers zu neuem Leben und eroberte in der deutschen Bundesliga beim 1. FC Köln die Herzen der Fans.

Sein Haus ist eine Kirche

Er ist in einer italienischen Arbeiterfamilie in Brunnen SZ aufgewachsen, heute gehört er zu den gefragtesten Künstlern New Yorks. Die erstaunliche Geschichte von Ugo Rondinone, der exklusiv das Cover dieser *Weltwoche*-Sonderausgabe gestaltet hat. Von Rico Bandle und Cyrill Matter (Bilder)

Erst ringt er mit den Sätzen, die Umstellung auf Schweizerdeutsch fällt ihm nicht ganz leicht, nach wenigen Minuten tönt er wie ein waschechter Innerschweizer. Ugo Rondinone, der Künstler aus der Schweizer Provinz, der sich in der Weltmetropole durchgesetzt hat, empfängt den Besuch aus der Schweiz in seiner Kirche in Harlem, New York. Der Künstler hat das imposante, über hundert Jahre alte Gotteshaus 2010 für zwei Millionen Dollar erworben und dann für vier Millionen renoviert – hier wohnt und arbeitet er.

Schnell zeigt sich: Die Vorstellung vom einsamen Kreativen, der allein im Atelier Bilder malt und Skulpturen modelliert, ist komplett falsch. Rondinone ist ein Unternehmer, die Kirche sein spektakulärer Firmensitz. Im Büroraum sind vier Mitarbeiter für Termine, Logistik und Grafik beschäftigt; im grossen Kirchensaal, vierzehn Meter hoch, stehen fertige und halbfertige Skulpturen herum, drei bis vier Mitarbeiter vollenden hier nach Anweisung des Meisters die Werke. Im Modellzimmer nebenan sind die Museumsräume kommender Ausstellungen massstabsgetreu nachgebildet, der Künstler schiebt darin Kleinversionen seiner Skulpturen herum, wie in einer Puppenstube. Auf den oberen Stockwerken befinden sich kleinere Ateliers, Rondinones Wohnung und verschiedene Zimmer für Künstler, die sich hier einmieten können.

Die Kirche als Studio, das passt zu Rondinone, den mit seinem Bart und den Birkenstock-Sandalen eine Guru-artige Aura umgibt. Seine Gesprächspartner vermag er mit seiner sanften Stimme, der warmherzigen Art und der wohlüberlegten Wortwahl sofort für sich einzunehmen. Er zeigt sich offen, gibt gerne Einblick in seine Welt, seine Kunst, seinen schon fast märchenhaften Lebensweg, erkundigt sich aber auch, was in der Schweiz gerade so laufe.

Magische Berge

Nebst mehreren Retrospektiven in europäischen Museen gibt zurzeit vor allem eines seiner Projekte zu reden: die monumentale Steinskulptur «Seven Magic Mountains» in der Wüste vor Las Vegas (Bild auf Seite 101). Dreiunddreissig Felsbrocken, im Durchschnitt je achtzehn Tonnen schwer, hat er zu sieben gigantischen, bis zu zehn Meter hohen Türmen gestapelt. Die massiven Steine sind mit grellen Farben bemalt, so dass sie aus der Ferne leicht wie Styropor wirken. Fünf Jahre dauerte

die Planung für das Grossprojekt, das der Künstler in Zusammenarbeit mit dem Nevada Museum of Art und einer Kunststiftung realisiert hat – über drei Millionen Dollar hat es gekostet. Der Logistikaufwand war gewaltig. «In der Wüste steht jeder einzelne Strauch unter Schutz. Bevor wir mit den schweren Lastwagen und Kranfahrzeugen auf das Gelände fahren konnten, musste jede Pflanze kartografiert und samt Wurzel ausgegraben werden. Am Ende hat man alles an derselben Stelle wieder eingepflanzt», erklärt Rondinone.

Das Resultat ist atemberaubend: Die bunten Felstürme, sichtbar für Millionen von Autofahrern auf dem Weg von Los Angeles nach Las Vegas, sind märchenhafte Erscheinungen in der kargen Landschaft.

Die «Seven Magic Mountains» sieht Rondinone als Weiterführung seines anderen grossen Kunstprojekts im öffentlichen Raum: 2013 kam ihm die Ehre zu, die Rockefeller Plaza mitten in New York zu gestalten. Neun Steinfiguren stellte er auf den berühmten

«Er hat unglaublich viel gearbeitet, auch dann, als die anderen ausgingen.»

Platz, jede zwischen fünf und sechs Meter hoch, Stadtpräsident Michael Bloomberg persönlich war an der Vernissage anwesend. «Die Rockefeller Plaza ist ein Symbol moderner städtischer Architektur. In dieser künstlichen Umgebung wollte ich etwas Ursprüngliches und Bodenständiges zeigen. Neun Figuren aus rohem, unbehandeltem Stein. In der Wüste von Nevada wollte ich das Gegenteil bewirken. Sieben künstliche Berge aus aufgetürmten Steinblöcken, wobei diese mit grellen Neonfarben bemalt wurden, so dass der Stein künstlich wirkt. Solche Gegensätze interessieren mich.»

Rondinones Kunst braucht keine Erklärung – findet der Künstler. «In der Musik überlegt man sich auch nicht, was einem der Musiker sagen möchte, sondern man fühlt sie einfach», sagt er. So soll es auch mit seinen Werken sein. Vor allem bei den naturnahen Skulpturen gelingt die emotionale Herangehensweise problemlos, also bei den Gebilden aus Felsbrocken oder bei den nachgebildeten Bäumen. Rondinone nimmt zum Beispiel Gipsabdrücke von über tausend Jahre alten Olivenbäumen in Italien und giesst diese

dann in Aluminium: Diese höchst eindrücklichen, märchenhaften Gebilde sind seine teuersten Werke, sie kosten bis zu 1,5 Millionen Franken. Andere Skulpturen sind weniger leicht zugänglich, zum Beispiel seine einsamen Clowns – ein Sujet, das ihn seit mehreren Jahrzehnten beschäftigt und das er auch für das Cover dieser *Weltwoche* gewählt hat. Im Februar dieses Jahres zeigte er im Museum Boijmans van Beuningen in Rotterdam eine Arbeit von 49 sitzenden und liegenden Clowns. In ihrer Introvertiertheit strahlen sie eine bedrückende Melancholie aus.

Der Vater lebte in einer Höhle

Die Versuchung ist gross, Rondinones erstaunlichen Lebensweg als Aschenputtel-Geschichte zu erzählen: Der Italienerjunge aus der Innerschweiz, schwul, ausgestossen, flüchtet aus der kleingeistigen Provinz in die Weltmetropole und wird dort zum gefeierten Star. Doch so war es nicht.

Rondinone spricht nur positiv von seiner «unschuldigen, wohlbehüteten Kindheit» in der Schweiz am Vierwaldstättersee, den er in New York vermisst. Seine Eltern und sein Bruder, ein Verwaltungsangestellter, wohnen noch immer in Brunnen. Den Sommer verbrachte der Junge jeweils in der Heimat der Eltern, in Matera, der Höhlenstadt im Süden Italiens, wo Pier Paolo Pasolini sein «Matthäusevangelium» (1964) und Mel Gibson die «Passion Christi» (2004) drehte. Sein Vater habe als Kind tatsächlich noch in einer Höhle gewohnt, sagt Rondinone. Zur Kunst hatte weder der Vater, ein Maurer, noch die Mutter, eine Schneiderin, eine Affinität, auch Bücher habe es bei ihnen zu Hause keine gegeben.

Rondinone besuchte das Lehrerseminar in Schwyz, brach die Ausbildung aber zum Leidwesen seiner Eltern ab. Er machte ein Praktikum bei Hermann Nitsch, dem Wiener Aktionskünstler, der in den 1960er Jahren durch seine bluttriefenden Performances bekannt geworden war. «Für einen Achtzehnjährigen ist Nitsch schon beeindruckend. Dass er mich aber als Künstler oder Mensch beeinflusst hat, glaube ich nicht», sagt Rondinone.

Österreich hatte aber sehr wohl einen Einfluss auf sein Leben. An der Wiener Kunstschule studierte er Kunst, eine seiner Kommilitoninnen war Eva Presenhuber, die beiden bildeten eine Symbiose, die ein Leben lang hält: Mit und dank ihr stieg er auf in die Champions League der Gegenwartskunst. Presenhuber übernahm



«Man muss etwas riskieren, sich durchbeißen, hochkämpfen»: Künstler Rondinone, 51, in seinem Atelier in New York.

nach dem Studium die Galerie Walcheturm in Zürich und richtete sie international aus. Die beiden waren ein unzertrennliches Team, machten harte Zeiten durch, die Galerie stand auch einmal kurz vor der Pleite. «Viele andere hätten wohl aufgegeben, Eva hat weitergemacht; ich glaube, das ist unser Erfolgsrezept: der Durchhaltewille, die Hartnäckigkeit. Man muss an sich glauben und fleissig sein, selbst dann, wenn alles aussichtslos erscheint.» Presenhuber wiederum sagt, sie habe schon während des Studiums gemerkt, dass Rondinone etwas Besonderes sei, dass er Karriere machen werde: «Er hat unglaublich viel gearbeitet, auch dann, wenn die anderen ausgingen. Es gibt Persönlichkeiten, die haben es drauf, andere nicht, das erkennt man ziemlich schnell.»

Unbedingter Wille zum Erfolg

Wie Presenhuber war auch Rondinone früh klar, dass ihm die Schweiz und Europa nicht genug waren. 1993 versuchte er erstmals, in New York Fuss zu fassen. Er mietete ein Zimmer in einem Sweatshop in Chinatown, teilte die Toilette mit hundert chinesischen Näherinnen, der Boden war feucht, durch das einzige Fenster sah man direkt an eine Mauer. Einmal kam ihn sein damaliger Freund, der schillernde Seidenproduzent Andi Stutz besuchen: «Ich wohnte in diesem Loch, er im Luxushotel <Four Seasons>, das war schon ein krasser Gegensatz.» Vier Monate hielt er durch, dann kehrte Rondinone krank und ausgelaugt zurück in die Schweiz.

Doch er gab nicht auf. «Wenn du international Erfolg haben willst, musst du dich in Amerika durchsetzen», sagt er. Vier Jahre nach dem ersten New-York-Abenteuer machte er sich wieder auf die Reise über den Atlantik, diesmal abgesichert durch ein Stipendium des Bundesamts für Kultur. Tatsächlich gelang es ihm nun, sich zu etablieren. Er fand eine Galerie, die ihn in Nordamerika vertrat, langsam aber stetig tastete er sich vor ins Epizentrum des boomenden Marktes für Gegenwartskunst. Rondinone stellte im PS1 aus, einem Ableger des New Yorker Museum of Modern Art; er konnte bei der Eröffnung des New Museum jenen Regenbogen-Schriftzug an die Fassade hängen, der so etwas wie ein Leitsatz einer Branche werden sollte, die keine Grenzen mehr kannte: «HELL, YES!»

Seine Herkunft aus einfachen Verhältnissen sieht er als entscheidend für den Erfolg an: «Ich kenne keine erfolgreichen Künstler, die aus gesicherten Verhältnissen stammen. Man muss etwas riskieren, sich durchbeissen, hochkämpfen – das geht nicht, wenn die Eltern alles finanzieren.» Öffentliche Kulturförderung dagegen findet er wichtig: «Das Subventionsystem Pro Helvetia ist fantastisch. Sie ist projektgerichtet und ermöglicht viele Ausstellungen von Schweizer Künstlern in ausländischen Museen.»

Rondinone erlebte keinen plötzlichen Hype, sein Aufstieg vollzog sich stetig und hält bis heute an. Bisher verdoppelten sich die Preise etwa alle zehn Jahre, das sei eine gesunde, nachhaltige Entwicklung, sagt Rondinone. Um eine solche Kontinuität hinzukriegen, ist nicht nur viel Fleiss von Seiten des Künstlers nötig, sondern auch derjenige des Umfelds. So ist eine genaue Beobachtung des Marktes nötig: Stehen zu viele Werke eines Künstlers zum Verkauf, greift die Galeristin ein und kauft Werke zurück, damit die Preise nicht fallen. Eva Presenhuber ist eine Meisterin, was die Marktpflege betrifft. «Ohne sie wäre ich nie da, wo ich jetzt bin», sagt Rondinone. «Ich habe noch nie in meinem Leben ein Kunstwerk verkauft oder einen Kontakt zu Sammlern oder Museumsdirektoren gesucht. Die Galerie schützt und fördert mich.»

Unter Sammlern herrscht ein ausgeprägter Herdentrieb: Kauft ein wichtiger Sammler, so kaufen die anderen auch. Zu den bedeutend-



«HELL, YES!»: Rondinone vor seiner Kirche.

ten Trendsettern gehört der britische Kunsthändler Charles Saatchi, er kaufte im Jahr 2000 gleich eine ganze Serie von Rondinone-Bildern und stellte sie in seiner Londoner Galerie auch aus. Rondinone wagte es, Saatchis Hängung der Bilder öffentlich zu kritisieren: Der Sammler war dermassen erbost, dass er nach Ende der Ausstellung sämtliche Werke verkaufte. «So kann man einen Künstler kaputt machen. Aber Eva hat alle Werke zurückgekauft, so hielt sich der Schaden in Grenzen.»

Wie im Theater

Mittlerweile hat Rondinone ein Alter erreicht, in dem Museen Retrospektiven zeigen, also Rückblicke auf das Lebenswerk. Zurzeit sind solche Ausstellungen im Museum Carré d'Art in Nîmes und im Museo d'Arte Contemporanea di Roma sowie im November im Bass Museum in Miami zu sehen. Er gestaltet jeweils ganze Museumsräume selber, «bespielen» heisst das im Kunst-Fachjargon; bei Rondino-

ne, der auch ein Theaterfreak ist, wäre «inszenieren» der passendere Begriff. Er schiebt die Werke so lange herum, bis jedes Detail stimmt. Nicht das einzelne Werk ist dann von Bedeutung, sondern das gesamte Setting.

Heiliger Ugo

Vom Tempo der Grossstadt merkt man bei Rondinone nicht viel: Im Gespräch ist er die Ruhe selbst, in der Tischrunde steht er allein schon durch seine Ausstrahlung im Zentrum, sämtliche Aufmerksamkeit zieht er auf sich. Er verlasse seine Kirche nicht oft, heisst es; hier wohnt und arbeitet er, hier hat er alles, was er braucht, seine Mitarbeiter machen ihm die Besorgungen, wenn er einige Tage in seinem geschützten Raum bleiben möchte.

Spricht man mit Künstlern in New York, so fällt auch einmal die Bezeichnung «Saint Ugo», heiliger Ugo. Der Schweizer unterstützt viele weniger bekannte Künstler, sei es, indem er ihnen Atelierplätze zur Verfügung stellt, sei es, indem er ihnen mit Ausstellungen, die er selber konzipiert, zu Aufmerksamkeit verhilft. Entsprechend positiv ist sein Ruf in der Szene. Trotzdem sagt Rondinone, dass er gerne nach Europa zurückkehren würde. Vor einigen Jahren hat er in Würenlos ein fantastisches Haus gebaut, ein Kunstwerk fürs Leben – doch es steht seit einigen Wochen zum Verkauf, für fünf Millionen Franken. «Ich habe es einfach zu wenig gebraucht, die meiste Zeit des Jahres stand es leer.» Könnte er frei wählen, würde er nach Wien zurückkehren: «Dort ist alles langsamer. Wien ist eine alte, gemächliche Stadt, das behagt mir sehr.» Dass er trotzdem im rastlosen New York geblieben ist, liegt in erster Linie an der Liebe. Er ist seit 1998 mit dem Dichter und Performancekünstler John Giorno liiert, einem New Yorker Original, heute vor allem bekannt durch Andy Warhols ersten Experimentalfilm «Sleep» (1964), in dem die Kamera sechs Stunden lang auf den schlafenden Giorno gerichtet ist.

Gerne wäre Rondinone etwas näher bei seinen Eltern. «Meine Mutter und mein Vater waren noch nie hier in New York. Vier Mal habe ich ihnen schon Flugtickets gekauft, jedes Mal haben sie kurz vor dem entscheidenden Moment abgesagt. Sie trauen sich das Fliegen nicht zu.» Er freue sich aber immer, wenn er in Europa eine Ausstellung habe, dann könne er sie besuchen. Sie hätten auch Gefallen gefunden an seiner Kunst. Ihm sei ohnehin wichtig, dass seine Werke nicht nur für Kunstinteressierte zugänglich seien. Deshalb habe er auch sofort zugesagt, als ihn die Anfrage der *Weltwoche* für das Cover erreichte. «Es ist doch schön, wenn Kunst auch ausserhalb von Galerien und Museen stattfindet.» Seine Kunst, findet er, solle für alle da sein, sei es in der Wüste von Nevada, auf der Rockefeller Plaza in New York oder auf dem Cover der *Weltwoche*. ○



Wie Styropor: «Seven Magic Mountains» in der Wüste von Nevada bei Las Vegas.



Bodenständig: Steinfiguren auf der Rockefeller Plaza in New York.



Märchenhafte Gebilde: Skulptur im Jardin des Tuileries, Paris.



Bis jedes Detail stimmt: Clown-Installation im Museum Boijmans van Beuningen in Rotterdam.

«Spargeln aus Diepoldsau»

Vreni Giger ist eine Pionierin der Bio-Küche. Nach zwanzig Jahren im «Jägerhof» in St. Gallen wechselt sie ins Hotel «Rigiblick» nach Zürich. Hier spricht sie über den kulinarischen Röstigraben, die Wichtigkeit von regionalen Produkten und ihr Lieblingsgericht. Von David Schnapp (Text) und Maya Wipf & Daniele Kaehr (Bild)

Frau Giger, pflegen Sie eigentlich eine Schweizer Küche?

Das ist schwierig zu beantworten. Ich koche wohl mit Schweizer Produkten, aber ist es deswegen eine Schweizer Küche?

Kochen Sie ausschliesslich mit Schweizer Produkten?

Nicht ausschliesslich, aber zu 90 Prozent.

Welche Ausnahmen gibt es?

Zitronen, Olivenöl, Pfeffer, Zimt, Currypaste, Kokosmilch... Meine Schokolade kommt von der Schwyzer Manufaktur Felchlin, aber der Kakao wächst natürlich irgendwo anders. Fleisch, Gemüse und Salate kommen fast ausschliesslich aus Schweizer Produktion.

Wie kochen Sie damit?

Meine Art ist bodenständig und klassisch. Ich würde aber nicht sagen, dass genau dies die Schweiz kulinarisch ausmacht. Für mich ist es auch nicht wichtig, eine Schweizer Küche anzubieten. Die Produkte sind wichtig. Wenn ich ein asiatisches Rindscarpaccio mache, ist das Fleisch aus der Schweiz, sogar der Ingwer und das Zitronengras, aber die Sojasauce nicht, und den Geschmack würde man eher in Asien verorten. Da möchte ich mich auch nicht geografisch einengen.

Wie zeigt sich die Bodenständigkeit bei dem, was Sie kochen?

Ich bin keine Avantgardistin, ich spiele nicht mit den Dingen, indem ich etwas in drei, vier Varianten auf den Teller bringe. Ich richte einfach an: Es gibt ein Produkt, das im Mittelpunkt steht, etwas dazu, eine Sauce – fertig! Das sieht auch nett aus, vor allem mit den essbaren Blüten und Wildkräutern aus meinem eigenen Garten.

Warum sind die Produkte für Sie wichtig?

Ich bin ein *Buuremeitli*, wir haben immer vom Bauernhof gelebt. Schweizerisch ist vielleicht das: Ich koche mit Butter, weil ich finde, dass die Schweiz ein Butterland ist.

Gibt es überhaupt eine Schweizer Küche, oder gibt es, wie es der Buchautor Dominik Flammer zusammenfasst, ein «kulinarisches Erbe der Alpen» und vielleicht eines der Südschweiz und so weiter?

Vermutlich trifft das zu, man kann die kulinarische Trennlinie nicht an der Landesgrenze ziehen. Wenn man im Tessin ist, ist es oft nicht eindeutig, ob das jetzt noch die Schweiz ist oder schon Italien. So gesehen, geht es eher um Geografie als um Landesgrenzen.

Der globale Foodtrend ist seit Jahren die Regionalität, angefangen bei der Nordic Cuisine. Dann kamen Peru, der Amazonas und zuletzt Mexiko...

Die Leute von der Nordic Cuisine machen keine skandinavische Küche – sie kochen mit skandinavischen Produkten.

Trotzdem: Warum dieser Wunsch nach Nähe, Vertrautheit auf dem Teller?

Es gibt vielleicht eine Rückbesinnung, die Erkenntnis, dass es schön ist, in Skandinavien skandinavische Produkte zu essen. Wenn ich in die Ferien fahre, esse ich, was es dort gibt.

Was erwartet der Gast, der in St. Gallen Ihr Restaurant besucht?

Was der Gast genau will, weiss ich nicht. Vielleicht will er genau diese regionale Küche, vielleicht will er einfach mich kennenlernen, weil er von mir gehört hat.

Sie waren eine der Ersten in der Schweiz, die auf Bioprodukte gesetzt hat. Warum?

Beeren und viele Gemüse sind klar besser aus biologischem Anbau. Als ich ungefähr 1999 auf «Bio» umgestellt habe, war auch das Fleisch besser. Mittlerweile haben viele

«Ich würde mich nicht getrauen, jemandem einen grillierten Lauch zu servieren.»

Züchter ihre Methoden angepasst, man kommt weg von den Grossbetrieben, und die Preise haben sich angeglichen.

Wie haben die Gäste reagiert?

Wir haben es niemandem gesagt, weil wir nicht als «Chörnlipicker»-Beiz dargestellt werden wollten. Es ging auch nicht um ein Label, sondern darum, die beste Qualität zu servieren. Eigentlich bin ich da hineingerutscht. Ich hatte eine Molkerei aus Herisau, die biologisch war, mein Fleischlieferant war ein Bauer aus Trogen, der selber gemetzt hat und ebenfalls unter dem Knospe-Label produzierte. Es ging darum, dass die Lieferanten aus Herisau und Trogen waren, und nicht darum, dass sie biologisch produzierten. Irgendwann haben wir dann gesagt: «Jetzt machen wir es richtig.»

Wie hat sich die Schweizer Restaurant-Landschaft entwickelt, was beobachten Sie?

Ich sehe verschiedene Grosswetterlagen: Zum einen die Avantgardisten, die sehr modern kochen, dann gibt es eine Bewegung hin zur naturnahen, nordischen Küche und

schliesslich Leute wie mich, die eher klassisch kochen und von denen es immer weniger gibt. Das ist halt auf dem Teller nicht so aufregend, aber es folgt dem einfachen Grundsatz «Ich habe gerne etwas zu essen».

Was gefällt Ihnen am besten von den Zeitgeisterscheinungen auf dem Teller?

Für die naturnahe Küche habe ich gewisse Sympathien. Aber der Grat ist schmal, man kann es schnell auf die Spitze treiben. Ich würde mich jetzt nicht getrauen, jemandem einen grillierten Lauch zu servieren und nur einen grillierten Lauch.

Gibt es einen Röstigraben der Küche?

Den hat es immer gegeben. Allein durch die völlig unterschiedlichen Esskulturen. In der Romandie ist es nichts Aussergewöhnliches, dass man mittags richtig isst – mit Wein und Käsewagen. Allein dadurch gibt es einen Graben. Ob unterschiedlich gekocht wird, kann ich zu wenig gut beurteilen.

Welche Art Esser sind die Schweizer?

Ich bin zum Glück auf einem Preisniveau, bei dem nur gute Esser kommen, Leute, die bereit sind, dafür Geld auszugeben. Es gibt sehr wenige, die am Ende finden, sie hätten zu wenig gekriegt für ihr Geld.

Sind die Gäste besser geworden?

Gewissermassen, ja. Essen ist Lifestyle, man dokumentiert über die Social Media seinen Gang auf den Markt, die Zubereitung und schliesslich das fertige Gericht. Wenn in der Fischbeiz am Bodensee während der Schonzeit Egliknusperli serviert werden, weiss der informierte Gast, dass der Fisch nicht aus dem See stammen kann, sondern aus Dänemark oder aus dem Tiefkühler kommt.

Was ist für Sie ein typisch schweizerisches Gericht?

Oh, das ist ganz schwierig. Da hat wohl jeder sein eigenes.

Welches ist Ihres?

Wohl *Ghackets* mit Hörnli und Apfelmus. Das gab es viel zu Hause.

Wie bereitet man es richtig zu?

Für mich darf es nicht zu flüssig sein. Meine Mutter hat das Fleisch angebraten, Zwiebeln dazu, etwas Paprikapulver darüber, Salz, Pfeffer, fertig. Es war eigentlich nur Fleisch und etwas eigener Saft.

Gibt es ein Gericht, das Sie immer schon gerne gekocht haben und immer noch gerne kochen?

Nein, das gibt es nicht. Das ändert immer wieder, man entwickelt sich ja auch als Köchin



«So muss es sein»: Spitzenköchin Giger.

Gibt es einen Geschmack, den Sie sehr mögen?

Es gibt vielleicht nicht einen Geschmack, aber Dinge, die ich wahnsinnig gern habe: Milchreis mit Erdbeeren oder Sauerkraut.

Hat sich Ihr Geschmackempfinden verändert?

Auf jeden Fall. Ich würde sagen, dass mein Empfinden sehr rein ist, weil ich seit über zwanzig Jahren auf sämtliche Bouillonpasten und ähnliche Würzzutaten im Restaurant verzichte. Jede Firma verwendet ja ihren eigenen, unverkennbaren Geschmack, der für die Wiedererkennung in Bouillonwürfeln, Salat- und Bratensaucen sorgt und den Leuten signalisiert: «So schmeckt es gut.» Das habe ich mir gewissermassen abtrainiert. Aber ich bin ein Migros-Kind, und es gibt ganz viele Produkte, die ich nur aus der Migros gerne esse, weil ich finde: «So muss es sein.»

Jetzt machen Sie einen grossen Schritt und werden ab September 2016 die Betriebsleitung im «Sorell Hotel Rigiblick» in Zürich übernehmen. Müssen Sie sich jetzt verändern oder, im Gegenteil, sich treu bleiben?

Ich glaube, es ist sehr wichtig, dass ich mir treu bleibe, damit dieser Betrieb so wird, wie ich mir das vorstelle. Meine Rolle wird sich allerdings etwas ändern, indem ich nicht mehr in der Küche stehen werde.

Warum wollen Sie nicht mehr kochen?

Das geht wegen der Grösse des Betriebs einfach nicht. Ich werde einen Küchenchef anstellen. Aber das Kochen werde ich nicht verlernen, das ist ja wie mit dem Velofahren.

Jetzt haben Sie den Käser aus Trogen und die Fische aus dem Bodensee. Was ist der Plan für Zürich?

Das wird es dort auch geben: einen guten Käser, einen Metzger, der Fleisch von regionalen Bauern hat, Fische aus dem Zürichsee. Es braucht etwas Arbeit, bis man die Lieferkette aufgebaut hat, aber das Prinzip ist dasselbe.

Ist das letztlich die Schweizer Küche, die sich aus regionalen Zutaten speist?

Das ist das, was die Gäste zurzeit wollen. Sie wollen kein Gemüse aus Spanien. Dann wartet man noch zwei Wochen, und dann bekommt man die Produkte aus der Schweiz. Da bin ich strikt. Es gibt Erdbeeren aus dem Thurgau und Spargeln aus Diepoldsau.

Vreni Giger, Jahrgang 1973, wuchs auf einem Bauernhof im appenzellischen Teufen auf, lernte Köchin und arbeitete dann als Pâtissière auf den Kleinen Antillen sowie in Schweizer Häusern wie «Thuri's Blumenau» oder «Jöhri's Talvo». 1996 fing sie als Köchin im «Jägerhof» in St. Gallen an, 2003 übernahm sie Hotel und Restaurant zusammen mit ihrem damaligen Mann teilweise und 2009 dann ganz. 2003 ernannte sie der «Gault Millau» zur «Köchin des Jahres» und hat sie seither mit 17 Punkten ausgezeichnet. Im Herbst 2016 verlässt die Köchin St. Gallen und übernimmt die Betriebsleitung des «Sorell Hotel Rigiblick» mit den Restaurants «Spice» und «Quadrino» in Zürich.

und wird besser. Ich glaube, ich koche heute besser als vor fünfzehn Jahren.

Gibt es ein Gericht, auf das Sie stolz sind, ein typisches Vreni-Giger-Gericht?

Meine gefüllte Zwiebel, die im Ofen gegart wird, einfach als Zwiebel auf den Tisch kommt und ausgelöffelt werden kann. Die Gäste sind immer wieder verblüfft. Dafür stehe ich: aus einer Zwiebel etwas Gutes zu machen.

Wie geht das?

Ich gare die Zwiebel auf einem Salzbett, nehme das Innere heraus, hacke es, vermische es mit etwas Rahm und fülle alles wieder in die Zwiebel. Manchmal kommt noch Fisch dazu oder eine Speckpflaume.

Sie waren jetzt zwanzig Jahre im «Jägerhof», und Sie sind sich dabei kulinarisch treu geblieben. Sind Ihnen die Gäste auch

treu geblieben, oder gab es Zeiten, in denen es nicht so gut lief?

Natürlich gibt es Schwankungen, und wenn man sich treu bleibt, sagen die einen: «Du kochst immer das Gleiche», und die andern fragen: «Warum gibt es jetzt das nicht mehr?» Es braucht eine Mischung aus Selbstkritik und Selbstbewusstsein, um dem entgegenzutreten. Das ist schwierig, vor allem, wenn es ein weniger guter Monat war und man trotzdem vierzehn Löhne bezahlen muss. Dann fragt man sich: «Mache ich etwas falsch? Muss ich etwas verändern? Und wie kann ich das?»

Haben Sie mit der Zeit etwas verändert?

Ich koche heute ganz anders als vor zwanzig Jahren. Der rote Faden ist zwar geblieben, aber ich bin gereist, habe bei andern gegessen, und das hat mich mitgeprägt. Ich kann heute sicher auch viel besser kochen.

Ein Wunderkind reist durchs Land

Vor exakt 250 Jahren durchquerte Wolfgang Amadeus Mozart als Zehnjähriger die Schweiz. Schon damals merkten die Leute: Mozart macht einen besseren Menschen aus jedem, der sich seiner Musik überlässt. Von Matthias Matussek

Das Wunderkind Wolfgang Amadeus Mozart und der ihn begleitende Tross waren am Ende ihrer Welttournee – nun: der Europatournee, denn Europa war die Welt – schliesslich angekommen in der Schweiz. Und sie waren buchstäblich am Ende ihrer Kräfte: sein Vater und Manager Leopold, seine Schwester Nannerl sowie ein Diener.

Drei Jahre lang waren sie unterwegs gewesen, hatten vor Fürsten und gekrönten Häuptionen gespielt, in Süddeutschland, in Amsterdam und Brügge, in Paris und in London, auch vor zahlendem Publikum, denn mit Mozart betrat der erste Künstlerunternehmer die grosse Bühne, er war ein Event, und er sollte das Musikleben für immer umkrepeln. Das Ticket kostete umgerechnet achtzig Franken – das entspricht heutzutage einem Ticket für Neil Young.

Eigentlich wollte die kleine Truppe noch eine Konzerttournee durch die grossen italienischen Städte absolvieren, aber die Gesundheit war bereits überstrapaziert, so zog man eine Abkürzung durch die Schweiz auf dem Weg in die Salzburger Heimat vor.

So kamen sie denn nach ausgiebigem Kutschengerumpel aus Lyon am Abend des 20. August nach Genf, in die Stadt des Spötters und Gesellschaftskritikers Voltaire, der sich ärgerte, weil er, krank zu Bett, den Auftritt des Wunderkindes verpasste, das «am schwarzen Himmel Genfs brillierte».

Die Stadt war calvinistisch, bürgerkriegsgeschwächt, sie war kulturell ausgehungert, freudenabgewandt, da war der kleine Rokokoprinz und Klaviervirtuose mit seiner Perücke durchaus eine freudig begrüßte Abwechslung, ja, ein Abgesandter aus einer anderen Welt.

Heilende Klänge

Die Mozarts stiegen ab im «Hôtel de Balance», das zwar sündhaft teuer war, aber standesgemäss für eine Weltsensation – rund fünfzehn Jahre zuvor war hier der Frauenverführer und «chevalier du plaisir» Casanova abgestiegen. Im Hôtel de Ville gaben sie am 15. September ein Konzert, das sie drei Tage später wiederholten, die Genfer überboten sich gegenseitig mit Lob.

Übrigens gehörte Genf damals noch gar nicht zur Schweiz – die Nationalbegriffe Österreich oder Schweiz oder gar Deutschland gab es noch nicht. Dennoch soll der «Mozartweg», der zum Jubiläum der Reise ausgeschrieben wird, an dieselbe erinnern – eine erste Hinweistafel wurde bereits vor zehn Jahren im Aargau enthüllt.



Abgesandter einer neuen Epoche: Mozarts Besuch bei Salomon Gessner in Zürich.

Nach drei Wochen in Genf reisten sie weiter nach Lausanne, in die Stadt, die in diesen Tagen das Jubiläum von Mozarts Schweizreise am ausgiebigsten feiert. Hier herrschte eine ausgesprochen fröhliche Salonkultur. Prinz Eugen von Württemberg beherbergte die Familie auf seinem Landsitz Grand-Montriond, und der Arzt Auguste Tissot war nach Mozarts Konzert so aufgewühlt wegen des Wunderkindes, dass er in seiner Schrift über die «Erklärung für das Aussergewöhnliche» Jahre später Mozart als Beispiel anführte.

Ein anderer Arzt war zugegen, der behauptete, durch Mozarts Klänge von seiner Schlaflosigkeit befreit worden zu sein. Wahrschein-

lich ist das sogar nicht ganz an den Haaren herbeigezogen – Mozarts Musik kann so was. Erwiesen ist etwa, dass die Verbrechensrate in Bahnhöfen, die mit Mozart bespielt werden, zurückgeht. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass die «Kleine Nachtmusik», wie schon behauptet wurde, die Milchproduktion von Kühen erhöht, und wer das «Credo» aus der «Missa solemnis» hört, glaubt ganz sicher an den lieben Gott und auch daran, dass er lieb ist.

Von «Lusane» – Lausanne – aus, das den Mozarts ausserordentlich gefiel, dann nach Bern, dessen kulturelles Leben am Boden lag – die Aristokratie tat nichts zur Behebung und zur Belebung dieser Wüste. Der Freigeist

Jean-Jacques Rousseau war kurz zuvor aus der Stadt vertrieben worden, und ob die Mozarts tatsächlich dort konzertierten, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Möglicherweise trieb Vater Leopold nur Handel mit Musikalien, mit Kompositionen seines Wunderkindes.

Weiter nach Zürich. Zwei Wochen benötigte die kleine Reisegesellschaft für die Strecke. Doch sie wurde entlohnt für die Strapaze durch die geistig anregende Gesellschaft der Brüder Gessner. Salomon Gessner, der seine Soireen im Haus «Zum Schwanen» gab, war ein vielseitiges Talent. Er war Verleger – er gründete die NZZ – und Dichter und Maler. Der zehnjährige Wolfgang Amadeus ist begeistert von den Gessners, Kreative erkennen sich schnell und ungezwungen, er schreibt, dass die Brüder Gessner «unsern Aufenthalt sehr angenehm und unsern Abschied sehr betrübt» machten.

Schliesslich ging es über Winterthur für vier Tage nach Schaffhausen, welches als «sehr angenehm» empfunden wurde, allerdings machten die mittelalterlichen engen Gässchen auf Vater Leopold einen «abgeschmackten und abscheulich altväterischen» Eindruck. Offenbar sah auch er sich als Vorabgesandter einer neuen, fortschrittlichen Epoche. Wo doch das Alte und Altväterische heute ein erheblicher Standortvorteil wäre, touristisch gesehen, denn das Neue ist oft viel abgeschmackter und abscheulicher.

Kinderherz

So weit die Naturerscheinung Mozart in der Schweiz, das göttliche Kind, das bei der Kaiserin Maria Theresia auf dem Schoss sass und König Georg III. von Grossbritannien entzückte und auf Goethe einen tiefen Eindruck hinterliess, als er den «kleinen Mann mit seiner Frisur und Degen» erlebt hatte. Kein Kind mehr mit zehn. Weshalb Vater Leopold, der das Wunderkind-Image kuratierte, ihn stets jünger machte.

Mozarts frühe Aufführungen waren eine Mischung aus Klassik und Vaudeville, er spielte mit verdeckter Klaviatur, er improvisierte auf Zuruf. Eine wahrere Szene kann es gar nicht geben als diese erfundene aus Milos Formans «Mozart»-Film: In Gegenwart Josephs II. spielt er dem am Hof hoch gehandelten Salieri dessen eigene, hart erschufte Komposition vor, das heisst, er klimperte ihm seine Komposition buchstäblich um die Ohren, er verbessert sie im Spiel, er macht, kichernd und glucksend, Vorschläge, und er lässt den Intriganten Salieri (der womöglich ein guter Komponist war und ein edler Mensch) pulverisiert zurück.

Das Wunderkind Mozart spielte im wahren Sinne des Wortes «Spiel», in dem, nach dem bekannten Wort Schillers, der Mensch erst richtig Mensch sei.

Diese Kindhaftigkeit hat sich Mozart erhalten, ohne sie sind die «Zauberflöte» mit dem Vogelmenschen Papageno oder die «Entführung aus dem Serail» mit dem komisch-finsteren Osmin,

dem Aufseher des Paschas Selim, gar nicht zu denken, und wenn am Schluss dieser orientalischen Räuberpistole alle, die Bösen und die Guten, vor dem eintreffenden Pascha Selim gemeinsam singen: «Nichts ist so hässlich als die Rache», dann klopft das Kinderherz, denn schliesslich: «Wer so viel Huld vergessen kann, den seh man mit Verachtung an.»

Schlichtheit und Anmut

Wie schön, dass die Schweiz seinen Besuch noch einmal ins Gedächtnis ruft, nahezu alle grossen Bühnen des Landes setzen Mozart-Opern an, die allerdings auch ohne aktuellen Anlass funktionieren.

Mozart macht einen besseren Menschen aus jedem, der sich seiner Musik überlässt. Sie ist eine Einübung in Schönheit und Schlichtheit, in Kindlichkeit und Anmut. Nie hatte das Wunderkind Probleme mit einer etwaigen Trivialisierung seiner Musik – Mozart hätte die Verwendung seines Klarinettenkonzerts für die Szene in «Jenseits von Afrika» bejubelt, und wenn die Leute in Prag seinen «Figaro» auf der Strasse piffen, freute es ihn. Auf seiner Tournee spielte er nicht nur vor, sondern verfasste erste eigene Kompositionen. Etwa die Sonate in C-Dur (KV19d) - damals ein populäres Kompositionsformat - wenn auch diese einen erhöhten Schauwert besitzt: Sie ist als vierhändige komponiert, bezieht also Nannerl, die Schwester, mit ein.

Mozart komponiert sie in England, für seine Auftritte im «Swan and Harp». Tatsächlich: Die Mozarts spielen im Pub! Leopold reiserisch in der Ankündigung: Auf Wunsch des Publikums habe man den Aufenthalt auf der Insel verlängert, für zwei Schilling und sechs Pence könne man das Wunder erleben. Mit der Sonate, in der es den alternierenden Wettstreit mit Nannerl um die Tasten zu bestaunen gibt – da setzt sich die linke Hand der Schwester über die rechte Hand ihres Bruders.

Der Kneipenauftritt im Bier- und Tabakdunst allerdings war eine Abräumnummer zu viel, sie sprach sich an den Höfen herum. Die Mozarts versuchten, das fürstliche Mäzenatentum abzuschütteln und sich in die Freiheit zu tingeln. Die Mozarts im Kneipengegröle, täglich von zwölf bis drei. Noch Jahre später riet Maria Theresia ihrem Sohn Erzherzog Ferdinand davon ab, Mozart in seine Dienste zu nehmen, da diese Leute «courent le monde comme des gueux» – wie Bettler durch die Welt ziehen.

Knappe zwei Jahre später konnte Mozart – als Elfjähriger – bereits fünfzig eigene Kompositionen verbuchen, Symphonien, Konzerte, Geistliches. Mit zwölf folgt eine erste Oper, «La finta semplice», beste Ware, allerdings wird sie, wie Leopold in einem Brief räsoniert, vom Konkurrenten Christoph Willibald Gluck und anderen Neidern sabotiert. Das Orchester weigert sich, sich von einem Zwölfjährigen dirigieren zu lassen.

«Unverschämtheit», werden alle Zwölfjährigen sagen, die schon einmal eine Oper komponiert haben – von uns Mittelmässigen hingegen gibt es ein gewisses Verständnis für das Orchester. Wie soll man dieses Genie, dieses kindliche Kraftwerk, dieses Göttergeschenk begreifen?

Die zunächst aufgeschobene Italien-Tournee wird dann drei Jahre später nachgeholt, mit grossem Erfolg.

Man muss sich den damaligen klassischen Musikbetrieb, besonders den in der Oper, völlig anders vorstellen, als er heute ist. Oper wird

Seine frühen Aufführungen waren eine Mischung aus Klassik und Vaudeville.

ausserhalb der Kirche nicht gerade in andächtiger Stille genossen. Am lautesten geht es in den Opernhäusern zu, in die man sich begibt, um zu feiern und zu trinken und bisweilen die Vorhänge der Logen zuzuziehen und zu juchzen.

Man hört Opern so, wie man heute Radio hört, zerstreut. Man gibt sich zwanglos. Die Logeninhaber bringen ihre Lakaien kostenlos mit hinein, die «ihre Notdurft überall verrichteten», wie Piero Melograni in seiner lesenswerten Biografie schreibt. Auch ist das Opernpublikum in Parteien gespalten wie bei einem Fussballspiel. Jeder hat seine Favoriten, seinen Tenor, seine Ballerina, und brüllt die der anderen nieder.

Seither hat die Oper, hat die klassische Musik insgesamt einen interessanten Zivilisierungsprozess durchgemacht. Vom Rummelplatz mit Pauken und Trompeten in den Kunsttempel, vom lärmenden Musikspass zum ausgedünnten Avantgardekonzert für zehn Schweiger und eine Luftpumpe, bei dem schon ein Hüsteln als Akt der Barbarei gilt.

Allerdings hat dieser Zivilisierungsprozess der schieren Lust an Mozart-Opern nichts anhaben können. Man wird es in diesem Schweizer Mozart-Jahr erneut betrachten können. Jeder Besucher lächelt da auf seine eigene Weise, wiegt sich im Stillen, geniesst die raffinierten Quartette, ja Sextette oder Septette, und verlässt das Haus anders, als er es betreten hat.

Überall, ausser in Bern, das sich dem «Mozart-Rummel entziehen» möchte. Vollstes Verständnis, vieles ist mittlerweile abgenudelt und runtergeranzt an Mozarts Melodien, aber wenn dann Tamino in der «Zauberflöte» vor Liebe zu der ihm noch unbekanntem Pamina entbrennt und singt «Dies Bildnis ist bezaubernd schön» und «Ja, jaaa, die Liebe ist's allein», wird auch dieses möglicherweise heute lädierte oder ver-rutschte oder weggerutschte Gefühl wieder lebendig, und das schafft eben nur einer.

Eben Mozart. Der unter dem «schwarzen Himmel Genfs brillierte». Und der unter dem schwarzen Himmel der Gegenwart durchaus heilsam wirken kann. ○



«Finger auf die richtige Stelle»: Künstlerin, Kletterin und Ex-Nationalrätin Lalive.

MvH trifft

Maya Lalive

Von Mark van Huisseling — Wer hoch aufsteigt, kann tief fallen. Oder etwas anderes, Neues anfangen.

Sind Sie aufgeregt vor der Enthüllung Ihres Kunstwerks, kann dabei noch was schiefgehen [ab 5. August soll an der Albigna-Staumauer im Bergell ein 1300 Quadratmeter grosses, mittels eines Helikopters angebrachtes Bild von ihr zu sehen sein; das Motiv der sogenannten Kunstintervention ist bis dann geheim, bekannt ist bloss, dass es etwas mit den Bergeller Bergen zu tun hat]?» – «Das Bild, also die Produktion, habe ich im Griff; der Teil, bei dem meine Kompetenz gefragt ist, ist fast der einfachste. Aber nervös bin ich schon: Weil es die Vorstellungskraft übersteigt, natürlich kann man Fotomontagen machen, aber wie es [das Werk] dann in der Natur aussieht und wirkt, kann man nicht simulieren. Der Stoff zum Beispiel [auf den das Motiv gedruckt ist] lässt Luft durch, es gibt ganz kleine Löcher darin, das ist nötig wegen des Winds, und das ist für mich auch ein Novum ... Ich bin eigentlich überzeugt, dass es gut kommt. Auf der ande-

ren Seite: Es ist für alle Beteiligten ein Abenteuer, und das macht es spannend.»

Maya Lalive ist eine Schweizer Künstlerin und Kletterin; sie lebt in Bäch und arbeitet in Linthal (Kanton Glarus), wo sie ein Atelier hat und es eine dauernde Ausstellung von Werken von ihr gibt, sowie im Bergell. Früher war sie bekannt als FDP-Nationalrätin des Kantons Schwyz respektive dafür, dass sie 2003, nach bloss einer Amtsdauer, nicht wiedergewählt wurde. 2005 wurden ihr «happige Vorwürfe» (*Bilanz*) gemacht, beispielsweise im *Tages-Anzeiger* – «Abzockertum, Nepotismus, Filz» –, es ging um ihren Posten als Geschäftsführerin der ETH Zürich Foundation. Danach suchte die ehemalige selbständige Kommunikationsberaterin, die auch eine Zeitlang bei grossen Unternehmen in höherer Stellung gearbeitet hatte, öffentliche Auftritte und die damit verbundene Ausstrahlung nicht länger. Stattdessen begann sie zu klettern und Kunstwerke herzustellen,

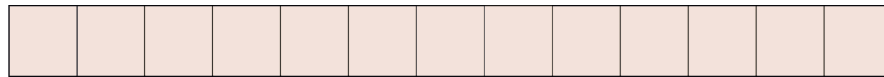
die mit Felsen im Zusammenhang stehen – sie fotografiert und malt abstrakte Bilder mit Naturpigmenten. Anfang August zeigt sie ihr bislang grösstes Werk mit Namen «Rockart 2016»: ein Bild auf einem 750 Kilo schweren, 1300 Quadratmeter grossen Stück Stoff, das an der Albigna-Staumauer im Tal Bergell in Graubünden angebracht wird (bis 28. August). Sie ist in zweiter Ehe verheiratet mit Thierry Lalive d'Epinay, dem ehemaligen Präsidenten der SBB.

«Die Kosten des Werks sind 300 000 Franken, sagen Sie. 200 000 davon sind Eigenleistungen von Ihnen und Beiträge von Privaten und Stiftungen, 100 000 Franken sollen durch Fundraising zusammenkommen – wie sammelt man Geld, wenn man wirtschaftlich unabhängig ist?» – «Es kann sein, dass der eine oder andere das denkt, aber ich bin nicht wirtschaftlich unabhängig, als Künstlerin verdiene ich nicht wahnsinnig viel [ihre kleinen Airbrushbilder kosten ab 2500, grosse Werke aus mehreren Bildern bis 25 000 Franken; grosse Formate, sagt sie, würden selten gekauft]. Das war ein *issue* [ein Punkt]: Kann ich es machen, oder scheitert's am Geld? Aber ich hab mir zugetraut, dass ich einen Teil des Gelds sammeln kann. Und dass man im Nachhinein, wenn es wirklich gut wird, Originalteile des Werks erwerben kann. Und wenn das nicht geht, muss ich es halt abstottern.» – «Einen Galeristen zu finden, der Werke vorfinanziert, wäre eine Möglichkeit ...» – «Heute geht es eher in die Richtung, dass sich der Künstler auch verantwortlich fühlt, seine Kunst zu finanzieren. Das war früher übrigens auch so, Rembrandt und Rubens oder Michelangelo – das waren Manufakturen, und der Meister hat nur da Hand angelegt, wo es um Schlüsselszenen ging, er hat vor allem die Idee, das Konzept entwickelt. Man hat primär Auftragsarbeiten angenommen, es musste sich kommerziell rechnen. Ich geh' ein Risiko ein, aber das ist ein Teil der künstlerischen Herausforderung.»

«Gibt's Parallelen zwischen Kunstmachen und Klettern?» – «Eigentlich schon, man muss sich bei beidem total fokussieren, mit Angst umgehen lernen. Bei der Kunst, die ich mache, muss man ins Detail gehen und den Finger auf die richtige Stelle legen. Es gibt viele Möglichkeiten, aber nicht viele richtige. Und beides braucht Mut, jedenfalls, wenn man von dort kommt, wo ich herkomme.» – «Vermissen Sie die Politik nicht?» – «Nein, ich denke, meine Fähigkeiten liegen nicht unbedingt in der Politik. Ich denke nicht, dass ich der Typ dazu bin. Ich hab's gern, wenn ich meine Vorstellung relativ ungetrübt verwirklichen kann, sonst wär' ich jetzt nicht da und auf der Staumauer [mit ihrem neuen Bild]. Ich wollte schon immer künstlerisch tätig sein – ich glaube, jetzt bin ich angekommen. Jedenfalls für heute und die nächsten Jahre.»

Ihr liebstes Restaurant: Albergo Corona, Vicosoprano, Tel. 081 822 12 35

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9							10	11		12
13						14		15		16			
17					18								
		19								20			
	21				22		23		24			25	
26					27						28		
	29			30			31			32			
33				34	35					36		37	38
39							40						
				41								42	
43									44				



Lösungswort — **Durchaus friedliche Demonstration**

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Wer glaubt, freut sich auf die vor Weihnachten. 7 Ob Kälte oder Horror der Auslöser war? 10 Was wie Tierhaut aussieht, ist ein Markenartikel. 13 Solch ein Amerikaner, z.B. Al Capone. 14 Spricht sie von einem Juwel, meint sie natürlich ihn. 17 Dieser Heilige: Initiant der Schule von Preslaw. 18 Wie immer: bei ihr dauert es noch bis zum Höhepunkt. 19 War eine Art Papst der italienischen Filmproduzenten. 20 Hier ist 18 waagrecht nicht mehr möglich. 21 So gesehen nicht zu sagen, ob Centavos oder Cents. 22 Es lässt sich auch gegen etwas aufrechnen. 26 Menschliche sind dann gar nicht mehr geruchlos. 27 Das nördlichste Volk Eurasiens: diesanen. 28 Wer einmal eine getan hat, nennt sie heute auch so. 29 Vater der Faser und versponnerer Träumereien. 31 Was für uns die Hosen, ist er in etwa für Inder. 33 Die Spanier lernten auf den Philippinen bald auch dieses Volk kennen. 34 Karibisch, doch weder Merengue noch Calypso. 36 Das Heimtier, das das Haus wie ein Mann bewacht. 39 Sprechen wir von Statur, dann hier auch von Figur. 40 Die prächtige Stadtburg erinnert an die maurische Herrschaft. 41 Der Kurort an der Isar, der schon Ludwig I. wichtig war. 42 Womit die Beendigung eines Zeitabschnitts angegeben wird. 43 Beim Fieber nimmt man es gerne in Kauf. 44 Das Brot ist nur mit Zutaten so.

Senkrecht — 1 Taten, wie im Alten Rom gang und gäbe. 2 Das Paar passt wunderbar dazu. 3 Es gehört zum verabredeten Manager. 4 Liegt man mal unter ihr, kriegt man nichts mehr mit. 5 Tierisches Fett, gut für Küche und Kosmetika. 6 Steht es vor dem Killer, kann man sich entspannen. 7 Ort, dort nahe der Grenze zu den Kantonen Luzern und Zug. 8 Je nach Touristenziel strömen dann die Touristen in Massen. 9 Gabe, vor allem Altruisten eigen. 10 Element, sorgt mit dafür, dass sich Pyrotechniker im Element fühlen. 11 Zum Trio der Trias gehören Buntsandstein, Muschelkalk und er. 12 Der I. wie der II.: schwedische Könige. 15 Wie man tropische und extrem harte Baumarten nennt. 16 Jener ägyptische Gott passt zum bündnerischen Ort. 18 Steht vor Getz und spielt Saxophon. 21 In Kalifornien heimische Indianer, viele sind es nicht mehr. 23 Traditionelle Sportart auf dem Sattel. 24 Der antike Staat aus dem Reich der Mitte. 25 Für den Moralisten klar: sittlich tief stehend. 30 Eine lange Stange aus Frankreich, inklusive Duft. 32 Sie ist für jene, die weder gehen noch stehen können. 33 Kein normales Tier, der vergötterte Memphis-Stier. 35 Man wird so zum Mann mit einer eisernen Disziplin. 37 In finanzieller Hinsicht wünscht man sie sich nicht. 38 Food, beinahe und deshalb eben schon so.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 477

	B	L	A	B	L	A		H		M	I	N	S	K
I	M	O	L	A		C	L	E	F		N	A	T	I
D	I	E	T	L		T	A	B	L	E	T	T	E	N
I		W	A	L	D	A	M	E	I	S	E		I	D
O	P	E	R		O		A	I	R	P	L	A	N	E
	F			T	R	E	S		T	E	L	L	E	R
O	E	D	L	A	N	D		Z	E	N	I	T		E
	I	R	E	N		E	G	O	N		G	E	R	I
B	L	O	N	D	I	N	E	N		S	E	R	I	
D	E	H	N	E	N		H	E	R	U	N	T	E	R
U		N	O	M	A	D	E		A	R	T	U	S	
R	I	E	N		N		N	O	T	E		M	E	Z

Waagrecht — 1 BLABLA 7 MINSK 12 IMOLA 13 CLEF (franz. f. Schlüssel) 16 NATI 17 DIETL (Regisseur von Kir R.) 18 TABLETTEN 20 WALDAMEISE 22 ID 23 OPER 25 AIRPLANE 27 TRES (span. f. drei) 29 TELLER 30 OEDLAND 33 ZENIT 34 IREN (rein) 35 EGON 37 GERI 39 BLONDINEN 41 SERI (Reis) 42 DEHNEN 43 HERUNTER 45 NOMADE 46 ARTUS 47 RIEN (franz. f. nichts, Liedtitel: Non, je ne regrette rien, nein, ich bedaure nichts) 48 NOTE 49 MEZ

Senkrecht — 1 BMI (Bundesministerium des Innern) 2 LOEWE (der Löwe ist auch ein Sternbild) 3 ALTAR 4 BALL 5 ACTA (lat. f. Urkunden) 6 HEBEI 8 INTELLIGENT 9 NAT 10 STEINE 11 KINDEREI 12 IDIO (-ten) 14 LAMAS 15 FLIRTEN 19 ESPEN 21 DORN 24 PFEILE 26ALBERTUM27TANDEM28EDEN31DROHNE (Drohn: männl. Honigbiene) 32 LENNON (Chapman erschoss 1980 Lennon) 33 ZONE (= nichtig in der atomistischen Philosophie) 41 SURE (engl. f sicher; Abschnitt d. Korans) 44RAT

Lösungswort — **MENTALITAET**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



FALCON PRIVATE BANK

SWISS PRIVATE BANKING



Your Access to Emerging Markets Opportunities

Zurich | London | Abu Dhabi | Dubai | Singapore

www.falconprivatebank.com

This advertisement is not directed at US-persons and must not be distributed into the USA and should not be relied or acted upon by, any other person located or resident in a jurisdiction where the offering or advertising of the services described herein would be contrary to applicable laws or regulations.